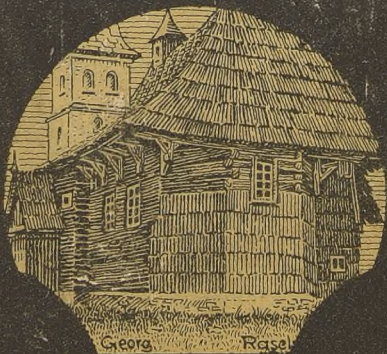


JOSEPH WITTIG

Herrgottswissen



Geschichten
von Webern, Zimmer-
leuten und Dorfjungen

HERDER FREIBURG



EX*LIBRIS

WOJEWÓDZKIEJ

I MIEJSKIEJ

BIBLIOTEKI

PUBLICZNEJ

IM. EMANUELA SMÓŁKI

W OPOLU

Bücher für Seelenkultur

Herrgottswissen
von Wegrain und Straße

Don
Joseph Wittig



Freiburg im Breisgau 1922

Herder & Co. G.m.b.H. Verlagsbuchhandlung

Berlin, Karlsruhe, Köln, München, Wien, London, St. Louis Mo.

Maria Trhamyrel

Herrgottswissen von Wegrain und Straße

Geschichten von Webern, Zimmerleuten
und Dorfjungen

Don
Joseph Wittig



Freiburg im Breisgau 1922

Herder & Co. G.m.b.H. Verlagsbuchhandlung

Berlin, Karlsruhe, Köln, München, Wien, London, St. Louis Mo.

H. Prylas, Kl. - Höben



4437 S

830-3

Imprimatur

Friburgi Brisgoviae, die 14 Octobris 1921

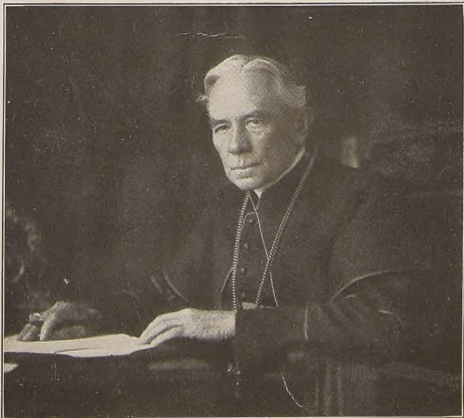
D. m.
Rösch

ZBIORY ŚLĄSKIE

Alle Rechte vorbehalten

Buchdruckerei von Herder & Co. G.m.b.H. zu Freiburg i. Br.

AkG U Nr 315 / 71 / 5



Photogr. A. Illenberger, Stuttgart

Paul Wilhelm von Keppler, Bischof von Rottenburg

Gesamtauflage seiner Werke: 500 000

Übersetzungen in zwölf fremde Sprachen

Wanderfahrten und Wallfahrten
im Orient. Geb. G.-M. 14.—; in Halb-
leder G.-M. 22.—

Im Morgenland (Auszug aus den
„Wanderfahrten“). Geb. G.-M. 4.40

Aus Kunst u. Leben. Geb. G.-M. 12.—;
in Halbleder G.-M. 20.—

Mehr Freude. Geb. G.-M. 3.— bis
G.-M. 5.50

Leidenschule. Geb. G.-M. 3.50

Das Problem des Leidens. Geb.
G.-M. 2.20

Die 14 Stationen des heil. Kreuz-
wegs. (Vergliffen.)

Homiletische Werke

Homilien u. Predigten. 3 Teile. Geb.

G.-M. 8.— / Homiletische Gedanken
und Ratschläge. Geb. G.-M. 2.—

Die Adventsperikopen exegetisch-ho-
miletisch erklärt. Geb. G.-M. 3.40

Die Armenseelenpredigt. Geb. G.-M. 3.60

Unseres Herrn Trost. Erklärung der
Abschiedsreden und des hohebr. Gebetes.
Geb. G.-M. 8.50

Kleinere Schriften

Deutschlands Totenklage. Geb.
G.-M. —.60

Wahre und falsche Reform. Rede.
G.-M. —.25

Abfender:.....

.....

.....

Postkarte

2611



.....

.....

.....

.....

Gutes Quartier

VON JOSEPH WITTIG

Es ist gar nicht weit von hier. Man braucht bloß einige Stunden zu laufen, aber man kann auch noch schneller dort sein. Es fahren auch viele Fuhrleute dahin, und man kann leicht fragen. Unterwegs habe ich einmal ein Kreuz gesehen, wo ein Fuhrmann verunglückt ist. Da stand daran:

*Der Weg zur Ewigkeit
der ist doch gar nicht weit:
Um Achte fuhr er fort,
um Neune war er dort!*

Wenn ich Pfarrer wäre und predigen müßte, da würde ich den Leuten diesen Spruch alle Sonntage ein wenig unter die Nase reiben. Denn die meisten Menschen haben es sich auf der Erde so schön eingerichtet, daß sie nicht gern an die Ewigkeit denken, und wenn sie schon einmal daran denken, dann trösten sie sich und sagen: „Ach dahin ist noch weit!“

„Quarkspitze!“ — möchte ich ihnen darauf sagen. „Manchmal ist man viel eher dort, als man denkt!“

Aber ich bin kein Pfarrer mit solchen Leuten. Ich gehe bloß manchmal gern mit Handwerksburschen und „Armen Reisenden“ auf der Landstraße, kehrt auch wohl einmal mit ihnen ein und bezahle ihnen eine Portion Wurst und einen Korn, und dann kommen wir auch gelegentlich einmal auf die Ewigkeit zu sprechen. Da hat schon mancher von diesen Leuten ein Tränlein aus den Augen gewischt. Denn sie

sind zwar äußerlich ganz verrottet, aber innerlich sind sie halt doch auch Menschen und haben manchmal mehr Gedanken und Gefühl und auch mehr Glauben als mancher, der stolz an ihnen vorübergeht.

Freilich, von frommen Ermahnungen wollen sie nicht viel wissen, und ehrlich gesagt, ich gebe ihnen auch lieber ein paar Pfennige Geld als eine fromme Ermahnung. Man soll auch vor allem nicht die Ewigkeit fortwährend zu frommen Ermahnungen mißbrauchen. Denn sie ist etwas viel Schöneres. Einer, mit dem ich wohl einen ganzen Nachmittag gegangen bin, hat mir, als ich mich von ihm verabschiedete, gesagt: „Sie! Das wäre beinahe schon so schön wie die Ewigkeit!“

Und wenn ich den Herrgott jetzt um etwas bitten dürfte, da würde ich ihn bitten, noch manchmal einen solchen Nachmittag zu verleihen, wo dann ein heimatloser Geselle plötzlich das Gefühl hat, als sei ein Schein von der ewigen Heimat über sein Herz gegangen. Die Ewigkeit ist ja ein Haus auf allen Straßen. Man braucht bloß mit einem einzigen Gedanken aufzuklinken, da ist man schon darin und ist dann nur noch äußerlich ein armer Reisender oder wandernder Handwerksbursche, innerlich aber ist man schon daheim wie im allerschönsten Quartier.

Aus: Joseph Wittig „Das neue Anlitz“,
208 Seiten, Halbleinen.
Thomas-Verlag, Kempen-Ndrh.

Mit Untergriff und Überwurf

Großkampftage für die Bonner Ringer — Punktstart in der Kreisklasse

Das Wochenende verspricht eine lebhaftere Tätigkeit aller Kraftsportvereine des Kreises Bonn, da die Punktspiele im Mannschaftsringen nunmehr in allen Klassen einsetzen. In der Bezirksliga wird bereits die vierte Runde ausgetragen. ASV Siegfried Bonn-Süd, der bereits die schwersten Kämpfe der Saison beim ESV Olympia Köln und Mülheim 92 hinter sich hat, erwartet heute abend in der Turnhalle der Südschule den Kölner Club für Kraftsport 93. Den Bonner Vorstädtern steht wieder ein schwerer Kampf bevor, der aber mit etwas Glück wenigstens mit einer Punkteteilung enden könnte. Die übrigen Paarungen der Bezirksliga: ESV Olympia Köln — Mülheim 92 (der Spitzenkampf um die Herbstmeisterschaft), KSV Kendenich — AC Euskirchen. Der Tabellenstand:

Mülheim 92	3	3	0	0	20:4	6:0
Kölner CfK	3	2	0	1	16:8	4:2
Olympia Köln	3	1	1	1	12:12	3:3
KSK Kendenich	3	1	0	2	9:15	2:4
Siegfried Bonn	3	1	0	2	8:16	2:4
AC Euskirchen	3	0	1	2	7:17	1:5

Mit sieben Mannschaften nimmt die Kreisklasse in dieser Saison den Kampf um die Punkte auf. Freilos in der ersten Runde zog KSV Duisdorf. KSV Godesberg erwartet die Bonner AG 99. In diesem Treffen müßten sich die kampferfahrenen Bonner knapp durchsetzen. Völlig offen erscheint die Begegnung zwischen AV Eiche Bonn und KSV Kirchheim. Der vorjährige Kreismeister wird sich gegen die starke Gästestaffel erheblich anstrengen müssen. Mit Spannung sieht man auch der Lokalausinandersetzung zwischen AC Euskirchen II und Borussia Euskirchen entgegen. Ein Erfolg der Borussen würde nicht überraschen. —tha—

Hockeygäste vom Niederrhein

HTC Oberhausen und HTC Leverkusen in Bonn

Die beiden Bonner Hockeyvereine Bonner THV und BTHC Schwarz/Weiß erwarten morgen Gäste vom Niederrhein. Während der Bonner THV auf seiner neuen Platzanlage am Sträßchensweg den starken HTC Oberhausen empfängt, erwartet der BTHC Schwarz/Weiß den HTC Leverkusen mit vier Mannschaften zu einem Klubkampf.

~~~~~

## Inhalt.

|                                                                              | Seite |
|------------------------------------------------------------------------------|-------|
| 1. Die braune Geige. Ein Vorwort . . . . .                                   | 1     |
| 2. Vom Märchen zum Mysterium . . . . .                                       | 14    |
| 3. Wirklichkeit . . . . .                                                    | 26    |
| 4. Das Mysterium der Blumenwelt . . . . .                                    | 43    |
| 5. Neuforge und seine Heiligtümer . . . . .                                  | 51    |
| 6. „Freu' dich, du Albedorfische Jungfrau!“ . . . . .                        | 64    |
| 7. Unserer Lieben Frauen Fahrt nach Oberschlesien . . . . .                  | 75    |
| 8. Der schwarze, der braune und der weiße König . . . . .                    | 86    |
| 9. Mariä Lichtmeß . . . . .                                                  | 93    |
| 10. Tauwetter . . . . .                                                      | 104   |
| 11. Meine neuen heiligen Drei Könige . . . . .                               | 115   |
| 12. Die kleinen Diener Gottes . . . . .                                      | 145   |
| 13. Das Riesengebirge . . . . .                                              | 167   |
| 14. Das Mysterium der menschlichen Handlungen und<br>Geschehnisse . . . . .  | 180   |
| 15. Der Glaube des Leinwebers und Kirchvaters August<br>Strangfeld . . . . . | 223   |

~~~~~


1. Die braune Geige. Ein Vorwort.

Die Familie meiner Mutter und die meines Vaters unterschieden sich vor allem dadurch, daß alles, was Strangfeld hieß, singen, tanzen und musizieren konnte, alles, was Wittig hieß, aber nicht. Das soll eine Lust gewesen sein dort oben auf dem Leppelt, in dem Hause, das mit seinen Obstbäumen von fern ausieht wie ein kleiner Busch, beim Ambrosseffe, wie meiner Mutter Vater Joseph, der Sohn des Strangfeldambros, hieß, unter seinen zwölf Kindern, die alle singen, tanzen und musizieren konnten. Was nur je die Kunstfertigkeit an Ansatzstücken für den menschlichen Mund geschaffen hat, Hörner, Trompeten, Posaunen, Flöten, Klarinetten, das wurde von Ambrosseffens Jungen an den Mund gepreßt, und was der Ambrosmädchen Mund an frohen Weisen sang, das trugen die Instrumente der Strangfeldjungen hinaus durch Tür und Fenster, so daß der ganze Leppelt teilhatte an der Lust in dem Hause mit den vielen Bäumen. Kein Klang aber drang über das weite Tal des Hauptdorfes Schlegel hinüber nach dem stillen Wittighause am Horizont. Nur die Liebe fand einmal den weiten Weg hinüber und herüber. Dort Singen, hier Sinnen; dort die Musik des Tones, hier die Musik des Bildes; dort lustiges Modulieren in Klang und Rhythmus, hier glückseliges Modellieren in weichem Lindenholz und in dem noch bildsameren und feineren Wachs gottinniger Phantasie. Dort stiegen die Söhne seit vielen Geschlechtern als Bergleute hinab in die Tiefen der Erde und holten Kohle

herauf, die in lustigem, flackerndem Brand die Menschen erwärmt, hier stiegen sie als Zimmerleute empor, bauten Dachgerüst und Dach über Haus und Kirche und Kirchturm und webten im Winter am Webstuhl Leinwand und Baumwolle, die ohne lustigen Brand, aber mit großer Zartheit die Menschen wärmt und schützt. Dort erklangen zur Weihnacht die Hirtengesänge von Bethlehem, hier sah man Bethlehem und die Hirten und Maria und Joseph und das Gotteskind und die Gloriaengel in sichtbarer Gestalt, in Lindenholz geschnitzt, mit bunter Farbe bemalt, mit Blattgold vergoldet und mit Frömmigkeit beseelt.

Schon frühzeitig hätte ich gern gewußt, ob ich mehr nach meiner Mutter oder mehr nach meinem Vater sei. Wenn ich die Mutter singen hörte, wäre ich gern nach meiner Mutter gewesen. Wenn ich den Vater an der Hobelbank sah oder wenn er mir die Schönheiten des gestirnten Himmels erklärte oder gar von dem sprach, der über den Sternen wohnt, wäre ich gern nach meinem Vater gewesen. Als wir aber einmal in der Turnstunde den Ribitzgang übten, sagte mir der Lehrer: „Du wirst niemals in deinem Leben tanzen lernen.“ Da wußte ich es, daß ich nicht nach meiner Mutter sei, die gar gern und schön getanzt hatte, bis sie meinen Vater nahm, der nicht tanzen konnte.

Aber alle Leute, besonders die vom Leppelt, nannten mich Ambrosseffahannlas Joseph, weil ich der Mutter so ähnlich sei. Und ob auch Großvaters Schnitzereien und Vaters Holzarbeiten manchmal ganz meine Seele erfüllten, so zogen doch auch wundersame Melodien durch meine Seele. Ich wollte ein großer Musiker werden. Das war von der Mutter her.

~~~~~

Aber es waren nicht Trompetenklänge, auch nicht die süßen Töne der Flöte. Ich meinte, mit einer Geige müßte ich das alles am besten spielen können, was ich in meiner Seele hörte. Es war keine Tanzmusik, kein Walzer, kein Polka, kein Rheinländer, kein Schwedischer. Es war vielmehr ähnlich dem leisen Rauschen, Singen und Summen, das man im Juli hört, wenn man um die Mittagszeit, da die Leute nicht auf den Feldern sind, zwischen Korn- und Weizenfeldern auf blumigem Grasaain liegt und zwei Stunden lang horcht.

Eine gewöhnliche Geige konnte es nicht sein. Vier Saiten genügen doch eben nicht, um auf hundert Saiten zu spielen. Es müßte eine Geige sein, an der unter den vier Saiten noch viele andere, ganz feine, ganz kleine gespannt wären. Die müßten mitklingen und die vielen gedankendünnen Töne aus der Ferne, aus der weiten Ferne, aus der ewigweiten Ferne unendlich leise und fein singen, so daß nur die Seele sie hören kann. Und rings am Rande müßten tausend feine Pfeiflein sein, die das tausendstimmige Jubilieren aus dem Walde mit dem Spiel der Violine verbänden und auch vom Gloria der Engel, der großen Engel, und vom Gezwitzcher und Gelispel der kleinen manch süßes Stücklein pfffen. Und dann meinte ich noch, meine Geige dürfte nicht nur am Saitenhalter und Griffbrett und an den Ohren der Wirbel mit schimmerndem Perlmutter geschmückt sein, nein, auch am ganzen fein geschwungenen Rande. Und Kristalle und Brillanten, hier und da auch ein Opal und einige bleichleuchtende Perlen müßten angebracht sein. Denn auch die Farben sind Töne und Klänge, unhörbar feine, aber doch zu meinem Spiel

gehörig. Und all das Leuchten und Schimmern in der lichten, grünen, blumigen Welt unter dem blauen Himmel müßte in dem Leuchten der Perlen und Perlmutterplättchen, in dem Blitzen der Kristalle und Brillanten, in dem Farbenspiel der Opale mitklingen.

Sonst sollte meine Geige außer den tiefschwarzen Ebenholzteilen braun sein. Ich weiß nicht mehr, warum. Aber das tiefe Braun sagt doch von sich selbst, daß es die ernsteste und schönste Farbe sei. Das Haar meiner Mutter, die Schollen unseres Ackers hatten dieses Braun an sich, auch manche Bohnen, an denen ich mich nicht satt sehen konnte. Gelbe Geigen, ich kann jetzt noch nicht glauben, daß gelbe Geigen gute Geigen sein können.

Soweit ich mich aus meiner Studentenzeit erinnere, gibt es einen ontologischen Gottesbeweis, der das Dasein Gottes aus dem Vorhandensein des Gottesbegriffs erschließen und nachweisen will. Ich weiß auch noch, daß man diesen Beweis schier allgemein ablehnt. Aber auf gleichem Wege kam ich zu dem bestimmten Glauben, daß meine so unendlich fein und vollkommen ausgedachte Geige wirklich vorhanden sein müsse, für mich vorhanden sein müsse. Ich brauche sie nur zu suchen. Ganze Wonnen voll glückseliger Sucher- und Finderfreuden verkostete ich in der Grummeternte und dann beim Kühehüten, wenn ich mir ausdachte, wo ich meine Geige suchen und finden würde. Wir hatten zwei Kühe. Die eine mußte meine Schwester am Strang hüten, die andere ich. Meine Kuh hatte das tiefe, schöne Braun als Hauptfarbe, an der Stirne, am Rückgrat und an den Beinen aber leuchtendes Weiß. Kann mir's einer verübeln, daß ich manchmal die Kuh mit

meiner doch sicher existierenden Geige verwechselte? Ich strich ihr zärtlich über die glatte, glänzende Haut, und sie schaute nach mir mit den großen, tiefen, die ganze Landschaft und mich selbst widerspiegelnden Augen, deren Schönheit in Homer ihren Sänger, leider ihren letzten Sänger fand, weshalb ich meine, daß Homer einer der wenigen echten Dichter auf dieser Erde war. Nur wenn die Kuh zu brüllen begann, fand ich meinen Weg von der Geige zu ihr und aus meinen Illusionen auf das an fetten Disteln reiche Stoppelfeld zurück.

So töricht war ich nun nicht, daß ich gemeint hätte, durch gewöhnliches, natürliches Suchen meine Wundergeige zu finden. Kannte ich doch jedes Winkelchen in unserer Wirtschaft von früheren Entdeckungsfahrten her. Da konnte nirgends die Wundergeige sein. Es wäre höchstens möglich gewesen, daß ein fremder Musikant einmal in unserer Scheuer übernachtet und dabei die Geige vergessen hätte. Nichts war mir vorher schrecklicher gewesen als der Gedanke, es könnte bei dunkelndem Abend ein Handwerksbursche oder sonst ein Vagabund in unsere Scheuer geschlichen sein, um dort die ganze Nacht zu schlafen. Jetzt aber begann ich, mich beinahe danach zu sehnen. Da kam plötzlich das Unerwartete! So mußte es ja sein: Etwas Wunderbares kann man doch nur auf wunderbarem Wege finden. Mein Vater ließ mir aus der Fabrik sagen, ich solle einmal in den Schlung<sup>1</sup> rechts neben dem Dachstübel im Ausgedingehaus kriechen. Ganz hinten im Dunklen stehe eine große Kiste mit altem Handwerkszeug vom

---

<sup>1</sup> Raum unter der Dachsträge.

Großvater. Da werde auch ein Leimhobel darunter sein, das heißt ein Hobel, dessen Eisen an der Schneide gezackt sei, so daß man mit ihm glatte Hartholzflächen ein wenig aufreißen und zur Annahme des Leims fähig machen könne. Ich werde es schon verstehen und den rechten Hobel erkennen, und morgen früh solle ich ihn nach Waldbitz in die Fabrik bringen. Da war es nun! In dem alten Handwerkskasten mußte die Wundergeige sein. Dort hatte ich noch nie gesucht; wo anders konnte sie nicht sein, also mußte sie dort sein. Warum sollte auch dort, wo ein so seltsamer Hobel war, nicht auch eine seltsame Geige sein? Ich habe lange, lange gezögert, ehe ich mich in den Besitz meines langersehnten Glückes setzte; ich habe stundenlang das bange Erwarten und das freiwillige Hinausschieben des Genußes gekostet. Dann, ehe die Dämmerung kam, mußte es sein. Und ich fand alles, wie mir der Vater hatte sagen lassen: den Schlung rechts neben dem Dachstübchen, den ganz dunklen Winkel, die große Kiste, den sonderbaren Hobel. Nur nicht die Geige.

Am andern Morgen ging ich mit dem Hobel nach Waldbitz. Es regnete in Strömen, einen so richtigen, kalten Novemberregen. Aber so ein bißchen Regen tut dem Grasschafter Jungen so wenig wie der Sommertau den andern Menschen. Nase und Füße werden ein wenig rot. Das ist alles. Nässe spürt der Grasschafter so wenig wie der Fisch im Wasser. Denn es regnet viel in der Grasschaft Glatz. Ich weiß darum gar nicht, warum mein Vater so freundlich war, als ich nach andert-halbständigem Lauffschritt zu ihm in die Fabrikwerkstatt trat. Er hob mich auf die Hobelbank, teilte mit mir

seine Frühstücksbrot und seinen Kaffee, den er auf dem Leimöflein heiß gemacht hatte, und sagte: „Du, die Mutter hat mir erzählt, daß du gern geigen lernen möchtest. Der Pietzsch-Lehrer in Schlegel wird dir eine neue Geige bestellen. Die billigste kostet freilich sieben Mark und fünfzig Pfennige, aber mit Bogen und Porto.“

Rührende Szenen waren in unserer Familie nicht üblich. Auch das Küssen nicht. Wenn wir es später lernen wollten, mußten wir es allein lernen. Darum bestand mein ganzer Dank nur in der Frage: „Wird sie braun sein?“

Der Pietzsch-Lehrer in Schlegel gab jahraus, jahrein einer großen Schar von Geigejungen Geigenstunden. Und da allerorts als bekannt vorausgesetzt wird, daß sich die Volksschullehrer durch Nebenbeschäftigungen viel Geld verdienen, so will ich auch, obwohl er, Gott sei Dank, noch lebt, verraten, daß er für einen ganzen Monat von einem jeden Geigejungen, der es ihm nicht schuldig blieb, die große Summe von 50 Pfennigen einnahm. Sollte hier durch ein Versehen des Schriftsetzers im Druck von 50 Mark die Rede sein, so bescheinige ich gleich im voraus, daß es 50 Pfennige heißen muß.

In den ersten Stunden borgte mir der Lehrer eine seiner eigenen Geigen, da meine neubestellte noch nicht angekommen war. Da die geborgte Geige nicht braun, sondern dunkelgelb war, wunderte ich mich nicht, daß die ersten Töne, die ich geigte, nicht schön waren. Es waren überhaupt keine Töne. Es waren Quetschlaute, bei denen ich die Augen zumachte, damit sie mir nicht etwa in die Augen schnitten; denn die Augen schützt



man dank einer wunderbaren Einrichtung der Natur immer zuerst. Das Geigenlernen besteht doch darin, daß man zunächst alle Unarten einer E-Saite kennenlernt, zunächst die zahlreichen ohne Fingerdruck, dann die immer zahlreicher werdenden, je mehr Finger man darauffsetzt. Bis man endlich die erste Melodie spielen kann: e f g g, e f g g, a g f f g e, was in Grasschafter Übersetzung lautet:

„Ufabänkla, Ufabänkla stiecht 'm warma Ufa;  
Wenn ma ronderfällt,  
Wenn ma ronderfällt,  
Is ma nemme druba.“<sup>1</sup>

Die neue Geige war rot, kirschenrot, an den Wangen. An den Rändern ging sie ins hellgelbe über. Das ganze, große geigenreiche Schlegel — es kam wohl von der nahen Nachbarschaft Böhmens her, daß jeder Schlegler, der auf Bildung Anspruch machen wollte, das Geigen lernte — hatte noch keine so rotgelbe Geige gesehen. Ich war froh, daß mir mein Bruder, der unterdes von meinen musikalischen Sehnsüchten gehört, seine schöne, alte, tiefbraune Geige aus München schickte, wo er in die Zeichenschule ging, und daß die Eltern eines andern Geigejungen die rotgelbe Geige kauften.

Was war aus meinem Traume von den vielen feinen Saiten, von den tausend Pfeislein am Rand, von Perlen und Perlmutter, Kristallen, Brillanten und Opalen geworden? Nur der Wunsch nach der braunen Farbe war erfüllt. Die Geige war braun, so tief wie das

<sup>1</sup> Ofenbänklein, Ofenbänklein steht am warmen Ofen;  
Wenn man herunterfällt, ist man nicht mehr droben.

haar meiner Mutter, wie die Schollen des frischgepflügten Herbstackers und wie die Bohnen, an deren Braun ich mich nicht satt genug sehen konnte. Mein Bruder brauchte die Geige einstweilen nicht. Er hatte gut spielen gelernt, aber in München hatte er auch gelernt, die viel feinere Musik der Linien und der Farben, der Lichter und der Schatten zu hören, zu genießen und selber zu spielen. Wie ein feierliches Te Deum klingt, so standen die herrlichen Altäre da, die er als Schüler zur Probe und bald als Meister zur Ausführung zeichnete. Wie ein ganz feinstimmiges Tantum ergo, unhörbar von Edellinien, Edelmetall und Edelstein gesungen, leuchteten die Kelche, Ciborien und Monstranzen, die er entwarf und dann beim Goldarbeiter anfertigen ließ. Nein, er brauchte einstweilen die braune Geige nicht mehr. Vor seiner Seele spielte eine Wundergeige Linienlieder, Farbenlieder.

Ich war unterdessen auch viel bescheidener in meinen Zielen geworden. Einem von den andern Geigejungen, der schon öfters die ganz seltsam schmerzhaft und tückisch geformte Rückenspitze des Geigebogens von unserem sonst wie das Mondlicht milden Geigenlehrer zu spüren bekommen hatte, war von seinem Vater als Ziel gestellt worden, daß er „O Mutter mit dem Himmelskinde!“ spielen lerne, dann dürfe er mit den Geigestunden aufhören. Nach einem halben Jahr hatte er dieses Ziel erreicht, wenn auch sehr viele Dissonanzen sogar zwischen Himmelsmutter und dem Himmelskinde vorkamen. Aber die hörte sein Vater nicht. Mein Ziel lag in einer etwas andern Richtung. Da meine Geige mit ihren vier Saiten für die erträumten Wunder-



lieder nicht geeignet war, wollte ich wenigstens bei Tanzmusiken aufspielen können und meinen Eltern ein wenig Geld verdienen helfen.

Es ist mir redlich schwer geworden. Wenn ich meine immer noch zärtlich geliebte braune Geige in den alten Wachsleinen sack steckte und über die Schulter hing — sie mußte ja auf dem weiten und einsamen Wege ins Dorf oft als Waffe gegen rauffüchtige Jungen und bellende Hunde dienen, weshalb der Kopf schon in Bruders Zeiten mehrmals geleimt worden war —, da wurde es mir recht oft bang um das sonst sehr zuversichtliche Jungenherz. Ich fing an zu beten, und als es trotzdem weder mit Tonreinheit noch Rhythmus besser werden wollte, entschloß ich mich eines Tags, ein „Gelübde in Berufsangelegenheiten“ abzulegen, wie ich es in einem handgeschriebenen Gebetbuch daheim gefunden hatte: „Wenn ich ein großer Musiker werde, so verspreche ich . . .“ Und ich hätte es gehalten, denn seit meiner ersten Beichte hatte ich kein Gelübde mehr gebrochen.

Dies alles erzählte ich vor vielen Jahren einmal einem jungen Schriftsteller, so beim Kaffeetrinken. Der sprang ganz entzückt vom Stuhle auf und rief: „Daraus muß ich eine Geschichte machen!“ Und gleich darauf: „Wenn ich nur eine feine Pointe dazu fände!“ Die deutschen Schriftsteller müssen immer Pointen haben. Die Dänen, Schweden, auch die Franzosen erzählen wohl ganz gern einmal ohne Pointe. „Die Pointe“, so antwortete ich meinem jungen Freunde, „liegt darin, daß du vom Stuhle aufgesprungen bist.“ Dann sprach ich wohl ernster mit ihm und sagte ihm, daß mir der Herr-

~~~~~  
gott nicht die Gnade gegeben, mit meiner Geige die Menschen zu erfreuen, daß er mir dafür aber die Verkündigung seines Evangeliums anvertraut habe. Das Evangelium aber ist wirklich ein Wunderlied, wie ich es dereinst auf meiner Wundergeige spielen wollte. Darinnen sind die Klänge aus der Ewigkeit, darinnen auch das Lied von den Blumen des Feldes, von den Vögeln, darinnen sogar das Gloria der Engel und das Magnifikat der gebenedeiten Jungfrau.

Und vierzehn Tage später stand meine Geschichte in der Sonntagsbeilage unserer Zeitung. Mit der Pointe. Es war ein gar frommer, erbaulicher Schluß. Aber ein Geistlicher, der die Beilage las, war nicht zufrieden damit, sondern sagte: „Nein, deine Wundergeige ist deine Feder, mit der du den letzten Brief an mich geschrieben hast.“

Ja, die Feder ist eine Wundergeige. Die sie spielen können, habe ich immer für glückliche Menschen gehalten. Und da ich auch einmal glücklich werden will, habe ich mir schon oft gewünscht, gut Schriftstellern zu können. Aber derselbe Lehrer, der mir schon in den ersten Schuljahren prophezeit hatte, daß ich nie in meinem Leben tanzen lernen würde — und diese Prophezeiung ist in Erfüllung gegangen, falls ich nicht in meinem Alter noch Tanzstunden nehmen sollte —, hat mir auch diese Aussicht und Hoffnung genommen. Ich stand damals genau in dem aus preussischen Lehrplänen berechenbaren Alter, in dem jedes preussische Kind das Gedicht „Urahne, Großmutter, Mutter und Kind“ lesen und lernen muß, und genau in der Stunde, in welcher es auf allen preussischen Schulen hieß: „Nun nehmt

euer Schreibheft und schreibt in ungebundener Rede
 nieder, was das Gedicht in gebundener Rede erzählt!“
 Da stieg eine wundersame Freude in mir auf. Ich sah
 die niedrige Weberstube, in welcher die Vier den nahen
 Feiertag erwarteten, sah die Balken an der Decke, sah
 die Ripse, die sich unter ihnen hinzog, sah die Holz-
 säule, welche die Ripse stützte, sah, wie es dunkel wurde
 in der Stube vor lauter schwarzem Gewölk draußen
 vor den kleinen Fenstern, wie die Großmutter hinaus-
 schaute, aus welcher Richtung das Gewitter komme,
 etwa aus dem Wetterloche, woher immer die schweren
 Gewitter kommen, sah die Urgroßmutter in der aus-
 gewaschenen Kattunjacke auf der Ofenbank sitzen, den
 Kopf ganz gesenkt, die rüstige Mutter, ein Kopftuch mit
 farbigen Randstreifen und weißen und roten Punkten
 um die Stirn gelegt; sie hat eben nachgesehen, ob sich
 die Stalltür leicht aufmachen ließe im Falle eines Un-
 glücks, und hat das Leinensäcklein mit den Gold- und
 Silberstücken in den Rock gesteckt; das tut man so auf
 dem Lande. Und der Vater, wenn er dagewesen wäre,
 hätte sich die Lederstiefel angezogen, um rasch aufs
 Dach zu können; die Leiter hing nach den ortspolizei-
 lichen Vorschriften draußen an der Wand, gleich unter
 der Rinne. Das alles hatte ich ungefähr niedergeschrieben.
 Da kam der Lehrer durch die Klasse geschritten, stellte
 sich hinter mich, sah über meine Schultern in mein
 Heft, las und sagte: „Was schreibst du denn für Un-
 sinn? Du wirst auch nie in deinem Leben etwas Ge-
 scheites schreiben!“ Das gehört aber doch zu einem
 richtigen Schriftsteller. Du liebe Feder, bist du wirklich
 meine Wundergeige? Meine braune Geige steht schon

~~~~~

jahrelang verstaubt und verstimmt in der hintersten Ecke meiner Stube. Sie hat nie zum Tanze aufgespielt. Aber sie hat jahrelang den Gesang von Klosterfrauen in der Christnacht begleitet. Seitdem ist sie ganz still geworden. Meine Feder aber hat desto fleißiger zu spielen begonnen.

Es ist nicht wahr, daß man als Schriftsteller nur Gescheites schreiben darf. Das Gescheite ist schön, aber es ist doch nur ein kleiner Teil von allem Schönen. Das Gescheite klingt immer wie ein Schulaufsatz und nie wie ein Lied.

Das Gescheite ist nur ein Feld; rings herum liegt noch ein ganzes Rittergut mit vielen Dörfern.

Sieh dort, weitab von jenem Felde das katholische Kirchlein stehen! Viele haben schon geraten, das katholische Kirchlein auf jenes eine Feld zu setzen. Aber das Kirchlein sagte: „Dort gehöre ich nicht hin.“

Sieh dort, weitab von jenem Felde den Berg hinauf, Weingärten, Weizenfelder, sieh den Glauben, sieh das heilige Opfer!

Sieh dort, weitab von jenem Felde, den Märchenwald!

Zum Kirchlein gehen viele Wege, alle Wege, aber einer geht auch durch den Märchenwald.

Sieh dort das tiefe, dunkle Waldtal, sieh dort die weite, schimmernde Ebene, sieh die blauen Berge in der Ferne, sieh auch die blaue Blume hier auf dem Rain — du hättest sie bald zertreten. Horch, wie meine Feder schon das Spiel beginnt!

~~~~~

2. Vom Märchen zum Mysterium.

Ich habe gerade in einem sehr gelehrten Betrachtungs-
 buche gelesen, daß die Glaubenslehre vom heilig-
 sten Altarsakrament so schwer verständlich sei und dem
 Menschen so große Mühe und so viele Zweifel bringe,
 weil sie weit über aller sinnlichen Erfahrung liege, ja
 sogar zu allen sinnlichen Erfahrungen geradezu im
 Gegensatz zu stehen scheine. Es sei ein gründliches
 Studium der philosophischen Propädeutik notwendig,
 ehe man die Verwandlung des Wesens unter Erhaltung
 der Form des Brotes recht verstehen könne. Nur speku-
 lativ angelegten Menschen öffne sich das Tor dieses
 Geheimnisses eine kleine Spalte, so daß sie wenig-
 stens mit gebogenem Halse und mit schiefem Blick ein
 wenig von der Wunderwelt hinter dem Tore erblicken
 könnten.

Armer Mensch, der ich bin! Ich besitze trotz aller Be-
 sinnlichkeit mitunter gar keine spekulative Anlage, und
 die philosophische Propädeutik ist mir in zwei so ver-
 schiedenen Arten gelehrt worden, daß ich nicht weiß,
 welches die rechte war.

Und die vielen armen Kinder, die von allen diesen
 Gelehrsamkeiten noch viel weniger verstehen als ich!
 Sollen sie mit mir ausgeschlossen bleiben von dem be-
 neidenswerten Vorrecht einer tieferen Erkenntnis der
 Eucharistie?

Am meisten hat es mich immer gewundert, daß die
 zwölf Apostel das so schwer verständliche Geheimnis der
 heiligen Eucharistie wie eine Selbstverständlichkeit auf-
 nahmen und glaubten und übten, und ich kam auf den

~~~~~

Gedanken, daß in der menschlichen Natur eine Fähigkeit vorhanden sein müsse, in das innere Wesen der Dinge hineinzuschauen, die Verwandlungsmöglichkeit dieses inneren Wesens zu erkennen und in der „Gestalt“ (d. h. nach dem Katechismus: Form, Farbe, Geruch, Geschmack) nur Schein zu sehen, der zwar im allgemeinen das innere Wesen richtig andeutet, in vielen Einzelfällen aber das menschliche Auge täuscht.

Vielleicht ist dieses von der Gestalt unabhängige Denken, dieses unmittelbare Hinschauen auf das innere Wesen der Dinge in der Geistesentwicklung des Menschen das Ursprünglichere. Das Kindhastere ist es. Was kümmert sich ein Kind viel um Gestalt, um Form und Farbe. Was kann dem kleinen Knaben nicht alles zum Pferde werden! Ein einfacher Stecken, der sich zwischen die Beine nehmen und mit dem Händlein lenken läßt. Und das spielende Mägdlein verschwendet seine ganze Mutterliebe an einen Holzkegel, um dessen Hals eine Schleife gebunden ist. Wille und Wahl des Kindes machen den Stecken zum Pferde, den Kegel zur Puppe. Ganz eigentümlich und von der Wissenschaft der Psychologie noch nicht genügend erklärt ist die ausgesprochene Vorliebe des Kindes für solche Gegenstände, deren Gestalt nicht dem ihnen vom Kinde beigelegten Namen und Wesen entspricht. Als die moderne Spielzeugindustrie einen besonders klugen Griff zu machen meinte, indem sie in den sogenannten Charakterbabys Puppen mit möglichster Menschenähnlichkeit schuf, hat sie sich gründlich verpekuliert: Erwachsene spielten mit den Charakterbabys, Kinder aber wandten sich lieber ihren alten Puppen von der gestaltloseren Klasse zu.



Don dieser beneidenswerten Anlage des Kindes, von dieser glücklichen Verachtung der „Gestalt“ ist auch beim Landvolke vieles übriggeblieben. Das ist mir besonders aufgefallen, als ich vor Jahren mitten unter einer drängenden Volksmenge den feierlichen und geradezu erschütternden Akten der Enthüllung und Verhüllung des Madonnenbildes von Czenstochau beiwohnte. Dunkelbraun, von einer mehr fremdländischen, orientalischen Schönheit, mit einem beinahe strengen Ernste, umkleidet mit freilich reich verzierter, aber doch harter Metallarbeit, schaut das Madonnenantlitz hernieder auf das Volk. Und das Volk begrüßt es mit Seufzern der Liebe, mit Wehgeschreien seiner Not und erkennt in diesem fremden, schwarzen Antlitz doch die Gebenedeite unter den Weibern, die lieblichste aller Jungfrauen, die holdselige Königin der Engel. Immerhin trägt das Czenstochauer Wallfahrtsbild noch eine gewisse, wenn auch fremde Schönheit an sich. Aber es gibt andere Wallfahrtsbilder, die nichts anderes sind als ganz rohe und häßliche Holzpuppen, die man mit gestickten Kleidern und blinkenden Ketten schmücken muß, um bei städtischen, „gebildeteren“ Wallfahrern kein Skandalum zu erregen. Und doch erlebt das Volk gerade bei diesen Bildern seine Wunder. Mariens machtvolle Fürsprache offenbart sich dem Volke gerade an diesen Bildern. Nun bleibt es für unsere Frage gleich, ob der Wunderglaube des Wallfahrtsortes in der Natur des Volkes oder in der Übernatur der erzählten Ereignisse ruht. Das Interessante ist, daß die vermeintlichen oder wirklichen Wunder gerade an Bildern von schönheitsarmer Gestalt geschehen. Dabei besitzen wir doch so viele holdselige Bilder Mariens, die in ihrer



äußeren Gestalt geradezu Wunder der Schönheit sind. Das Volk grüßt sie und ehrt sie, wallt aber zu den schönheitsarm gestalteten Bildern und sagt dort: „Hier ist unsere Mutter.“ Ich halte es für oberflächlich, dies allein auf den mangelnden Schönheitsinn des gläubigen Volkes oder gar des wunderwirkenden Himmels zurückzuführen. Es ist vielmehr der innerliche Reichtum im Gestaltlosen, der Segen des großen Gestaltlosen im Himmel.

Je mehr ein Mensch oder ein Volk in die Welt hineinwächst und weltförmig wird, desto mehr verlieren Mensch und Volk die Gabe, mit unmittelbarem Blicke das innere Wesen, die innere Kraft unter Nichtachtung der Form und Gestalt zu erfassen. Mensch und Volk werden Sklaven der Gestalt und des Scheins.

Als meine Welt sieben Morgen groß war, gerade so groß wie der Acker meines Vaters, als ich erst mein Vaterhaus kannte und die vier nahestehenden Nachbarhäuser, lag ich einmal auf einem Heuhaufen und sah hinauf zum Sichdichfür, einer Ansiedlung kleiner Wirtschaftsleute auf dem nächsten Hügel. Ein Haus stand besonders deutlich sichtbar, weil es weiße Mauern und ein rotes Ziegeldach hatte. Es schien mir eine halbe Elle lang und eine viertel Elle hoch zu sein. Ein Mann, der zur Tür heraustrat, mußte sich einen Vergleich mit meinem Daumen gefallen lassen. Mein Daumen überragte ihn an Länge. Ich war fest überzeugt, daß ich die Dimensionen ganz objektiv richtig eingeschätzt hatte, und schlug meinem Vater ernstlich vor, so ein Häuslein mit Inwohnern herunterzuholen und auf unsern Kaninchenstall zu stellen. Da nahm mich der Vater auf

den Arm und trug mich den Berg hinauf. Zu meinem Erstaunen wuchs das Haus und wuchs der Mann davor, bis sie größer waren als mein Vaterhaus und mein Vater. Da war ich ganz enttäuscht und sagte zu meinem Vater: „Ich möchte einmal einen wirklichen Menschen sehen, der nur so groß ist wie mein Daumen.“ „Du bist ein dummer Junge“, sagte der Vater, „die Menschen sind überall groß.“ Aber ich ließ es mir nicht ausreden, daß das Großsein nicht zum Wesen des Menschen gehöre, und dachte immer wieder an den Mann, den ich einmal finden würde und den ich zwischen meinen Fingern halten könnte.

Wie eifrig suchte ich diesen kleinen Mann! Wenn unser Stoppelfeld „gestürzt“, d. h. zum ersten Male umgepflügt war, so daß die vom Pfluge losgeschälten breiten Schollen mit der stoppeligen Oberfläche nach unten gewendet wurden, ging ich oft von Scholle zu Scholle, die wie lauter kleine Gewölbe über der Erde lagen, und schaute hinein, ob nicht etwa mein Ideal dort vorübergehend Wohnung genommen habe. Auch die „Kornpuppen“, d. h. die zum Trocknen zeltartig oder puppenartig aneinandergelehnten Garben hatte ich stark in Verdacht, die Wohnung meines kleinen Mannes zu sein. Ich hatte gar keine Freude mehr an großen Menschen und wollte das Menschenwesen durchaus einmal in kleinerer und andersgearteter Gestalt sehen. Meine letzten Hoffnungen führten mich in den benachbarten Busch. Dort standen mehrere große Felsen von Gabbrogestein, die mir wie verschlossene Burgen vorkamen. In diesen Felsen habe ich immer große Geheimnisse vermutet, entweder einen reichen Schatz oder ein weisheits-

~~~~~

volles Buch aus den Tagen der Welterschöpfung oder wenigstens aus den Zeiten Christi und der Apostel, spätestens aber aus den herrlichen Tagen des Rittertums — oder eben jenen kleinen Mann, der sich von der alltäglichen Menschengestalt emanzipiert hatte.

Schließlich suchte ich ihn auch in den Blumenkelchen und in den Vogelnestern.

Mit Hilfe meines Vaters lernte ich zeitiger lesen als andere Kinder. Mein Hauptziel war, einmal Zauber- und Wunderbücher zu kaufen, welche die beste Methode enthielten, in das Innere der Dinge, besonders der Felsen, einzudringen und dort das Längstgesuchte zu finden. Leider erzählten die vorhandenen Bücher nur immer von den gewöhnlichen Menschen und beschrieben die Dinge nur so, wie ich sie schon immer mit eigenen Augen gesehen hatte. Und die Zauberbücher, sagte meine kluge Mutter, habe der Papst in den Bann getan, ebenso wie die alten Hexen, die sie einst gebraucht hatten. Unter diesem Banne dachte ich mir einen großen Bretterzaun, der über die ganze Erde ging. Da fing in mir die Liebe zum Papste mächtig zu streiten an mit der Sehnsucht, einmal durch jenen Zaun hindurchzusehen und vielleicht ein solches Buch unbeschädigt von den verbannten Hexen zu erwischen.

Da kam der glückliche, dreimal selige Tag, an welchem ich bei dem Umzuge einer reichen Tante mithelfen durfte. Diese Tante war so reich gewesen, daß sie ihrem Jungen nicht nur den von mir innig gewünschten Tuschkasten, sondern auch Märchenbücher schenken konnte. Außerdem war sie offenbar schon deshalb so reich, weil sie mitten im Dorfe wohnte und nicht draußen in der

„Kolonie“. Sie warf auch mit den köstlichsten Sachen nur so herum, zum Beispiel mit Bleisoldaten, Albumbildern und bedrucktem Papier. Und als die für mich sehr unwichtigen großen und glänzenden Möbel, die Webstühle, Spulräder, Geschirre und alles, was so eine reiche Tante für ihr alltägliches Leben braucht, auf dem Handkarren forttransportiert war, durfte ich mir aussuchen. Unter der überreichen Beute, die ich davonschleppte, befand sich auch das erste Märchenbuch, das ich in die Hände bekam. Es war wie der liebe Herrgott ohne Anfang und ohne Ende, aber voll tiefer Weisheit, das erste Buch, das mir genügte. Denn es brachte mir endlich Kunde von dem Reiche der kleinen Menschen und von dem geheimnisvollen Leben der Dinge, die für das Menschaugen wie tot zu sein scheinen. Es belehrte mich, daß die Felsen selber Riesenmenschen sind, die nur zum Schein so still stehen, die ihre eigene Sprache und eine sehr schöne und besonders treue Seele hätten, daß die Gräser und Blumen lauter kleine Herren und feine Jungfräulein aus uralten Adelsgeschlechtern sind, die einander höflich zunicken oder sich verneigen und „Guten Morgen“, „Guten Tag“, „Guten Abend“ und „Gute Nacht“, niemals aber „Adieu“ sagen, nicht etwa, weil damals Krieg mit Frankreich war, sondern weil sie immer ganz leise sterben, ehe sie Abschied nehmen können.

Jetzt brauchte ich immer zwei Stunden statt einer halben, um meinen Weg von der Schule nach Hause zu gehen. Denn ich mußte mich zu oft zu den kleinen Herren und feinen Jungfräulein aus altadligem Geschlecht setzen und ihr Nicken und Neigen beobachten

und horchen, ob ich nicht etwas von ihrem gewählten Französisch verstehe. Besonders freute ich mich, wenn am Wege zwischen dem Schulgang und Heimweg plötzlich ein stattlicher Pilz unter die Herren und Fräulein getreten war. Der sah so herrisch und ernst und dick aus, daß er wohl von einem kaiserlichen Hofe kommen mußte.

Die dogmatische Bestätigung meiner neuen Weltanschauung erhielt ich in einer Predigt. Unser Pfarrer sprach so schön vom lieben Herrgott, der sich um jedes Haar auf dem Haupte, um jeden Sperling auf dem Dache und um jedes Steinchen am Wege kümmere. In allen Dingen wirke seine Allmacht, und der liebe Heiland habe einmal gesagt, Gott kann dem Abraham sogar aus diesen Steinen, auf die Christus gerade mit seiner guten Hand hingewiesen habe, Kinder erwecken. Also, so schloß ich logisch, muß doch in den Steinen etwas sein, aus dem Gottes Allmacht Kinder erwecken kann, aus den ganz kleinen Steinen natürlich ganz kleine Kinder, gerade solche, wie ich sie mir immer gewünscht hatte.

Ohne eine besondere Schickung Gottes wäre ich nun wohl nicht weitergekommen, und ich wäre ein kleiner Gelehrter mit ungelöstem Problem geworden. Denn öfters hatte ich ein paar besonders schöne Kieselsteine in der Tasche nach Hause getragen und mitten auf eine kleine Wiese gelegt und den Herrgott gebeten, er möchte mir doch aus diesen Steinen meine gewünschten kleinen Menschen erwecken. Aber er tat es nicht, wenigstens fand ich am andern Morgen immer wieder die Steine vor. Der Sicherheit halber warf ich diese aber nicht mehr fort, sondern hob sie in meinem Kästchen auf, in dem



ich meinen Sonderbesitz an Spielkugeln und Schippelbohnen barg. Denn ich dachte, es seien die Steine am Ende doch kleine Menschen geworden, nur ohne menschliche Gestalt, Farbe, Bewegung und Stimme. Aber enttäuscht war ich doch.

Da ging ich einmal ganz traurig aus der Schule, denn ich hatte zu meinem Weltanschauungsschmerz noch Schläge von meinem innig geliebten Lehrer bekommen, weil ich unaufmerksam gewesen sei. Um den schmerzvollen Kummer einigermaßen zu stillen, fing ich an, meine noch unversehrten Butterschnitten zu essen. Da kam ein sehr lumpiger und sehr dünner Vagabund gegangen, der sehr interessiert auf meine Butterschnitten schaute, bis er ganz nahe war und sagte: „Junge, gib mir ein paar Bissen Brot!“ Ich erfüllte wirklich gerne diese Bitte, denn ich dachte immer, der Heiland würde mir doch einmal als Bettler erscheinen, und ich hatte für diesen Fall schon öfters gebetet, daß ich dann eine recht große Schnitte zum Verschenken haben möchte. Und das traf jetzt zu. Doch der Heiland schien mir's nicht zu sein, denn er roch zu sehr nach altem Quark, den er draußen in unserer Kolonie gefochten haben mußte. Aber er freute sich so sehr über die gut geschnittenen Schnitten, daß ich ein wenig bei ihm stehen blieb, als er sich mit dem Brote an den Straßenrand setzte. Zuerst legte er die Schnitten ins Gras und wuschte dann seine Hände erst an den Hosen und dann am Grase rein. Dann nahm er das Brot wieder, lächelte es an, machte das Kreuz darüber und führte es zum Munde, aber ich glaube, um es erst zu küssen, ehe er den ersten Bissen losbiß. Dann sagte er zu mir: „Du weißt wohl

noch gar nicht, was das Brot ist? In dem Brote steckt die ganze Liebe Gottes zu uns armen Menschen, und der Pfarrer kann aus einem solchen Stücke Brot sogar den lieben Herrgott machen. Geh jetzt nach Hause, die Mutter wird auf dich warten!"

Der Pfarrer kann nicht bloß aus Steinen Kinder erwecken, sondern aus Brot den lieben Herrgott machen! Wegen des langen und beschwerlichen Weges zur Kirche hatte ich in meinen ersten Lebensjahren nicht zur heiligen Messe gehen können. Als ich dann kräftigere Beine bekam, wurde die alte Kirche abgerissen, und die Gottesdienste fanden in einer Scheune statt, die für die großen Scharen der Kirchenbesucher viel zu klein war. Hatte mein Vater einmal das Glück, zwischen den Leuten hineinzudringen, so zog er mich an der Hand nach, aber zwischen lauter Männern blieb ich stecken und sah während des ganzen Gottesdienstes nichts als schwarze und graue Männerhosen, die mich umgaben wie ganz engstehende Bäume eines Waldes, und noch nichts anderes als Schnupftabak. Ich muß auch noch zu dumm gewesen sein, um daheim einmal zu fragen, was denn am Altare gemacht wird, oder um das zu verstehen, was mir gelegentlich von der Großmutter darüber gesagt wurde. Aber bei den Worten des Vagabunden ging mir ein Licht auf.

Ich rannte nach Hause und traf meine ältere Schwester, die zwei Klassen vor mir und deshalb unendlich viel gescheiter als ich war. „Du, ist es wahr, daß der Pfarrer aus Brot den lieben Herrgott machen kann?“ „Weißt du denn das noch nicht? Er tut es doch alle Tage in der heiligen Messe!“ „Wie sieht denn dann der liebe

Herrgott aus?“ „Es ist der richtige Heiland, aber in der Gestalt eines kleinen, ganz weißen Brotes.“ „Da kann ihn der Pfarrer so in den Fingern halten?“ „Ja freilich, er hält ihn in den Fingern, die deshalb geweiht sind, und zeigt ihn den Leuten in der Kirche, und dann tut er ihn in die goldene Monstranz, und dann sieht der Heiland wirklich aus wie ein König. Du mußt morgen bei der Fronleichnamsprozession gut aufpassen, da bringt ihn der Pfarrer in der Monstranz und trägt ihn auf der Straße, und die Musik geht sehr schön, und weiße Mädchen streuen Blumen vor ihm aus. Denn der Heiland ist doch ein großer König.“ „Und warum hat er nicht auch die Gestalt eines ganz kleinen Mannes angenommen?“ fragte ich weiter, obwohl ich von vornherein gar keine innere Schwierigkeit hatte zu glauben, daß Christus wirklich und wahrhaft in Brots-gestalt gegenwärtig sein könnte. Und meine Schwester antwortete sehr feinsinnig: „Weil er uns zur Speise werden wollte, denn dazu kommt er hernieder auf den Altar, damit wir ihn aus den Händen des Priesters in unser Herz aufnehmen können, wo er als König herrschen will. Da muß man ihm dann gut folgen.“

Da war meine Sehnsucht nach dem kleinen Manne gestillt, der nicht die gewöhnliche Menschengestalt hatte und sich mit den Fingern erfassen ließ. Und er war noch dazu ein König, und ich sollte ihn am nächsten Tage mit eigenem Auge in der goldenen Monstranz sehen. Daß er zugleich auch Gott war, das bedeutete mir damals mehr eine Zugabe, für die ich noch nicht das volle Verständnis hatte.

Erst als ich am andern Tage den kleinen König in der Gestalt des leuchtend weißen Brotes sah, mitten in der goldstrahlenden Monstranz, zwischen vielen bunten Blumen und brennenden Kerzen, da kam es mir freudig in die Seele, daß Gott selbst meine kindische Sehnsucht erfüllt hatte. Ja, ich erkannte, daß nur Gott allein dies tun konnte. Über die Gestalt, das wußte ich, vermag der Mensch etwas, denn mein Großvater konnte aus Holz sehr hübsche Menschengestalten machen, von denen die Holzhacker auf seiner Weihnachtskrippe sogar wirklich natürlich den Körper, den Kopf und die Arme mit der Axt bewegen konnten, und meine Tante verfertigte aus buntem Papier ganz natürliche Blumen, die sogar ein paar Tage sehr gut dufteten, wenn sie eine sonst gut verschlossene Flüssigkeit darauf sprengte. Aber ein Wesen in das andere verwandeln, das konnte doch nur der Herrgott.

Aus Dankbarkeit las ich damals während der heiligen Feier viel mehr als sonst aus dem Gebetbuche. Es blieb mir aber nur ein Ausdruck lebendig in der Erinnerung, nämlich die Worte: „Jesus, du König der ewigen Glorie.“ Ich wußte noch nicht, was eigentlich Glorie sei, aber ich dachte mir ein ganzes Märchenreich voll Glück und Seligkeit, Glanz und Pracht, Liebe und Güte darunter.

Und als die kleinen weißen Mädchen aus übervollen Körben vor dem triumphierend daherziehenden kleinen König der Glorie Blumen und Blüten auf den Weg streuten, da erinnerte ich mich meines Verkehrs mit den kleinen Herren und den feinen Jungfräulein auf dem Schulwege, die jetzt für ihren König das Leben hingaben,

und ich fing an auszurechnen, in wieviel Jahren ich Priester werden könnte, um das Wunder der Wesensverwandlung selbst zu vollziehen und den König der Glorie in lichter Brotsgestalt in meinen Händen tragen zu dürfen.

Zur selben Zeit studierte ein guter italienischer Bischof die Kinderherzen und kam zu dem Resultate, daß schon kleine Kinder das Wesen der Eucharistie genügend zu erfassen vermögen, um den König der Glorie in der Brotsgestalt zu erkennen, dieses Brot vom andern Brote zu unterscheiden und mit unschuldsvollem Herzen zu empfangen. Dafür gab ihm der liebe Herrgott später die Schlüssel und den Ring des hl. Petrus.

Dem hungrigen Handwerksburschen, der mir am Straßenrande für meine Butterschnitten ein so schönes Wort gesagt, wünsche ich dafür, daß die heilige Hostie, in der die ganze Liebe Gottes für uns arme Menschen enthalten ist, sein letztes Stücklein Brot sei. Er hat mich vom Märchen zum Mysterium geführt.

3. Wirklichkeit.

In den kurzen Ferien nach meiner Priesterweihe erlebte ich drei Tage, die in besonderer Weise durch eine religiöse Erkenntnis verklärt waren. Ich wohnte im Hause meines Heimatspfarrers. Mit diesem Worte will ich mehr sagen, als vielleicht aus ihm herausklingt, und ich will es freudiger sagen, als wie man sonst seine Wohnung nennt. Es gibt einige Psalmenverse, die von dem Wohnen im Hause des Herrn etwa

so innerlich und freudig reden, wie ich von dem Wohnen im Pfarrhause reden möchte.

Das Pfarrhaus liegt einige Minuten von der Kirche entfernt und ist auch vom Dorfe getrennt durch einen nicht allzu großen, aber durch Zypressenpflanzungen von allen Gärten des Dorfes verschiedenen Garten. Es ist wie ein kleines Schloß der späten Barockzeit gebaut, heimlich schön, nicht fremdartig, aber doch anders als die Häuser des Dorfes. Was es wahrscheinlich schon seit unvordenklichen Zeiten war — die Pfarrherren auf den alten Bildern im Speisesaal haben alle Klugheit und Güte in ihren Augen — und was es besonders unter dem vorletzten Pfarrer, einem heiligmäßigen Dulder, geworden ist, das war es geblieben: eine Stätte klugen Rates und liebeichster Barmherzigkeit und Menschenfreundlichkeit.

Es war ein wahrhaft geistliches, priesterliches Haus, und ich hatte immer den Eindruck, als ob sogar Luft und Licht im Pfarrhause geistlicher wäre als in andern Häusern. Ich liebte mein Vaterhaus draußen auf den Feldern, aber das Ziel meiner Sehnsucht war doch schon in meinen ersten Lebensjahren, einmal im Pfarrhause zu wohnen.

Als ich eben das Laufen gelernt hatte, nahm mich meine Tante, die im Pfarrhause diente, an der Hand und führte mich durch blühende Wiesen und durch wogende Getreidefelder ins Dorf, ins Pfarrhaus. „Für immer“, dachte ich, und ich schaute kaum einmal zurück zum Vaterhause und zur Mutter, die mir lange nachsah.

Ich kann die Seligkeit nicht schildern, die mit jedem Schritte größer wurde und wohl gar kein Maß mehr

hatte, als ich in die Räume des Pfarrhauses eintrat, die so groß und weit und schön waren. Ich kann mich an sonst nichts mehr erinnern als an diese Seligkeit und daran, daß mich meine Verwandten nur mit List am andern Tage wieder in das Vaterhaus zurücklockten.

War das nur die Natur, die ein solches Spiel mit mir trieb, oder war es die Übernatur, welche die kindliche Seele in ihren Bannkreis gezogen hatte, und eine Ankündigung und Vorbereitung des priesterlichen Berufes, an den damals meine Eltern und Verwandten nicht einmal zu denken gewagt hätten?

Jetzt hatte ich mein Ziel erreicht und durfte mitten in dem Zauber der Übernatur wohnen. Der würdevolle Pfarrer und sein kindlich-frommer Kaplan waren meine Brüder geworden. Die Dorfleute, die jeden armen Jungen mitleidig belächelten, der sich das Geistlichwerden in den Kopf gesetzt hatte, kamen jetzt ehrerbietig und baten um den priesterlichen Segen.

Ich glaubte, in einer andern Welt zu sein. Das Reich der Übernatur umgab mich. Es ist ein Traum, dachte ich, es ist die süße Täuschung des neuen Berufes.

Da zog es mich nach der Mittagsstunde mit aller Gewalt hinüber zur Kirche, zu dem Altare, an dem ich einst die erste heilige Kommunion empfangen hatte. Ich war die Anbetungsstunde noch schuldig, die ich mir für jede Woche zur Vorschrift gemacht hatte.

Die Sommersonne lag mit ihrer ganzen Glut auf der Gasse. Der Duft reisender Kornfelder drang von den Feldern herein in das Dorf. Weißes, süßes Brot wurde draußen, um ein fleißiges, zufriedenes, weltfrohes Volk zwölf Monate lang zu ernähren. Die ganze Kraft der

~~~~~

schönen Wirklichkeit, die ganze Freude meiner Jugendzeit an der Natur, die erdenfrohe Weltauffassung meiner Landsleute, ihr ausschließlicher Sinn für das Wirkliche und Greifbare umwarben mich.

„Wir wollen ein wenig spazieren gehen“, hatte damals meine Tante gesagt, als sie mich aus dem Pfarrhause zurückbringen mußte zum Vaterhause, aus der zauberhaften Übernatur in das freudig verlassene Land der Natur, aus der Wirklichkeit meines Kinderglückes in die rauhe Wirklichkeit des Lebens.

Dieses Mal folgte ich nicht dem Rufe der Natur. Das weiße, süße Brot draußen auf den Feldern sollen andere ernten. Meiner wartet in der stillen Kirche ein anderes Brot, ein anbetungswürdiges Brot, dem ich jetzt eine Stunde lang mit ungeteilter Liebe dienen will.

Ich hatte mir zwar andere Betrachtungspunkte vorgenommen, aber als ich die einsame Kirche betrat und vor dem Brote im Tabernakel niederkniete, da umdrängte mich wieder die Frage nach Natur und Übernatur, Wirklichkeit und Glaubenswahrheit. Was sind sie, wie ist ihr gegenseitiges Verhältnis, wie steht es um ihre Erkennbarkeit und Sicherheit, gibt es außer der wirklichen Natur noch eine andere Wirklichkeit?

Da hatte ich so viele Jahre lang die Gotteswissenschaft studiert mit ehrlichem Bemühen und kniete nun da und fand keine Antwort aus dem Innern heraus, und die Antwort, die ich aus meinen Büchern heraus wußte, wollte mich gar nicht innerlich fassen.

Da schlug ich in meinem noch jungfräulich reinen, mit Goldtitel und Goldschnitt verzierten Brevier zufällig den Psalm 99 auf:





Preise jubelnd den Herrn, du ganze Erde,  
 diene dem Herrn in Freudigkeit.  
 Tretet alle vor sein Angesicht  
 in jauchzender Erhebung.  
 Und wisset, daß der Herr göttlich ist.  
 Er hat uns gemacht, und nicht wir selbst.  
 Sein Volk sind wir und seiner Herde Schäflein.  
 Tretet in seine Pforten mit Lobgesang,  
 in seine Vorhöfe mit Hymnen,  
 lobset ihm!  
 Lobt seinen Namen!  
 Denn süß ist der Herr,  
 in Ewigkeit reicht sein Erbarmen,  
 von Geschlecht zu Geschlecht seine Wirklichkeit.

Seine Wirklichkeit! Hatte ich das Wort Veritas richtig übersetzt? Ist nicht „Wahrheit“ das richtige Wort dafür? Die Wirklichkeit ist in der Wahrheit eingeschlossen, und ich brauchte in jener Stunde diese besondere Bedeutung der Wahrheit. Es ist der kräftigste Ton in dem Wunderworte Wahrheit.

Ich mußte mich schuldig bekennen, daß ich bisher halb unbewußt einen gewissen Gegensatz zwischen Wirklichkeit und Glaubenswahrheit innerlich empfunden hatte, so daß mir jetzt das Wort der Glaubenswirklichkeit, der Gottwirklichkeit wie eine neue Offenbarung vorkam.

Ich war darin ganz ein Kind meines Volkes. Das Dorfvolk ist immer geneigt zu der Frage: „Ist das wirklich so, oder muß man das nur glauben?“

Die Gedanken des Volkes gehen also aus von der irdhaften Wirklichkeit und suchen von dieser Grundlage



aus die Möglichkeit einer andern Wahrheit einzusehen, mögen aber diese nicht ohne weiteres gleichstellen mit der Wahrheit der erfreulich greifbaren Wirklichkeit.

Das muß vor einem Menschenalter noch anders gewesen sein. Denn meine Großeltern lebten noch in der vollen Wirklichkeit ihrer Glaubensvorstellungen, das heißt: die subjektive Wirklichkeit der Glaubenswelt entsprach noch ganz der objektiven Wahrheit der Glaubenslehren, und ich weiß, daß mein Vater noch geneigt war, eher an der Wirklichkeit der sichtbaren Welt als an der Wirklichkeit der unsichtbaren Welt zu zweifeln, ohne die Lehre einer gewissen philosophischen Schule von dem Scheindasein der Welt zu kennen.

War es vielleicht gar immer so in den vergangenen Zeiten des Christentums? Ist erst in unsern Zeiten das schöne Bekenntnis des mir vorliegenden Psalmes verhaucht, daß „Gottes Wirklichkeit von Geschlecht zu Geschlecht reicht“?

Der protestantische Kirchenhistoriker Albert Hauck liefert im ersten Bande seiner „Kirchengeschichte Deutschlands“ einen sehr schönen Beitrag zu dieser Frage, welcher erkennen läßt, wie tief dieser protestantische Mann in die Seele des katholischen Volkes hineinblickte. Er hat die Ausführungen über die religiösen Anschauungen des neubekehrten Frankenvolkes im Inhaltsverzeichnis mit den Worten „Gott und Mensch“ angekündigt. Die Ausführungen selber beweisen das starke Bewußtsein des katholischen Volkes von dem Hereinragen der Übernatur in die Natur, von der unzweifelhaften Wirklichkeit der unsichtbaren Welt,

zugleich aber auch von der Unsicherheit der sichtbaren Welt:

„Es berührt seltsam und ist doch eigentlich sehr wohl begreiflich, daß die Männer, die auf ihre Kraft zu trohen gewohnt waren, von dem Gefühl der Machtlosigkeit des Menschen den Kräften der unsichtbaren Welt gegenüber sich tief durchdrungen zeigen: hier erkannten sie eine Macht, mit der sie nicht ringen, die sie nicht überwältigen konnten. ‚Ha‘, sagte der sterbende König Chlotachar I., ‚wie gewaltig muß jener himmlische König sein, der so mächtige Könige tötet!‘ . . . Das Bewußtsein von der Unsicherheit des Irdischen führte sie zu der Einsicht, daß der Mensch Gott dem Herrn verpflichtet ist. Im Sturm der Leidenschaft ist diese Stimme unzählige Male übertönt worden, aber vorhanden war sie, und in Zweifel gezogen wurde sie von niemand: die Stimmung der Könige und des Volkes ist hier die gleiche.“

Albert Hauck weiß für diese Behauptung eine große Anzahl Beispiele zu bringen und fährt dann fort:

„Es ist nicht eigentlich eine neue Erscheinung. Man findet sie zuerst heimisch in den asketischen Kreisen des Ostens; der überreizten Phantasie der orientalischen Mönche (wir wollen dem protestantischen Geschichtsschreiber diesen durch keinen Beweis gerechtfertigten oder wenigstens zu sehr verallgemeinernden Ausdruck gern nachsehen) verschwand die Grenzlinie zwischen dem Wirklichen und dem Dargestellten. In Gallien begegnet man ihr bei den Jüngern des Martin von Tours; ihre Begeisterung für den geliebten Meister stellte ihn auch in dieser Hinsicht den Aposteln gleich.

Neu ist nur, daß der Wunderglaube jetzt allgemein herrschend wird, und daß man nicht nur mehr an Wunder glaubt, die einzelne heilige vollbrachten oder erlebten, sondern daß jedermann selbst Wunder schaut und erlebt. Die eigene Erfahrung schien die Berichte über Wunder der Heiligen zu bestätigen und diese wieder boten die Gewähr dafür, daß nichts so unglaublich ist, was nicht wirklich sein kann. Bemerkenswert ist dabei und charakteristisch für die Stärke des Wunderglaubens, daß man im sechsten Jahrhundert ebenso gut wußte als gegenwärtig, daß viele Wundererzählungen erdichtet seien, daß man deshalb keineswegs alles Wunderbare zu glauben bereit war, und daß man gleichwohl auf Schritt und Tritt Wundern begegnete.“

Das gleichzeitige Vorhandensein von kritischer Veranlagung und von unbedingtem Glauben an die Wirklichkeit der Glaubenswelt dürfte der wissenschaftlichen Psychologie, wenn sie sich einmal an diese Dinge wagen wollte, recht viel Kopfzerbrechen machen. Die „Wirklichkeit Gottes“ stand damals nicht nur gleichwertig und gleichstark neben der Wirklichkeit der sichtbaren Welt, sondern erwies sich, wenn sie mit dieser in Wettbewerb kam, als die siegreiche und bevorzugte. Gregor von Tours, der typische Vertreter und Berichterstatler des damaligen fränkischen Kirchenglaubens, war einmal in seiner Jugendzeit mit seiner Mutter in einer Dorfkirche bei Clermont. Er sah, wie der Diakon das Ciborium zum Altar trug. Dieser Diakon stand in dem Rufe, seine Unschuld verloren zu haben. Gregors Mutter und zwei andere Frauen glaubten

nun zu beobachten, wie das heilige Gefäß vor dem angesculdigten Diakon einhersehwebte, offenbar, um nicht von unreinen Händen berührt zu werden. Auch ein Priester sagte dies aus. Gregor berichtete nun dieses Wunder als Tatsache, obwohl er gestehen muß: „Ich war bei dieser Festlichkeit zugegen, aber dies zu schauen, ward ich nicht gewürdigt.“ Er mißtraute also lieber der natürlichen Wirklichkeit und der Beobachtung seiner Augen als der Möglichkeit eines Wunders, wie es die andern Zeugen beobachtet zu haben glaubten.

Albert Hauck sucht diese eigenartige psychologische Anlage zu erklären. Er findet wunderbar schöne Worte, und was er sagt, klingt wie ein Lobpreis auf den Glauben jener Zeit. Er selbst muß freilich von seinem Standpunkte aus diesen Glauben ablehnen.

„Wo lag der Grund dieser Überzeugung?“ So fragt er sich und antwortet ganz richtig: „Vor allen Dingen darin, daß Gott für diese Zeiten nicht ein Begriff, sondern eine überall mithandelnde Person war. Es ist höchst bezeichnend, daß Gregor von Tours von Zufall nichts wissen wollte: jedes Ereignis trägt einen unmittelbar göttlichen Zweck in sich. Deshalb fielen Vorfälle, in welchen man zu andern Zeiten nur ein zufälliges Zusammentreffen erblicken würde, unter den Begriff Wunder. Daß ein überfüllter Kahn, in dem sich Gregor mit den Reliquien des hl. Martin befand, nicht unterging, ist ein Wunder. Daß die Diebe, welche dem Abte Marius von Bevon in Tours ein Pferd stahlen, in der Nacht keinen Ausgang aus der Stadt finden konnten, so daß Marius am Morgen das Pferd wiedererhielt, ist ebenfalls ein Wunder.“

Wie ernst ist das Wort ausgesprochen, daß Gott für jene Zeit kein bloßer Begriff, sondern eine überall mitwirkende persönliche Macht war! Albert Hauck hat natürlich recht, daß man solche Vorkommnisse nicht mit dem Worte Wunder bezeichnen kann, ebenso wie er damit recht hat, daß jener Diakon in der Dorfkirche den Kelch doch mit seinen Händen getragen hat. Aber es bleibt die historische Tatsache bestehen, daß dem damaligen Christenvolke die „Wirklichkeit Gottes“ viel deutlicher vor der Seele stand als die Wirklichkeit der sichtbaren Welt, weil Gott damals kein bloßer Begriff war. Ist er heute zu einem bloßen Begriff geworden?

Eine zweite Wurzel des damaligen Glaubens sieht Albert Hauck in der quellenmäßig beweisbaren starken Zuversicht der alten Franken auf die Gebetserhörung und in dem unbedingten Vertrauen auf die Verheißungen Christi. „hatte Christus nicht verheißen, daß, wer an ihn glaubt, die Werke auch tun wird, die er tat?“ Glückliche Zeit, die genug Wunderbares sah, um an dem Worte Christi nicht deuteln zu müssen! War der Blick jener Menschen nicht doch tiefer als der unsrige, der nur bis zu dem äußerlich Sichtbaren eines Vorkommnisses reicht? Ja, Gott war ihnen eben nicht nur ein Begriff, sondern er war Wirklichkeit.

„Und seine Wirklichkeit reicht von Geschlecht zu Geschlecht!“

Da man nach Christi Wort den Wert religiöser Dinge „an den Früchten erkennen“ muß, sei auch noch das Schlußurteil Haucks hierhergesetzt, in welchem der religiöse Wert des Wirklichkeitsglaubens durch alle

~~~~~

Schleier moderner Beurteilungsweise sieghaft hindurchleuchtet!

„Es ist nicht richtig, in dem Wunderglauben nur listigen Betrug auf der einen Seite und übergroße Torheit auf der andern zu erblicken. Wenn das vorhin Gesagte richtig ist, so war in diesem Aberglauben gerade das wirksam, was den besten religiösen Besitz der Zeit bildete: ein kräftiger, frischer Gottes- und Vorsehungsglaube. Man handelte mit dem Göttlichen nicht als mit einer Abstraktion oder einer Vorstellung, sondern als mit einer sehr realen Kraft. Diese Überzeugung war allgemein herrschend: Geistliche und Laien ohne Unterschied teilten sie; man kannte den Gegensatz von Gläubigen und Ungläubigen nicht. Das war vielleicht der wichtigste Umschwung, der durch die fränkische Eroberung auf religiösem Gebiete eingetreten ist. Was der letzten römischen Zeit vollständig mangelte, die Gleichheit der religiösen Anschauung, war wieder vorhanden. Es kam hierzu, indem das fränkische Volk die religiöse Unterweisung, welche ihm dargeboten wurde, lebhaft erfaßte und dadurch unmittelbar auf die römischen Zeitgenossen zurückwirkte. Höchst unvollkommen waren die religiösen Anschauungen, die sich so bildeten, ohne Zweifel; das Christliche, was in ihnen vorhanden war, war getrübt und verkümmert; aber übersehen wir nicht, daß es für die religiöse Entwicklung eines Volkes nicht nur darauf ankommt, daß es die Religion in möglichst reiner Gestalt besitzt, sondern ebenso sehr, wenn nicht noch mehr darauf, daß das Religiöse All-

gemeinbesitz, daß es von unmittelbarer Kraft ist.“

Fließt hier nicht dem objektiv urteilenden und frei von seelsorglichen Interessen schreibenden Geschichtsdarsteller der Wunsch in die Feder, daß die Religion unseres Volkes noch jetzt von solch unmittelbarer Kraft wäre? Das war derselbe Wunsch, der in jener Sommerstunde jungen Priesterglückes in meiner Seele wach wurde: Die alte, unmittelbare Kraft der Religion, der lebendige Sinn für die Wirklichkeit der Glaubenswahrheiten und der auf diesen Wahrheiten beruhenden Glaubensvorstellungen möchte wieder unser Volk erfassen, dem Gott unter den tausenderlei Einwirkungen des modernen Zeitgeistes mehr ein bloßer Begriff, eine Abstraktion, eine mehr oder weniger notwendige Hypothese als eine überall wirksame und bei allem mitbeteiligte persönliche Macht geworden ist.

Eine Sommernachmittagstunde in der stillen Kirche, vor dem goldenen Tabernakel. Draußen die schöne, sonnige, reisende Wirklichkeit, ganz zum Sehen, zum Greifen, zum Verkosten bestimmt. Kann diese Wirklichkeit dulden, daß eine andere Wirklichkeit ihr den Rang abstreitet, daß sie kräftiger vor die Seele hintritt?

Die Wirklichkeit der sichtbaren Welt tut, als ob sie allein da wäre. Alle fünf Sinne des Menschen beansprucht sie als ihre Organe, als ihre weitgeöffneten Tore. Sie duldet kaum, daß das Menschenauge sich ein Zeitlein betrachtend schließt. Sie ist eifersüchtig auf die andere Wirklichkeit. Zwar sollte sie die Führerin zu der andern Wirklichkeit sein. Ja das scheint sogar ihre ureigentliche und wesentliche Bestimmung zu sein.

Das alte Meßbuch, das jeden Morgen andächtig zum Altare pilgert, sagt es zu jeder Weihnachtszeit und bei jeder Messe vom heiligen Altarsakrament Per visibilia ad invisibilia, „Durch die sichtbare Wirklichkeit hin zur unsichtbaren Wirklichkeit!“ Allein den langen Sommer über vergift die sichtbare Wirklichkeit gar zu leicht diesen lateinischen Text und ruft den Menschen-seelen das gefälschte Wort zu: Per visibilia ad visibilia, „Von Naturschönheit zu Naturschönheit, von Arbeit zu Arbeit, von Freude zu Freude, von Leid zu Leid, von Genuß zu Genuß, von Tag zu Tag, vom Säen zum Jäten, vom Ernten zum Dreschen, vom Dreschen zum Essen, vom Sieben zum Säen und dann das nächste Jahr denselben Kreis herum“. Erst der Tod ist dann stark genug, dieser Wirklichkeit das Spiel zu verderben, das sie mit dem Menschen treibt. Er jagt diese Wirklichkeit weit fort und verschließt ihre fünf immer weit geöffneten Tore, die fünf Sinne, und macht ein anderes Tor auf, hinter dem die wahre, unvergängliche Wirklichkeit liegt, im Vordergrunde das Gericht, in den weiten, ewigen Tiefen das läuternde und das verzehrende Feuer, und in lichten, unendlichen Höhen das ewig selige Leben.

Muß der Tod erst kommen, um der wahren Wirklichkeit das Recht auf bevorzugte Erkenntnis zu verschaffen? Kann nicht ein einziger, entschlossener Willensakt dem denkenden Geiste seine rechten Wege weisen?

Ich beschloß darum in jener Stunde, nicht mehr die sichtbare Wirklichkeit zum Ausgangspunkt meines Denkens und zum Maße meines Denkens zu machen und nicht erst nach ihr die Sicherheit der andern Wirk-

lichkeit zu bestimmen, sondern diese andere Wirklichkeit als die erste und unbedingt sichere zu erfassen und nach dieser den Wert und die Wirklichkeit der sichtbaren Welt zu bestimmen. Gott und seine Offenbarung sind Wirklichkeiten, gegenüber denen die sichtbare Welt mit all ihrer Greifbarkeit nur eine nachgebildete Wirklichkeit sein kann, nur eine Konstruktion um unsere Seele herum, die eben Zeit und Raum braucht, die eine scheinbare Wirklichkeit, ein scheinbares Leben braucht, um sich frei für die wahre Wirklichkeit und für das wahre Leben zu entscheiden.

Wie gering schätzte Christus die sichtbare Wirklichkeit ein! Er verlangt von seinen Jüngern die Verachtung dieser Welt und dieses Lebens, und wenn die Juden wünschten, daß er sichtbare Wunder tue, daß er also seine Göttlichkeit in sichtbare Wirklichkeit umsetze, tadelt er sie, und er preist selig die, welche nicht sehen, nicht mit den Händen berühren und doch glauben.

Katholischer Leser, wollen wir in diesem Sinne Christi Jünger sein? Die sichtbare Wirklichkeit ist etwas Ausnahmsweises, Bedingtes, Vorübergehendes. Die unsichtbare Wirklichkeit dagegen ist das Regelmäßige, das Ewige, die „Wirklichkeit Gottes“, die „von Geschlecht zu Geschlecht reicht“. Daß Gott Wunder tut, ist nur scheinbar etwas Ausnahmsweises. Das freie Wunderwirken Gottes entspricht ja dem freien Wesen Gottes viel besser als die Rücksicht auf die Naturgesetze, die unsere Zeit für kräftiger zu halten geneigt ist als die freie persönliche Macht Gottes.

~~~~~

Hinter dem verschlossenen Türlein des goldenen Tabernakels steht ein Kelch mit Hunderten von kleinen, weißen Broten. Dem Naturgesetz nach ist das, was wie Brot aussieht und wie Brot schmeckt und ganz wie Brot gebacken ist, aus richtigem Weizenmehl, nichts anderes als Brot. Aber warum sollte es nicht etwas anderes sein? Im Bereich der wahren Wirklichkeit gibt es ja unzählige Möglichkeiten, unabhängig von Form und Farbe und Geschmack und Herstellungsart. Und wenn einer aus dem Reich der wahren Wirklichkeit kommt und sagt: „Dies ist mein Leib“, wie kann dir ein Zweifel kommen? Die Apostel waren in den drei Jahren des persönlichen Verkehrs mit Christus mit der wahren Wirklichkeit so vertraut geworden, daß ihnen gar kein Zweifel kam, daß das sichtbare Brot in der Hand des scheidenden Meisters wahrhaft, wirklich und wesentlich sein Leib ist.

In unser Häuslein draußen in Neusorge kamen oft Bettler und beteten laut ein Vaterunser vor der Tür. Meine Mutter ging sogleich zum Brotschrank oder wenn dieser von uns vielen, vielen Kindern schier ausgeessen war, zu der Kaffeetasse im Glaschrank, in welcher sie ihr Kleingeld aufbewahrte, oder sie ließ auch die Bettler hereinkommen, von denen einige schon seit den ersten Jahren ihrer Ehe treue Kunden von ihr waren, zerlumppte, gebrechliche Männer und Weiber ohne jegliche Ähnlichkeit mit Christus. Man kann tausend gegen eins wetten, daß nach dem Begriff der sichtbaren Wirklichkeit keiner von ihnen Christus war. Und doch wird meine Mutter gewiß einmal aus dem Munde Christi das Wort hören: „Ich war hungrig, und du hast mich

gespeist.“ Und Christus wird kein Wort davon zurücknehmen, auch wenn meine Mutter einwenden sollte: „Wie kannst du das sagen, ich habe dich nie gesehen!“ Es muß also eine andere Wirklichkeit geben, in welcher das Wort Christi volle Wahrheit ist.

Ober der fremde Mann, der meinen Vater anredete und einige Augenblicke aufhielt, als er gerade die nach wenigen Sekunden zusammenbrechende Brücke über die wild dahinrauschenden Wasser der vom Wolkenbruch hoch angeschwollenen Walditz überschreiten wollte, war todsicher von Fleisch und Blut und stammte aus irgendeinem der benachbarten Dörfer, aber in der höheren Wirklichkeit war er doch ein Engel Gottes, und es wurde an meinem Vater wahr, was in den heiligen Urkunden der höheren Wirklichkeit, in den biblischen Schriften steht: „Siehe, ich sandte einen Engel.“

Die Bibel ist ein Buch, an dem man das Bestehen der beiden Wirklichkeiten sehr gut erkennen kann. Soweit sie der sichtbaren Wirklichkeit angehört, ist sie ein Produkt der literarischen Betätigung des israelitischen Volkes und steht unter den Gesetzen der quellenkritischen Methode. Sie erlebte alle Schicksale, die eben Bücher zu erleben pflegen. Ein ganzes Heuschreckenheer von menschlichen Irrtümern drang in ihre Blätter ein und verunstaltete den Text, hier und da bis zur Unkenntlichkeit. Und nach diesem Heuschreckenheer kam, als sollte eine Weissagung Joels an ihr erfüllt werden, ein Heer von Gelehrten und übte an ihren Büchern die sogenannte Quellenscheidung, die nicht nur die einzelnen Sätze, sondern oft sogar die Bestandteile eines einzelnen Satzes voneinander löste. Das war wissenschaftliche Arbeit,

welcher die „wirkliche“ Welt sehr hohen Wert beimaß. Und doch sind die biblischen Bücher eine wunderbare Einheit, sie sind das vom Heiligen Geist inspirierte Gottesbuch, sie sind Fundamente des Gottesreiches, die keine menschliche Hand ohne Frevel antasten darf, sie sind gesammelte Urkunden der höheren Wirklichkeit.

Schon die altchristlichen Väter erkannten den Doppelcharakter der Heiligen Schrift und unterschieden sehr scharf die beiden Wirklichkeiten in ihr. Zwei große Schulen, die christlichen Universitäten des Altertums, teilten sich in die Arbeiten an der Heiligen Schrift. Die antiochenische Schule pflegte die Forschung über die historische Wirklichkeit der Bibel, die alexandrinische Schule suchte den höheren Sinn zu ergründen. An diesen beiden Schulen spielte sich der Kampf zwischen den beiden Wirklichkeiten in besonders ausgeprägter Weise ab. Die Kirche duldete beide und suchte beide von Irrtümern fernzuhalten. Aber größere Liebe brachte sie jener Schule entgegen, welche die höhere Wirklichkeit in der Heiligen Schrift suchte.

Allüberall, auf allen Gebieten des Lebens, begegnen uns die beiden Wirklichkeiten, bald miteinander im Widerspruch, bald miteinander im Frieden, immer aber miteinander verwoben, „bis daß der Tod sie scheidet“. Kein Wunder, daß dieser Doppelklang bis in die stille Kirche und bis zu der Tür des goldenen Tabernakels klang in jener Sommernachmittagstunde meines jungen Priesterglückes. Ich glaube, damals einen entscheidenden Schritt getan zu haben. Ich begann, festen Boden unter mir zu fühlen und beschloß, allen, die mir vertrauten, zuzureden, sich auch mutig auf den Boden der

höheren Wirklichkeit zu stellen und mit klarem Bewußtsein in der höheren Wirklichkeit zu leben. Es schwanden mir alle Schwierigkeiten, die Berge wichen vor meinem Glauben und sanken ins Meer. Ein neues Volk sah ich auf dieser Erde wohnen, welches das „andere Leben“ nicht erst im Jenseits erwartet, sondern schon im verklärten Diesseits erlebt, und ich sprach zu der neuen Erde und zu dem neuen Volke:

Preise jubelnd den Herrn, du ganze Erde,  
diene dem Herrn in Freudigkeit!  
Tretet alle vor sein Angesicht,  
tretet in seine Pforten ein mit Lobgesang,  
denn süß ist der Herr,  
in Ewigkeit reicht sein Erbarmen,  
von Geschlecht zu Geschlecht seine Wirklichkeit!

#### 4. Das Mysterium der Blumenwelt.

Nein, ihr müßet nicht lachen über meinen Glauben! Aber ich glaube nun einmal, daß in den Steinen und Gräsern und Blumen Leben und Sinn ist, wenigstens in denen, die auf dem Wege von Schlegel nach Neusorge wachsen. Denn ich habe zu lange unter ihnen gelebt und mit ihnen verkehrt, als daß ich mir dies könnte ausreden lassen. Und ich könnte lange Geschichten erzählen, die ich mit den Steinen und Gräsern und Blumen erlebt habe. Ja, mit ihnen erlebt! Denn ein eigentlicher Stein- und Blumenkenner war ich nie, nie ein rechter Mineralog und Botaniker. Mein Namengebüchlein ist schwach, wie das ja fast jeder Mensch heutzutage



von sich sagt, besonders die Studenten, die in Kirchengeschichte Examen machen sollen. Ich habe auch noch nie Gras und Blumen mit einem Vergrößerungsglase angeschaut. Das tue ich ihnen zuliebe nicht, denn ich möchte mein Gesicht auch nicht mit einem Vergrößerungsglase ansehen lassen. Da sieht man nur das Häßliche vergrößert, das Schöne aber verschwindet ganz. Und Blumen und Gesichter sind doch eigentlich zum Schönsein geschaffen. Ich habe auch nie Blumen und Gräser gruppiert und klassifiziert, wie es die echten Botaniker tun. Denn vor Gott ist ein jedes Wesen für sich da, und ich selbst verbitte mir jede Klassifikation meiner Person, denn ich will selbständig sein und jedem andern möglichst unähnlich außer meinem göttlichen Schöpfer, nach dessen Bild ich geschaffen bin. Und das habe ich erst recht nie gemocht, daß ich eine Blume abgerissen und zerpfückt hätte, um ihre Blätterkleidung und ihre Eingeweide zu studieren oder um die Staubgefäße zu zählen. Das würde sich kein Mensch gefallen lassen, wie könnte ich es da den Blumen antun, die noch viel zarter sind! Aber Leben und Sinn der Blumen, über diese kann ich gar nicht lange genug nachdenken.

Und ich war schon ziemlich weit damit, als ich anfang, Theologie zu studieren. Da war es mir von vornherein klar, daß man Theologie nicht nur aus Büchern und nicht nur in den Hörsälen der Universität studieren darf. Denn dazu ist ja das Universitätsjahr in zwei ziemlich gleiche Teile geteilt, in 180 Studientage und 170 Ferientage. Die ersteren sind vornehmlich für die Büchertheologie, die letzteren Gott sei Dank vornehmlich für die Theologie ohne Bücher. Leider ist für die bücher-

lose Theologie noch keine Methode ausgearbeitet wie für die Büchertheologie. Deshalb will ich nur sagen, daß ich sie studiert habe aus den Erzählungen meines verstorbenen Vaters, mit dem ich viele stille, einsame Wege gegangen bin, aus der Seele meiner guten Mutter, auch aus ihren sonnverbrannten, arbeitsrauen Händen, aus den Lebensschicksalen meiner Geschwister und Freunde, aus den Bildern und Kapellen am Weg, aus dem Bau und Schmuck unserer Bergkapellen, aus den liturgischen Feiern der Pfarrkirchen. Aber auch aus den Steinen, Gräsern und Blumen, besonders denen, die auf dem Wege von Schlegel nach Neusorge wachsen.

Zuerst studierte ich in diesen theologischen Ferienkursen bei den Gräsern und Blumen die „Einleitung in das Alte und Neue Testament“. Diese kleinen, oft mißachteten, zertretenen, immer liebenswürdigen Professoren der Theologie haben nämlich auch die Bibel, sowohl das Alte wie das Neue Testament, als ihr Lebensbuch. Darin steht von ihrer Erschaffung, ihrer Erlösung und ihrer Heiligung viel mehr geschrieben, als wir gewöhnlich wissen. Ja, wir denken gewöhnlich nur, daß sie geschaffen, nicht aber, daß sie auch erlöst und geheiligt sind. Sie haben so gut wie wir Menschen die ganze heilige Dreifaltigkeit. Ja, sie sind in der Bibel gar oft vor den Menschen bevorzugt. Der Heiland selbst hat gesagt, daß sie vom himmlischen Vater schöner gekleidet und geziert sind, als selbst der König Salomon in all seiner Pracht. Und denen, die nicht an die Erlösung der Gräser und Blumen glauben wollen, antworten diese Professoren der Theologie mit dem Hinweis auf die Stelle, daß alle Kreatur seufzt nach Erlösung.

Doch ich will hier keine theologische Abhandlung schreiben, ich will nur erzählen.

So hört, daß auch Professoren der Kirchengeschichte unter den Blumen sind. Wie manche sind besprengt worden mit dem Blute der Martyrer! Sollten sie nicht viel erzählen können von den Leidenstagen der Kirche? Ein Blümlein wuchs am Wege, auf dem St. Chrysostomus mit blutig gestoßenen Füßen in die weite, weite Verbannung ziehen mußte. Chrysostomus schaute es an und sagte: „Gott sei gedankt.“ Freilich hatten es die Blumen schwer, sich in der Kirche durchzusetzen. Denn sie hatten zu lange den heidnischen Göttern gedient, hatten die Stirnen der Götzenpriester schmücken müssen. Sie hatten jeglichem heidnischen Leichtsinn gedient. Deshalb waren ihnen besonders einige Lehrer der afrikanischen Kirche recht gram, z. B. Tertullian, der ein ganzes Buch gegen sie schrieb. Aber die kleinen Blumen sind Sieger geblieben und durften fortan der Kirche dienen zum Schmuck der Gräber und der Altäre.

Am liebsten dozieren die Blumen Moral und Dogmatik. In der Moral haben sie sogar begonnen, sich zu spezialisieren. Man weiß ja im ganzen Lande, daß das Veilchen einen besondern Lehrauftrag für Demut hat, die Lilie für die Reinheit des Herzens. Ja, der Lehrauftrag der Feldblumen ist von Christus selbst approbiert. Er lautet auf soziale Fürsorge des himmlischen Vaters, und zwar nicht bloß für die Blumen, sondern auch für die Menschen. In der Dogmatik reden sie freilich nur in Gleichnissen. Aber in einigen Fragen sind sie selber Untersuchungsgegenstand: Was haben sie für eine Stelle im Schöpfungsplan Gottes? Wie nahmen

~~~~~

sie teil an der Erlösung? Wie soll man es verstehen, daß jeglicher Kreatur das Evangelium gepredigt werden muß? Werden sie auch auf der verklärten Erde wachsen und blühen? Ich weiß nicht, wieweit sie recht haben, aber sie erinnern mich doch auch an das Dichterwort:

Wir sind Gedanken Gottes,
Und was er einmal denkt,
Dem hat er ewiges Leben
Und Seligkeit geschenkt.

Als ich nun heute, am Pfingstmontage, vom Hochamte nach Hause ging, eben einen der vielen Feldwege von Schlegel nach Neusorge, fiel mir auf, daß Gräser und Blumen alle ausfahen, als ob sie warteten. So haben wir als Kinder draußen vor der Tür gestanden, wenn wir Samstagabends den Vater aus der Walddorfer Fabrik erwarteten. So haben wir als Gymnasiasten auf dem Breslauer Ring gestanden, als der Kaiser nach Breslau kommen sollte. So haben wir als Alumnen am 20. Juni 1903 auf den Bischof gewartet, in jener seligen Stunde, da wir die Priesterweihe empfangen sollten. Nun hätte ich mir ja eigentlich einbilden können, die Gräser und Blumen warteten auf mich, denn ich komme immer mit vieler Liebe zu ihnen und streife mit der Hand zärtlich ihren Halm und ihre hübschen Köpfelein. Aber heute machten sie einen viel feierlicheren Eindruck, als wie wenn sie ihren alten treuen Pfingstseriengast erwarteten. Sie machten ihre leuchtenden Augensterne weit auf, und es war, als ob sie in die Ewigkeit hineinschauten. Sie waren alle wie die klugen Jungfrauen im Evangelium, sie hielten alle ihre Lämpfelein leuchtend, keine Blume war welk, keine schlummerte. Da war

es mir klar: Sie warteten alle auf Fronleichnam, sie warteten auf ihren König!

Wieder mußte ich an die kleinen Professoren der Dogmatik unter den Gräsern und Blumen denken. Ich setzte mich an den Wegrand und horchte, ob sie mir heute nicht wieder eine theologische Vorlesung halten wollten. Seit ich selber Professor der Theologie geworden bin, getrauen sie sich zwar nicht mehr so wie früher, mir ihre Weisheit vorzutragen. Aber heute war es wieder so wie früher. Sie sprachen also zu mir:

„Ihr Menschen feiert euer schönstes Fest zu Weihnachten, gerade wenn wir Blumen und Gräser nicht dabei sein können; denn da sind wir noch alle unter der Erde als frierende, armselige Würzelchen oder unter dem kalten Schnee als todesstarre Keimlein. Da sprecht ihr mit großer Festfreude das höchste Geheimnis der Menschheit aus: ‚Und das Wort ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnt.‘ Und ihr seid mit Recht froh, daß Gott eure Gestalt und euer Wesen angenommen hat, um euch zu erlösen. Aber der Erlöser des Menschenreiches hat das Pflanzenreich nicht vergessen. Wenn er an einem Weinstock vorüberkam, so sprach er: ‚Ich bin der Weinstock, ihr seid die Reben‘, und wenn er an einem Weizenfelde vorüberkam, so sprach er: ‚Ich bin das lebendige Brot, das vom Himmel gekommen ist.‘ Und einmal, es war auch eine heilige Nacht, kam er in unser Reich und wählte sich den Weinstock und den Weizen aus und beschloß, auch unsere Gestalt anzunehmen, die Gestalt des Brotes und des Weines. Und als er zum Brote sprach: ‚Dies ist mein Leib‘, und zum

~~~~~

Weine: ‚Dies ist mein Blut‘, da war auch von uns der unverschuldete, nur durch euch Menschen verschuldete Fluch gelöst, so daß es nicht mehr heißen konnte: ‚Verflucht sei die Erde um deinetwillen.‘ Siehe, das ist unser Hochfest, das Fest des Weizens und des Weinstocks und aller Gräser, Sträucher, Bäume und Blumen, die wir mit Weizen und Weinstock verwandt sind, wie ihr Menschen mit Maria, der Jungfrau, verwandt seid, aus deren Schoß er eure Gestalt und euer Wesen angenommen hat. Er gehört euch nicht allein, er gehört auch uns. Freilich habt ihr ihn, wie ihr Menschen nun einmal seid, über tausend Jahre ganz für euch allein haben wollen, und schloßet ihn in eure Kirchen und Tabernakel ein, und wir konnten ihn nur begrüßen, wenn er einmal übers Feld zum Kranken getragen wurde. Dann aber habt ihr ihn nicht mehr halten können, er wollte hinaus unter die Bäume und Gräser und Blumen, und tat diesen Wunsch einer Jungfrau zu wissen, und diese wieder dem Papste, und dieser richtete das Fronleichnamsfest ein und befahl, daß unser König durch unser Reich getragen werde. Auf diesen Tag warten wir Blumen mit unseren großen und kleinen Sternen- und Märchenaugen.“

Das klang mir alles in die Seele, als ich heute unter den Blumen saß. Ich weiß nicht, ob ich alles recht verstanden habe, und ob alles richtig war, aber ich verstehe jetzt doch besser des Heilands Liebe zu Weizen und Weinstock, und warum er unter den Gestalten von Brot und Wein leben wollte, verbunden mit uns durch seine Menschheit, verbunden mit der schönen Natur durch Gestalten aus dem Pflanzenreiche; ich sehe ein, daß in



der Eucharistie eine Entfündigung der Erde, eine Befreiung von uraltem Fluche liegt.

„Willst du noch etwas anderes wissen? Du hast dich schon oft gewundert, warum Christus durchaus zur Speise werden wollte, und hast dir's zu erklären versucht aus der uralten Sehnsucht der Menschheit nach einem Liebesmahle mit Gott und nach der innigsten Vereinigung mit Gott. Wir Blumen wissen noch etwas anderes: Siehe, unser höchstes Ziel und unsere größte Liebe ist es, die Hungernden zu speisen, Menschen und die lieben Tiere. Wir sterben, um andern zur Nahrung zu werden. Glaubst du, daß sich deines Heilands Herz von uns an Liebe übertreffen lassen könnte und wollte? Sterben für das Leben anderer, Nahrung und Erquickung werden für andere, das ist die Liebe, die wir Pflanzen haben und die Christus hat. Und weil der Weizen und der Weinstock diese höchste Liebe am meisten üben, da von Weizen und Weinstock die Welt lebt, wollte er, das Leben der Welt, wie Brot vom Weizen und Wein vom Weinstock werden.“

Da ging mein Blick über all die Blumenhänge und die bunten Auen. Da sah ich vieles Gold, helles, leuchtendes Sternengold, wie das Gefunkel von Monstranzen und Kelchen und Patenen, und mitten drin das blendende Weiß von Marienblümlein und Johannesblumen in übergroßer Zahl: weiße Hostien, große und kleine, die ganze Frühlingserde überstreut mit weißen Hostien!

O lieber Leser, sei doch offen und sage es mir, daß du dir aus dieser Erzählung keine rechte Nutzenwendung für deine Seele machen kannst. Ja, das habe ich ganz

vergessen, daß du schon wieder Nutzen haben willst, wenigstens für deine Seele. Ist denn kein Nutzen, so in Liebe an den Heiland in der Eucharistie zu denken? Nur zu denken! Willst du aber mehr, so schmücke doch den Tabernakel deiner Kirche mit Blumenzier zum Fronleichnamsfest und zu aller Zeit. Trag Blumenzier zu deinem sterbenskranken Nachbar, der morgen die heilige Wegzehrung empfängt. Und willst du noch mehr? Gott sei Dank, der rechte Christ kann nie genug wollen zur Ehre und zum Preise Jesu im hochheiligen Sakramente des Altars!

## 5. Neuforge und seine Heiligtümer.

Nimm nicht die Karte der Provinz Schlesien in die Hand, auch nicht das Konversationslexikon! Du findest dieses Neuforge nicht. Selbst auf der Post fragst du vergeblich an. Schreibe mir auch nicht nach der Kolonie Neuforge, denn ein solcher Brief kam mit dem Vermerk zurück: „Im amtlichen Verzeichnis der deutschen Kolonien nicht bekannt.“ Du mußt aber auch nicht vermuten, daß dieser Name nur erdichtet sei, etwa als Symbol für ein Menschenherz mit seinen immer neuen Sorgen. Er bezeichnet ein richtiges kleines Dörflein mit Menschen, Häusern, Feldern, Wegen, und auch ein kleines Gewässer fließt durch seine Wiesen. Früher stand sogar ein Wirtshaus an seiner Straße. Das spielte im Leben der fröhlichen Herren aus der benachbarten Stadt eine große Rolle, so daß sich die Leute erzählen, es müßten manche von den Zechgenossen noch jetzt, nach

hundert Jahren, dort umgehen, um Buße zu tun für alle Freude und allen Übermut.

Solltest du einmal zufällig diesen Ort finden, so rate ich dir nicht, nach seinen Heiligtümern zu fragen. Wohl klingen von fernher die Glocken großer und kleiner Kirchen auch um die Gehöfte und strohgedeckten Häuslein dieses Ortes. Ja du siehst sogar von der Straße aus ein wunderliebliches Kirchlein hoch oben auf einem Berge, und ein ehrwürdiger Einsiedler mit weißem Barte und zufriedenem Gesichte läutet alle Morgen und alle Mittage und alle Abende den süßen Avegruß, und ein heiliger Kreuzweg mit vortrefflichen Gemälden eines Münchener Meisters führt hinauf zur Höhe. Aber das alles gehört nicht mehr zu Neuforge. Fragtest du einen Neuforger nach den Heiligtümern seines Ortes, dann würde er dir deutlich zu verstehen geben, daß du nicht ganz richtig um den Kopf bist. Denn dies vermuten die Neuforger leicht, wenn ein Städter nach etwas fragt, was sie nicht verstehen. Es sei denn, du trädest einen alten, von Arbeit und Not gebeugten Mann, der würde dir rechte Auskunft geben, wenn er deine Frage hören könnte. Aber er hört nicht gut auf die Fragen der Menschen. Sein Ohr ist nach innen gewendet, nach einer wundersamen Welt, die dem Himmel ähnlicher ist als der Erde. Und er spricht auch nicht gern. Denn er hat innerlich viel zu reden. Die Leute lassen ihn deshalb immer allein gehen. Du hättest ihn früher treffen können, wenn du beim abendlichen Aveläuten den Berg emporgestiegen wärest, den Steinbrüchen zu. Von dort kam er nach harter Arbeit in den Brüchen und schritt durch die Wiesen des Ortes nach dem

gegenüberliegenden Berge, auf dessen Höhe sein Haus stand.

Dieser Mann ist der Begründer der Heiligtümer von Neusorge. Alle seine Ersparnisse hat er diesem Werke geopfert, und noch jetzt trägt er einen Teil seiner kleinen Kriegsveteranenrente zu dem alten Maler im großen Nachbardorf.

Gern möchte ich nun von großen Werken tiefempfundener religiöser Kunst sprechen, von Bauten mit hohen Türmen und goldenen Kuppeln, von Standbildern und Marmortafeln mit heiligen Personen und Geschichten, von Gemälden und Mosaiken, von Gold und Silber und Elfenbein, von heiligen Rosengärten in der Schönheit der Kartäusergärten der Südländer; Camaldolikklöster auf Bergeshöhen möchte ich schildern. Das wäre eine Versuchung für mich, anstatt eines religiösen Aufsatzes einen kunstgeschichtlichen zu schreiben. Aber vor dieser Versuchung hat mich der Begründer der Neusorger Heiligtümer selber bewahrt. Wohl führte er den Meißel und Hammer als Handwerkszeichen wie einst Donatello und Michelangelo, aber nur um die gewaltigen Sandsteinquadern aus dem Massiv des Berges zu brechen und zu sprengen, und seine Kunst reichte wohl nur hin, um Pflasterplatten und steinerne Pferdekrippen auszuhauen. Und doch lebte in ihm die Kraft und die leidenschaftliche Sehnsucht, die Erde zu schmücken mit Heiligtümern.

Um diese Anlage in ihrer ursprünglichen und primitiven Art richtig zu erkennen und zu werten, muß man das Alte Testament zu Rate ziehen. Das katholische Volk begnügt sich in unsern Tagen gern mit dem Neuen

Testament und iſt der Meinung, daß dieſes Buch genüge, um den ganzen Umfang der Beziehungen unſerer Seele zu Gott und die ganze Eigenart eines gotterfüllten Menſchenherzens zu verſtehen. Das Alte Teſtament gilt mehr als die Offenbarung Gottes an die vorchriſtliche Welt. Und doch muß die katholiſche Dogmatik ſchon in ihrem erſten Buche, in der Lehre von Gott, beſtändig das Alte Teſtament zu Räte ziehen. Die allerwichtigſten Erkenntniſſe vom Weſen und den Eigenſchaften Gottes blieben ihr verſchloſſen, wenn ſie das Alte Teſtament nicht beſäße. Ohne das Alte Teſtament wäre ſie geradezu ratlos. Ebenſo wichtig iſt aber dieſes heilige und gar zu ſelten gelesene Buch für die Erkenntnis des religiöſen Lebens. Die Schickſale der Patriarchen, Propheten und Könige bieten eine ſtaunenswerte Fülle von Lebensweisheit und Lebenskunſt, und was viel mehr iſt, von Lebenskraft. Das Geheimnis der göttlichen Vorſehung, die Lehre von den wunderbaren Wegen und unbegreiflichen Ratschlüſſen Gottes, im Neuen Teſtamente nur hier und da angedeutet und vorzüglich auf das apoſtoliſche Leben angewendet, leuchtet wie eine allen ſichtbare Sonne aus dem Alten Teſtamente heraus, und oft vermögen wir nur im Lichte dieſer Sonne die Wege und die Kraftquellen unſeres Lebens zu finden. Als es galt, das erſchütternde Schickſal unſerer Zeit, den Krieg, in das Licht der Religion zu ſetzen und den erſchreckten Menſchenſeelen einen Pfad durch den Krieg zu Gott zu weiſen, da griffen die chriſtlichen Prediger zu den Büchern des Alten Teſtamentes und fanden in ungeahnter Fülle, was ſie brauchten. Die Abertauſende, die lange Monate und Jahre in der

~~~~~

Gefangenſchaft ſchmachteten, fanden nur im Alten Teſtament reichlichen Gefangenſchaftstroſt. All ihr Elendsleid und all ihre Heimatslehnſucht fanden ſie dort geſegnet und geſungen von dem großen Geiſte, der mit dem Vater und dem Sohne eines Weſens iſt. Und als die Kirche ihren Dienern ein tägliches Buch religiöſer Lebenskunde in die Hand geben wollte, ſo wählte ſie die ſchönſten Leſungen aus dem Alten Teſtamente, und in manches unverſtandene Prieſterschickſal hat eine einzige Pſalmſtelle das langentbehrte Licht gebracht. Ja, nicht umſonſt hat die Kirche in den erſten Jahrhunderten ihres Beſtehens einen harten Kampf um das Alte Teſtament ausgefochten, als die damalige „wiſſenſchaftliche Richtung“, die Gnoſis, den altteſtamentlichen Schriftenbeſtand anfeindete und als wertlos oder gar als Werk eines böſen Demiurgen verwerfen wollte.

Das Alte Teſtament erzählt uns von den erſten primitiven Heiligtümern, die von den Menſchen errichtet wurden. Es ſchildert, wie das Altarbauen über die Menſchen kommt. Sie ahnen die Nähe Gottes, ſie erkennen ſeine Symbole in Traum und Viſion, ſie ringen mit dem ſtarken Gotte, der ſie heimsucht und ſegnet, und dann heben ſie einen Stein empor und ſetzen ihn an den Ort der Heimiſchung und ſagen: „Hier ſoll wahrhaftig ſein das Haus Gottes.“ Es wandert ein Patriarch über die Lande. Seine Gedanken umfaſſen Erde und Himmel. Sie ſuchen fette Weiden für die Herde, ſie ſuchen den wahren Gott. Da kommt es über die königlich einsame Seele im Wachen oder im Träumen, ein Bild oder eine Gewalt von nie erlebter Kraft und Deutlichkeit, ein Gotteserlebnis, ein ſeliges Schauen oder

die Gründer von Heiligtümern zieht es hinaus an ferne Wegraine, zu einsamen Wiefenbäumen, in dichte Wälder. Wo Gott noch nicht iſt, dort wollen ſie ein Symbol ſeiner Nähe hinſetzen, und mit dem Symbol wollen ſie ſeine Nähe zur Wirklichkeit machen. Wirſt du ſagen: „Das iſt etwas rein heidniſches. Auch die Griechen belebten Wege und Haine, Wälder und Felder mit den tauſendfältigen Geſtalten ihrer Gottheiten“? Ach, du kommſt aus den heiligtumarmen Gegenden unſeres Vaterlandes, in denen weit und breit keine Spur und kein Symbol des nahen Gottes zu finden iſt. Laß mich dir offen bekennen: Ich beneide oft das Heidentum um ſeine Religioſität! Die Heiden irrten in den Wegen und in den Zielen. Aber der tieſte Grund der Seele, das echt Menſchliche in ihrem Weſen, war doch religiös. Die volle Gottentfremdung iſt erſt ein trauriges Ergebnis der modernen Kulturentwicklung, die durch den Namen „modernes Heidentum“ nicht recht bezeichnet wird. Denn das Heidentum war verirrte Religion, die moderne Entwicklung aber ſtrebt zur grundsätzlichen Religionsloſigkeit. Sage darum lieber: „Die Sehnsucht nach Heiligtümern auf allen Wegen und Stegen iſt etwas tief innerlich Menſchliches, das auch im Heidentum mit elementarer Gewalt zum Ausbruch kam.“ Darum kann dieſer Drang auch echt chriſtlich ſein. Denn alles echte, tiefe Menſchliche iſt echt chriſtlich, auch wenn es ſich ſchon im Heidentum regte. Du ziehſt vor einem Dichter den Hut, der die Armut einer heiligtumarmen Landſchaft ſo ſchmerzlich empfand, daß er ſich nach den Landſchaften des alten Griechenlands ſehnte und ausrief:

~~~~~

Schöne Welt, wo bist du? Kehre wieder,  
 Holdes Blütenalter der Natur!  
 Ach, nur in dem Feenland der Lieder  
 Lebt noch deine fabelhafte Spur.  
 Ausgestorben trauert das Gefilde,  
 Keine Gottheit zeigt sich meinem Blick.  
 Ach, von jenem lebenswarmen Bilde  
 Blieb der Schatten nur zurück.

Schiller kannte keine echt katholischen Landschaften. Wäre er wie ich in dem heiligtumreichen Neusorge geboren, dann hätte er an Stelle seines von vielen bedauerten Gedichtes an die Götter Griechenlands die Heiligtümer von Neusorge besungen, die Schönheit des dreifaltigen Gottes, der von hoher Säule herab über die blühenden und fruchtbaren Hügel waltet, die liebliche Jungfrau, die von Engeln zum Himmel getragen und dort mit goldener Krone geschmückt wird, die hilfsbereiten Nothelfer all und besonders den zarten Gottessohn, der sein Leben hingab für seine Lieblinge und vor dessen Kreuze der Bauer und der Bergmann, die Braut im Myrtenkranze und die Greisin im Silberhaar niederknien.

Der größte aller gotterfüllten Dichter war der Apostel Johannes. Haben doch Meister aller Jahrhunderte versucht, seine Bilder in Stein und Stift und Farbe zu wiederholen, und doch gestehen müssen, daß ihre Kunst vor seiner Kunst erbleichen muß. Er hat von einem Zeitalter gesungen, in welchem Gott auf der ganzen Erde herrscht. Das himmlische Jerusalem mit seinen Heiligtümern senkt sich nieder auf die Erde. Es gibt keinen Tempel in diesem Jerusalem, denn die ganze große Stadt ist ein einziger Tempel.

Das ist die katholische Landschaft, ein einziges über seine Mauern hinauswachsendes Gotteshaus, in dem die einzelnen Kirchen sind wie die Altäre an den Wänden und Pfeilern des Gotteshauses, die Kirchenglocken wie Ministrantenglocken, die bald von diesem, bald von jenem Altar her erklingen. Auf den Feldern siehst du die Leute niederknien, als wären sie in der Mitte des Gotteshauses. Auf den Straßen ziehen die Wanderer ihren Hut und blicken andachtsvoll und klopfen wohl auch an die Brust, wie in den Gängen der Kirche vor einem Altar, wenn es zur Wandlung läutet, und mancher empfängt still und un gesehen im Geiste die heilige Communion. — Herrliche Stadt Jerusalem, heilige Gottesnähe überall!

Es sagt's in Neusorge keiner einem andern, was die Bilder im Busch für ihn bedeuten. Es wagt's überhaupt keiner dem andern zu sagen, daß er zu den Bildern im Busch geht. Echte Noth und echte Liebe haben zu eigen, daß sie sich vor der Welt verbergen, besonders wenn die Welt ein kleines Dörflein ist. Jeder entdeckt diese Heiligtümer für sich, beschaut sie für sich, erlebt die Wunder in seiner Seele für sich. Manchmal in dunkler, stürmischer Nacht funkelt ein Lichtlein auf mitten in der schwarzen Wand der Buschlehne. Es scheint bald zu verlöschen, bald mit doppelter Helligkeit aufzubrennen, bald daniederzuliegen, bald trotzig aufzustehen. Es ist wie die Jakobsseele, die bis zum Morgen mit Gott ringt und dann spricht: „Ich lasse dich nicht eher, als bis du mich gesegnet hast.“ Wenn da ein Neusorger Bergmann gerade heimkommt und die Stube betritt, sagt er bloß: „Der alte Steinmetz ist wieder bei seinen Bildern.“ Da

wird es ein ganz klein wenig still in der Stube, als wollten alle Seelen mit dem alten Steinmetz beten. Aber es sagt's niemand dem andern.

Als ich in meinem achten Lebensjahre zum ersten Male in das Pfarrdorf zu jenem Manne ging, der mich auf den Weg des Priestertums geführt hat, traf mich in einem Wiesental zwischen Neusorge und dem Pfarrdorf plötzlich ein blendender Lichtstrahl ins Auge. Erschrocken und geblendet wandte ich mein Gesicht dorthin, woher der Strahl kam. Er kam mitten aus dem Busche. In der Glasscheibe eines der Marienbilder brachen sich die Sonnenstrahlen so, daß sie von dort herübergeschickt wurden zu mir armem Knaben. Das erfreute mich so sehr, daß ich es in den folgenden Tagen wieder erleben wollte. Denn das wußte ich schon, daß dies nach den Naturgesetzen auch an den folgenden Tagen wieder eintreten mußte. Aber so oft ich auch auf jene Wiese ging, die Sonne wollte nicht mehr diesen Umweg zu mir machen. Da entschloß ich mich, in den Busch zu gehen und dort das Marienbild aufzusuchen. Ich hatte es bis dahin nie finden können, und auch andere hatten schon vergeblich danach gesucht, da sie sich immer wieder zwischen den einzelnen Gebüschten, Jungpflanzungen und den in die Büsche hineinragenden Ackerstreifen verließen, bis sie müde aufhörten zu suchen. Ich fand es, und siehe da, es war die Darstellung der gnadenreichen Jungfrau, aus deren Händen Strahlen hervorbrechen.

Seit jenem Tage verknüpften mich innige Beziehungen mit den Bildern im Busch, den Heiligtümern von Neusorge. Dorthin trug ich jede Freude und jedes Leid. Dorthin führte ich alle meine Freunde. Dort holte ich

mir den Segen für Arbeit und Freundschaft. Was ich dort nicht ſegnen ließ, blieb mir ungeſegnet.

Die Bilder begannen, eine heilige Tyrannei an mir zu üben. Das iſt ein Zuſtand, der ſich mit der Freiheit der chriſtlichen Seele und der Freudigkeit ihrer Entſchlüſſe nicht verträgt. Jeder betende Katholik kennt dieſen Zuſtand. Manch einer beginnt, ohne durch ein göttliches oder kirchliches Gebot oder durch ein Gelübde dazu verpflichtet zu ſein, mit freiem Entſchluß und freudigem Herzen beſtimmte fromme Übungen und Gebete und erfährt dankbar die ſtillen Segnungen, die immer reichlicher über ſeine Seele kommen. Bald aber wagt er nicht mehr, dieſe Übungen und Gebete zu unterlaſſen, obwohl er merkt, daß die erſte Liebe und der erſte Eifer vorüber ſind. Er fühlt ſich unter dem Zwange geheimnisvoller Kräfte, er fürchtet, ſich oder andere um das erbetete Glück zu bringen, wenn er die beſtimmten Gebete nicht verrichtet. Dieſer Zuſtand kann nicht richtig ſein. Er äußert ſich ganz wie eine Krankheit der Seele. Nur ein mutiger, befreiender Entſchluß kann dieſe Krankheit heilen, nämlich ſich einmal völlig zurückzuziehen auf das Gebiet des wirklich Pflichtmäßigen, d. h. auf die eigentlichen Pflichtgebete und auf die Erfüllung eigentlicher Gelübde, und im übrigen den vermeintlich drohenden Unſegen auf ſich zu nehmen. Dann löſt ſich allmählich die Bindung und Unfreiheit, und in neu erlangter Freiheit beginnt die Seele ganz allmählich zu ihren früheren Andachten zurückzukehren, ſo gern wie einer, der ſich von ſeiner Heimat und ihren Unfreiheiten losgeriſſen hat, nach Jahren wieder in ſeine Heimat zurückkehrt, um dort als erfahrener, freier Mann



zu leben. Das ist ein Geheimnis des katholischen Seelenlebens und muß von jedem beachtet werden, dem eine katholische Seele anvertraut ist.

Bilder und Andachten wirken keinen Unsegen, denn sie sind keine rachsüchtigen Geistesmächte. Kommt in der Zeit der Selbstbefreiung Unsegen über den Menschen, so hängt er nicht mit den unbesuchten Bildern und unverrichteten Andachten zusammen, oder er ist tatsächlich ein Segen. Glaube es mir, ich habe es an den Neuforger Bildern erfahren.

Die wundertätigsten Bilder können nur immer Gottes Willen tun. Das eigentliche Wunder, das sie vollbringen, ist, daß sie dich oft auf ganz außerordentliche Weise den Willen und die Allmacht Gottes erkennen lehren. Wer viele Wallfahrtsorte besucht und vor vielen Bildern gebetet und alle seine Nöten und alle seine Wünsche zu den Heiligtümern getragen hat, wird sich schließlich auf ein einziges Gebet beschränken: „Zu uns komme dein Reich, dein Wille geschehe!“

Es ist wohl kein Zufall und keine Laune, sondern ein Zeichen, wie weit sich der Läuterungsprozeß in der Seele des schlichten Neuforger Heiligtumgründers vollzogen hat, daß die Bildtafel auf der Höhe des Berges, wo der Sturm das angezündete Lichtlein am heftigsten umkämpft und am raschesten auslöscht, auf der einen Seite die Krönung Mariens, also das Endziel des Menschen, darstellt und auf der andern Seite die zehn Gebote Gottes und die acht Seligkeiten, also die Grundzüge des göttlichen Willens und den Grundriß des Gottesreiches, aufzeichnet.

Ich ging einmal an einem Sommerabend zu einem der Neusorger Heiligtümer, um dort froh zu sein und zu beten und den eben eingetroffenen Brief eines Menschen, den ich von Herzen liebte, zu lesen. Die Abendsonne leuchtete tief in den Busch hinein, um auch die Stämmchen und Blättlein zu sehen, die ihr beim Tageslauf am hohen Himmelsbogen verborgen geblieben waren. Zwei Vögel kamen herangeflogen und setzten sich auf die niedersten Zweige und zwitscherten ihr Lied. Ganz langsam und schwerfällig kroch etwas durch Moos und Gezweig am Boden ganz nahe an die Holzsäule des heiligen Bildes. Es war ein Igel, der auch dabei sein wollte. Und aus dem Dickicht sprangen zwei Rehe heraus und näherten sich bis auf einige Dutzend Schritte. Siehe, was für Wallfahrer zu den Neusorger Heiligtümern pilgern! Ich legte den Brief beiseite, denn es war mir, als wollte sich ringsum alles zu einem Gottesdienste versammeln. Der fromme Sonnenschein, der leise Abendwind, das dunkle Waldesdickicht, die ernsten, starken Stämme, die abertausend Blätter und Blüten, die stillen Tiere und selbst die Steine, die zu Füßen des Bildstockes lagen, baten mich um ein Stücklein meiner Seele, damit sie den Herrn preisen möchten, ehe noch die Nacht mit ihrer Dunkelheit das weite Gotteshaus verschloß. Und ich ließ ihnen die Worte des großen Liedes, das einst ein Gottesfänger für das ganze weite Universum erdacht hat, als er, wie ich in dieser Abendstunde, alles ringsum zum Gottesdienst bereit sah:

„Benedicite omnia opera Domini Domino!“

## 6. „Freu' dich, du Albendorfsche Jungfrau!“

Die Philosophen sagen doch, daß es eigentlich gar keine Zeit und keinen Raum gibt. Manche, die das lesen, werden mit der ganzen Ehrlichkeit ihres Herzens ausrufen: „Das ist ja rein ganz verrückt!“ Aber die Philosophen können es so gut beweisen, daß ich es schon seit langer Zeit selber glaube. Zweitens, weil ich keinen andern Grund dagegen anführen kann als meine Erfahrung; die hat mich aber schon so oft betrogen, daß ich lieber den Philosophen glaube als ihr, und die Philosophie ist nun einmal die gescheiteste und treueste und eifrigste Dienerin der Theologie, der lieben Gotteswissenschaft, die auch von der Zeit nicht viel hält und sich lieber mit der zeitlosen Ewigkeit beschäftigt. Erstens aber, weil jener Ausspruch der Philosophen so ganz einem meiner Herzenswünsche entspricht. Wie gern möchte ich einmal Zeit und Raum wegschaffen! Da gäbe es kein langes und banges Warten mehr; da gäbe es die schrecklichen Entfernungen nicht mehr, die uns gerade immer von den liebsten Menschen trennen. Gäbe es nicht Zeit und Raum, so könnte ich auf einmal bei den gütigsten und besten und schönsten Lesern und Leserinnen dieses Buches sein und ihr nachdenkliches, liebes Antlitz sehen, und wenn es mir gefiele, brauchte ich gar nicht mehr wegzugehen. O ihr Philosophen, gebt mir den Zauberstab, der auch für meine körperliche Erfahrung zur Wahrheit macht, was ihr aus geistiger Erfahrung so ernstlich und überzeugend nachzuweisen versteht!

~~~~~

Einer hat diese Zauberkraft besessen und im Augenblick größter Liebe und zärtlichster Sehnsucht angewendet. Das war Jesus, das ist Jesus, der in der heiligen Hostie weder Zeit noch Raum kennt. Er ist im selben Augenblick in unserer Dorfkirche, in dem er auch in Rom und in Jerusalem ist. Und er ist noch so wie in jenem Augenblick, in dem er das Brot in seine heiligen Hände nahm und sprach: „Dies ist mein Leib.“ Aber das wisset ihr ja alle so gut wie ich!

Vielleicht wisset ihr indessen nicht so gut und habt es noch nie so recht bedacht, daß auch der fromme katholische Mensch sehr oft über Zeit und Raum schreitet, als seien es kleine Brücklein, die über das Wasser im Tal führen. Saß da am Ostermontag drüben am Waldesrand der alte Mann, von dem ich schon erzählt habe. Er ist nicht mehr sehr schön, aber zum Ansehen geht er noch; er ist noch nicht blind, aber er sieht mehr nach innen als nach außen; er hört gar nicht mehr gut, aber auf einen freundlichen Blick weiß er doch noch immer eine freundliche Antwort. Ich sagte ihm: „Guten Tag“, er verstand: „Was machen Sie denn noch?“ und antwortete: „Ich war gerade auf dem Wege nach Emmaus und habe mich so sehr gefreut, daß mein lieber Heiland aus dem Grabe auferstanden ist.“

Jetzt weißt du, daß du auch schon oft Zeit und Raum überschritten hast, als wären es kleine Brücklein über das Wasser im Tal. Die Hypnotiseure brauchen meist einen spiegelgleich polierten Stein oder Knopf, um die Menschen, die es sich gefallen lassen wollen, in den magnetischen Schlaf zu versetzen und im Traum in ferne Räume und Zeiten hinüberzuführen. Dir genügt ein

~~~~~

aufgeschlagenes Gebetbüchlein oder ein Heiligenbild oder der Klang eines frommen Liedes, und du bist aus Werkstatt und Küche oder aus deinem lieben Sonntagnachmittag-Stübchen nach Jerusalem oder Bethlehem oder an den See Genesareth versetzt und gehst, vielleicht Seite an Seite mit der Gottesmutter oder dem hl. Johannes hinter dem Heiland einher und hörst, was er so vom Himmelreich oder von der Liebe oder vom Sterben oder von der Geduld spricht.

O ja, das ist schön! Das kann uns keiner nachmachen, der nicht die Zauberkraft des Glaubens und des gläubigen Schauens aus dem Taufbrunnen geschöpft hat. Wir sind ja in diesem Punkte auch schon stark zurückgekommen. Zeit und Raum und alle weltliche Bescheitheit halten uns so sehr im Banne, daß wir auch auf dem Wege nach Emmaus den Auferstandenen nicht erkannt hätten. Aber unsere Vorfahren lebten ganz in diesem Leben. Und was sie schauten und lasen, das wollten sie aufbauen und allen, allen sichtbar machen. So entstanden die vielen Kapellen und Kreuze und Bildsäulen, die heiligen Ölberge und Kalvarien in katholischen Landen. Wo anders oder in späteren Zeiten wären es Schuppen oder Scheunen, Touristenbauden oder Aussichtstürme geworden.

Das alles muß einer bedenken, der einmal nach Albendorf wallfahrten will. Das ist das Jerusalem des Glaser Landes. Wenn ich dort Pfarrer wäre, und wenn die Pfarrer im allgemeinen mehr zu sagen hätten, würde ich an die Tore Albendorfs — denn Albendorf hat wirkliche Stadttore wie Jerusalem — wachsame Wächter aufstellen. Die müßten jedem, der

durchs Thor schreiten will, ins Auge sehen. Wer nicht den feinen, kaum merkbaren, und doch das Antlitz verklärenden Schimmer gläubigen Schauens im Auge hat, der dürfte nicht hinein, der dürfte nicht den tempelartigen Bau des Gotteshauses sehen, dessen Vorderseite, hoch über den 33 Stufen der königlichen Freitreppe, beinahe so prächtig wirkt wie die von der ganzen Welt angestaunte Fassade des Petersdomes in Rom, der dürfte nicht vor dem wunderschönen Hochaltar knien, in dessen Tabernakel Christus der Herr wahrhaftig und wirklich thront, dürfte auch nicht hinaufschauen zu dem zierlichen Figürlein der Mutter Gottes, der lieben „Albendorfschen Jungfrau“, in deren Nähe schon so viele fromme Waller Trost und Hilfe in geistigen und leiblichen Nöten gefunden. Der dürfte auch nicht in den Umgang des Tempels, an dessen Wänden viele Hunderte von Dank-sagungen für Gebetserhörungen in Wort und Bild angebracht sind. Er dürfte nicht zum Marienbrunnlein, noch zum Teich Bethesda, noch zum Bach Cedron, dürfte nicht zu den Höhlen, zu allen den schönen Kapellen mit den „Vorstellungen“ aus dem bitteren Leiden und Sterben des Herrn, nicht zu der „Einsiedelei“ auf dem Berge, nicht zur „heiligen Stiege“, nicht zum Grabe Christi. Nein, er dürfte weder Jerusalem noch den Kalvarienberg betreten. Nur den Teufel dürfte er anschauen, der in schreckhaftem Schattenriß droben auf dem Berge vom hellen Himmel absticht, wie er gerade von einem hohen Berge herab dem Heiland alle Herrlichkeiten und Reiche der Welt anbietet.

Wer den Schimmer gläubigen Schauens nicht im Auge hat, gerät nämlich in Albendorf in ein so dummes



Lachen und Richern und bekommt ein so diabolisch blödes Gesicht, daß er sich dann erst tagelang waschen muß, ehe er wieder anständig ausieht. Alle jene lebensgroßen Figuren, die in den Höhlen oder Kapellen das bittere Leiden und Sterben des Herrn „vorstellen“, die Apostel und Jünger, die Pharisäer und Hohenpriester, die Juden und die Henkersknechte, aber auch der liebe Heiland selbst, haben, ich möchte so sagen, zwei Gesichter. Kommt ein frommer Mensch betend und betrachtend, so sehen sie ihn mit dem einen Gesicht an, erbauen ihn tiefinnerlich, erwecken in ihm Mitleid und Reueschmerz, gute Vorsätze, Geduld im Leiden. Über Zeit und Raum erheben sie ihn und lassen ihn alles miterleben, was in jenem fernen Jerusalem vor so vielen hundert Jahren geschah. Kommt aber so ein verweltlichter Patron mit oder ohne weibliche Begleitung, oder diese selbst mit oder ohne männliche Begleitung, dann solltet ihr einmal sehen, wie die Juden und die Henkersknechte sie angrinsen, wie mürrisch die Apostel dreinschauen! Diese Heuscheuertouristen, die nur im Vorübergehen Albendorf einmal „umstoßen“ wollen und seine Wunder und heiligen Geschichten mit denselben Augen ansehen, mit denen sie zwei Stunden vorher das Dromedar oder den Negerkopf oder Rübezahls Backofen und Tuchladen auf der Heuscheuer angesehen haben, werden nicht über Zeit und Raum hinausgehoben. Sie bleiben im 20. Jahrhundert stecken und sehen nur die einfältigen, plumpen Holzfiguren und fangen an zu lachen. An ihrer Seele geschieht kein Wunder. Sie gehen frecher von dannen, als sie gekommen sind. Da kann der Herr Pfarrer noch so viel Geld ausgeben, um

alle Bilder und Figuren zu erneuern, und der Tiroler Meister, der einige Kapellen mit den Werken seiner Hand geschmückt hat, kann noch so hohe Kunst anwenden, Albendorf bleibt Wunderort und Jerusalem nur für jene, die den Schimmer im Auge haben und über Zeit und Raum hinwegschreiten können wie über die Brücken der Bergwasser im Tal.

Wer nach Albendorf gehen und Jerusalem sehen will, wer in dem dunkelfarbigen, fromm umkleideten Figürlein über dem Tabernakel des Hochaltars die liebe, schöne, königliche, mildreiche Jungfrau von Nazareth erkennen will, der muß die großen, erstaunten Augen des zwölfjährigen Jesusknaben haben, wie er mit seinen gesetzestreuen, begnadeten Eltern nach den Heiligtümern von Jerusalem pilgerte, die Augen, die ihm der Maler Raffael auf dem Bilde der Sigtinischen Madonna malte. Sie brauchen nicht so schön zu sein, sie können schwarz, braun, blau oder grau oder gar wie Katzenaugen sein, aber der Schimmer des Staunenden, vertrauenden, alles verstehenden, alles liebenden Glaubens muß darin sein.

O heiliger Tag, an dem ich zum ersten Male mit meinen Eltern und Geschwistern nach Albendorf gehen durfte! Schon der Sonnabend vorher war über die Maßen schön. Die Sonne leuchtete über den ganzen Himmel, der Wind kam von Osten und verhieß das heiterste Sonntagswetter. Aber mit Wetterfahne und nassem Finger wurde immer wieder kontrolliert, ob er nicht etwa doch Lust habe, nach dem Westen umzuschlagen, von wo er dann immer mit seinen Gefellen, Regen, Sturm, Gewitter, in unser Tal einfällt und die ganze Grafschaft Glaz in eine einzige Pfütze

umwandelt. Nie habe ich an einem andern Sonnabend mein unbefoldetes Ehrenamt lieber verrichtet, meinem Vater die schwarzen Sonntagshosen zu bürsten und die Kirchenschuhe der sehr vielbeinigen Familie zu putzen. Wie sie dastanden in Reih' und Glied, die vierzehn Schuhe, angeführt von dem ersten Stiefelpaar meines Vaters, funkelnd im Sonnenschein! Ich dachte dabei an ein Bibelwort, das ich mir ganz allein aus einer langen Missionspredigt gemerkt hatte: „O wie köstlich sind die Füße der Frohbotschafter!“ Es paßt ja nicht genau auf die Stiefel und Schuhe der Wallfahrer, aber die Schuhe und Stiefel von einem Dorfschuhmacher passen ja auch nicht genau an die Füße und werden doch getragen, zuerst an den Füßen und dann, wenn diese wundgerieben sind, an den Händen oder über den Schultern.

Und dann der frühe Sonntagmorgen! Wenn wir zum Albendorfer Hochamt zurechtkommen wollten, mußten wir die Wallfahrt vor Sonnenaufgang antreten. Wir hatten alle nur wenig geschlafen. Aber das gehört dazu, wenn man Wunder sehen will. Ich meine damit nicht die großen Wunder, die nur selten gewirkt werden, sondern all das Wunderbare, das allzeit in den Dingen verborgen ist und ganz fein und leise hervorschimmert. Menschen, die immer ganz ausgeschlafen sind, sehen nur die sichtbare Welt und sind viel zu nüchtern und dick und grob, als daß der Schimmer der andern Welt in ihr Herz und Gemüt eindringen könnte. Wie fein sind dagegen jene Menschen, die hier und da wenigstens einen Teil der Nacht im Studium der Gotteswissenschaft, in der Betrachtung ewiger Wahrheiten oder in der Pflege der Kranken zubringen!

Da war schon unterwegs alles wunderbar. Und was der Vater alles erzählte von den schönen Legenden, die er von Albendorf wußte! Von dem Muttergottesbild, das in uralten Zeiten an einer Linde angebracht war, von dem Blinden, der an dieser Linde sein Augenlicht wiedererhielt, von der wassersüchtigen Frau, die aus weiter Ferne gemerkt hatte, daß in Albendorf das Marienbrunnlein zu sprudeln angefangen, und die vom Wasser dieses Brunnleins geheilt worden war, von den Engeln, die über Sonntag das Dachgerüst auf den Neubau der Kirche gestellt, von dem Riesenmenschen, der jahrhundertlang am Fuß der Muttergotteslinde seine Grabesruhe hatte, von den silbernen Westknöpfen, die der Erbauer des Kalvarienberges, der fromme Daniel Paschasius von Osterberg, von seiner seidenen Weste losgeschnitten habe, um die letzten Rechnungen bezahlen zu können, von den Pulverkerzen, mit denen ein eifersüchtiger Verwandter des Paschasius die Kirche in die Luft sprengen wollte, die aber noch zur rechten Zeit auslöschten, ehe sie explodierten, und die man jetzt noch sehen könne. „Ob das alles wahr ist?“ fragte eine meiner älteren Schwestern. Worauf der Vater antwortete: „Es wird nicht alles wahr sein, aber ich denke doch immer gern daran.“ Da dachten auch wir gern daran und meinten, was der liebe Gott wahr machen wolle, das könne er auch.

„Und dann kommen wir an ein Kreuz, bei dem man zum ersten Male die Albendorfer Kirche sieht!“ Solche Kreuze oder Bildsäulen oder auch Kapellen sind rings um Albendorf an allen Wegen, auf denen Wallfahrer kommen. Sie erzählen von den allerinnigsten Sehnsuchts-

freudenpilgernder Marienverehrer. Sie tilgen alle Müdigkeiten aus den Gliedern aus. Bei ihnen werden die staubbedeckten Füße im Grase abgestaubt. Lehrreiche Inschriften und Gebete bereiten die Wallfahrer vor und mahnen sie zur rechten Gesinnung:

Stehet! Wanderer!  
 Und wenn ihr euren Heiland ehrt,  
 So sei auch seine Mutter  
 Euch verehrungswert!  
 Drum grüße sie und dank' ihr jedermann  
 Und bete nicht das Bild,  
 Sondern den Heiland an!

Als wir nach vierstündigem Wege — das Frühstück hatten wir am Rande eines Rathener Busches genossen, denn echte Wallfahrer gehen in kein Wirtshaus, sondern leben wie Maria auf dem Wege über das Gebirge — endlich vor dem Hochaltar der Gnadenkirche, vor dem kostbaren Schrein des Gnadenbildes standen, mitten im Bedränge des Volkes, meine Hand in der Hand des Vaters, da betete ich ein einziges „Begrüßt seist du, Maria!“ Dann fielen mir die Augen zu, und ich versank in einen traumlosen Schlaf. Aber ich denke, daß meine Seele bei der Königin war, die sie im Einschlummern begrüßt. Die andern aber beteten so andächtig, daß sie nicht merkten, wie ich schlief. Sonst hätte ich sicherlich von meiner eifrigen und auf korrektes Verhalten in der Kirche immer wohlbedachten Schwester einen — nun wie es eben Schwestern machen!

Ich war glücklich den ganzen Tag. Voll Ehrerbietung, das Schildmühlein in der Hand, wanderte ich von Heiligtum zu Heiligtum, und was ich alles in der Bibel ge-

lernt hatte, das sah ich nun vor mir stehen. Es ging mir sehr zu Herzen, besonders als ich sah, daß andere Wallfahrer immer nasse Augen hatten. Am Bett des „achtunddreißigjährigen Kranken“ blieb ich lange stehen. Daß dieser arme Mann so lange warten mußte und doch vergeblich wartete, bis ihm einer der Juden zur rechten Zeit in den Teich hülfte, das erzürnte mich, bis der Vater sagte, daß die Barmherzigkeit erst vom Heiland auf die Erde gebracht worden ist. Sehr gut gefiel mir, daß dem einen von den Kerlen, die den Heiland verspotteten, die Lederhosen hinten zerrissen waren. Den habe ich mir immer angesehen, so oft ich später nach Albedorf kam. Das letzte Mal fand ich ihn nicht mehr. Der Pfarrer sorgt dafür, daß die Figuren wenigstens ganze Hosen haben. Den, der dem Heiland die Zunge zerrt, hätte ich gern mit meinem Spazierstocken umgestoßen, aber ich erreichte ihn nicht. Es war ein kleiner, frecher, wirklich ungehobelter Kerl. Er ist unterdes durch einen andern, schöner geschnitten ersetzt worden, der aber die gleiche Unart vollführt.

Zwischen Kalvarienberg und Kirche stehen die Verkaufsbuden für die „Andenken aus Albedorf“. Immer wieder las ich die Verse:

In Albedorf habe ich dein gedacht  
Und dir dies Andenken mitgebracht.

Manchmal überkam mich die Versuchung, daß es an diesen Buden viel vergnüglicher sei als an den Kapellen. Aber ich habe diese Versuchung wirklich überwunden, nachdem meine Mutter auch mir einige Andenken gekauft hatte, nämlich einen Porzellanhahn und ein Jesuskind.



Dann ging ich gern mit den andern zum Abschied in die Gnadenkirche. Das alte Wallfahrtsbild war wunderbar, aber noch nicht elektrisch erleuchtet, und wie von Engeln gesungen, klang das Lied, das Daniel Paschasius von Osterberg einst vor Freude über die Vollendung des Kirchenbaues gedichtet hatte:

Freu' dich, du Abendorfsche Jungfrau,  
Freu' dich auf deiner auserwählten Au!  
Freu' dich, du gnadenreiche Königin,  
Freu' dich, du reine Gottesgebärerin!

Steh uns bei in unsrer Noth  
Durch Jesu Christi Namen,  
Bitt Gott für uns in dem Tod  
Unsers Absterbens! Amen.

Da war nun der glückliche Tag vorüber. Der Heimweg durch die staubigen Straßen war sehr ermüdend. Meines Vaters Hand führte mich nicht mehr, sie zog mich. Meine Stiefel hingen über der Schulter.

Aber in religiösen Dingen kommt das tiefste Glück immer eine Zeitlang später. Als alle irdischen Erinnerungen zurückgetreten waren, blieb der Frohgedanke, bei der Mutter Gottes in Albdorf gewesen zu sein. Ich fühlte, daß ich viel mehr erfahren als gesehen hatte. Und das blieb mir. Auch der Hahn, den mir die Mutter gekauft, blieb mir bis in die letzten Jahre, in denen er den Kindern meiner Schwester rettungslos zum Opfer gefallen ist. Freilich galt auch von ihm das Wort: „Ehe der Hahn kräht, wirst du mich dreimal verleugnet haben.“ Bekräht hat er nie, aber ich habe doch mehr als dreimal etwas gegen Albdorf gesagt. Nun weiß ich, daß alle Kritik, die man sich

beim Studieren angewöhnt, nur Nebensächlichkeiten betrifft. Mit ganzem Herzen hänge ich an dem schönsten Wallfahrtsort der Grafschaft Glatz, meiner geliebten Heimat, und immer wieder kling'ts in mir:

Freu' dich, du Albedorfsche Jungfrau,  
Freu' dich auf deiner auserwählten Au!

## 7. Unserer Lieben Frauen Fahrt nach Oberschlesien.

Nach den Geschichten eines uralten Holzkirchleins.

Auf einer Pfingstfahrt nach Czenstochau im Jahre 1913 kehrte ich auf dem einsamen Hedwigshofe nahe an der russischen Grenze ein, dessen Verwalter versprochen hatte, mich nach dem ersuchten Wallfahrtsorte zu begleiten. Der kühle Schatten unter den Hedwigshofer Linden, die abertausend Blüten, mit denen der Frühling auch das oberschlesische Land alljährlich schmückt, der weite Kranz von Wäldern, die sich um den Hof zogen, und die freundlichen Augen der guten Leute, die mir Herberge gaben, luden mich ein, den ganzen schönen Pfingsttag dort zu rasten. Ich fühlte, daß irgendein Glück und irgendein Heiligtum in der Nähe sein müsse.

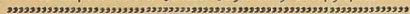
Unweit des Hofes liegt das Dorf Comniz, dessen kleines Holzkirchlein mich schon bei der Ankunft begrüßt hatte. Es ging mir so wie den Pilgern, die im frühen Mittelalter nach Rom wallten. Sie konnten an keinem Heiligtume, das am Wege lag, vorbeiziehen. Sie mußten hineingehen und niederknien und beten. Das große

heilige Rom mußte warten, bis alle kleinen Heiligtümer unterwegs besucht und begrüßt waren.

Ich hatte noch nie ein Holzkirchlein gesehen, aber schon oft den Gedanken gehabt, daß es dort ganz anders sein müßte als in steinernen Kirchen. Denn mein Vaterhaus war aus Holz gebaut, und meine Ahnen waren Zimmerleute gewesen. Deshalb kannte ich die Seele des Holzes und ihr Wesen und ihr Leben besser als manche andere Menschen in der Großstadt. Ich wußte, daß das Holz die Menschen liebt, daß es sie umgibt mit Duft und Wärme, vielleicht schon immer seit den Zeiten, da die ersten Menschen sich aus Holzstämmen eine Hütte bauten, vielleicht erst seit dem Tage, an dem die allergrößte Liebe am Holze hing.

Wie eine zum Beten gefaltete Hand, Finger in Finger, so sieht ein Holzkirchlein aus, dessen Balken in stiller Frömmigkeit ineinandergefügt sind. Die ganze Innigkeit einer betenden Seele, ihre Demut, ihre Liebe, ihr Vertrauen, ihre Ergebung liegt in den gefalteten Händen echter Beter. Kein Ungewitter, kein Sturm kann sie auseinanderreißen. Daran mußte ich denken, als ich das Lomnitzer Holzkirchlein betrat.

Die Pfingstsonne flutete durch kleine Fenster herein, als wollte sie mir Führer sein und genau erklären, wie schön und fromm die Armut sein kann, mit der das ganze Kirchlein ausgestattet war. Einige Strahlen senkten sich auf die Erde nieder, dort, wo sonst die Gläubigen niederknieten, um das heilige Brot im Tabernakel zu verehren. Andere drangen bis zum Altar vor, als wären sie Priester und hätten das Recht, in unmittelbarer Nähe des Allerheiligsten zu sein.



Ich habe dies alles mitgetan, wie es mir Pflicht und Liebe geboten. Dann hob sich mein Blick empor zum Altarbilde. Ich wollte sehen, welchem Heiligen dieses Gotteshaus und seine Gemeinde zu besonderem Schutz anvertraut waren. Wie war ich betroffen, als ich in das Auge einer wunderbar lieblichen Frau blickte! „Ave Maria“, rief voll Freude meine Seele. „Wie bist du hierhergekommen?“ So lautete die erste Frage und Gegenfrage. Wir hätten beide antworten können: „Durch Zufall.“ Aber wir wußten beide, daß es keinen Zufall gibt. Wie könnte es auch Zufall sein, daß ein großes Kunstwerk von unschätzbarem Werte in einem armen, kleinen, weltvergessenen ober-schlesischen Holzkirchlein seinen Platz findet! Und wie könnte es Zufall sein, wenn ein alter Schönheitsucher die Schönheit findet? Die Seele weiß die Wege und die Quellen und die Ruhestätten der Schönheit und drängt und führt den Menschen, bis er sie dahin führt.

Die schöne Frau im Altarbilde schien mich nun zu fragen: „Hast du mich noch nicht getroffen auf deinen Wanderungen durch die Länder frommer Schönheit?“ Ich mußte die Frage bejahen, als ich noch einmal prüfend in das holde Antlitz schaute und dann auf die feinen Hände und dann auf das Gotteskind, das auf dem jungfräulichen Mutterschoße ruht, und dessen Linke mit dem Daumen seiner Mutter, und dessen Rechte mit der großen Zehe spielt, während sich das runde Kinder-gesichtlein emporwendet zum Antlitz der Mutter. „Du scheinst mir aus der Werkstätte deines zartesten Malers Raffael oder eines seiner Schüler oder Nachahmer zu stammen.“ Denn so hat nur der große Meister und

die von ihm lernten, Maria, die Gottesmutter, gemalt. Es trat mir in die Erinnerung das Bild Raffaels und seines Schülers Alfani „Madonna mit dem Baldachin“, das ich im Palazzo Pitti in Florenz gesehen hatte. Auch dort spielt des Kindleins Linke mit der Hand der Mutter und die Rechte mit der eigenen Zehe. Und auf beiden Bildern ist die Haltung der Arme und Hände der Mutter und des Kindes fast ganz die gleiche.

Von da an habe ich viel gefragt und geforscht nach dem Wege, den die liebliche Madonna von Comnitz gekommen war, nach dem weiten Wege von Italien nach Oberschlesien. Die Leute sagten, das Bild stamme aus dem Dom zu Prag, von einem Altare, an dem der hl. Johannes von Nepomuk seine letzte heilige Messe gelesen habe. Und manche stellten sich wohl vor, der Heilige habe das Bild noch selbst gesehen und aus seinem Anblick Kraft und Trost für sein Martyrium geschöpft. Allein das geht aus der Überlieferung, die ich später auch in manchen Büchern niedergeschrieben fand, keineswegs hervor, und es ist auch unmöglich, weil die Maler in der Zeit des heiligen Martyrers noch nicht so malen konnten wie der über hundert Jahre später lebende Raffael. Aber daß das Bild aus dem Prager Dome stamme, kann man der Überlieferung glauben, zumal die geschichtlichen Verhältnisse zur Zeit der Übertragung des Bildes nach Comnitz dafür sprechen.

Im Archiv der Pfarrei von Wyssoka, der Mutterkirche von Comnitz, liegt nämlich eine Urkunde, die vom Erzpriester Daniel Thomas Besling von Rosenberg, vom Pfarrer Joseph Justus Renschmidt aus Wyssoka, von

mehreren Beamten der Herrschaft von Schoffschütz und Comnitz und vom Ratssekretär Johann Franz Wolf aus Rosenberg unterschrieben ist. Danach schenkte Friedrich Leopold Graf von Gessler, Seiner Königlichen Majestät in Preußen Generalfeldmarschall, Oberst über ein Regiment Kürassiere, der Holzkirche von Comnitz das „uralte Mariae-Bild mit fein vergoldeter Rahme“.

Von diesem Grafen von Gessler steht in den „Schlesischen Provinzblättern“ von 1790, daß er „durch seine und seiner Kavallerie Schneidigkeit dem König die drei Schlachten von Mollwitz, Hohenfriedeberg und Kesselsdorf gewann, daß er dafür vom König in den Grafenstand erhoben wurde, und daß er in der Hauptkirche von Brieg begraben liegt“. Erinnert man sich daran, daß im Jahre 1744 Prag von den Preußen erobert und bald vor dem heranrückenden überstarken Feinde aufgegeben worden war, dann kann man verstehen, wie ein solch herrliches Bild aus dem Prager Dome in die Hände des preußischen Feldmarschalls gelangen konnte: als kostbare Kriegsbeute!

Nach der genannten Urkunde schenkte der tapfere Kriegermann Friedrichs des Großen gerade im Jahre 1756 das Marienbild dem Comnitzer Kirchlein. Wollte er begangenes Unrecht gutmachen, ehe er in neue Kriegsgefahr hinauszog, oder wollte er sich in den besondern Schutz der Jungfrau Maria stellen? Der dritte Schlesische Krieg hatte begonnen.

Vom hohen Dome zu Prag, mitten aus goldenen und silbernen Heiligtümern, wäre also die Madonna von Comnitz in das kleine, bescheidene Schloß des Grafen von Gessler in Schoffschütz, und vom Grafenschlosse in das



noch viel, viel kleinere Kirchlein von Lomnitz gekommen. Diese Fahrt vom steinernen Dome zum hölzernen Kirchlein erinnert recht an eine andere Fahrt Mariens: vom goldenen Tempel in Jerusalem, wo sie als Tempeljungfrau dem Gotte Israels diente und den Messias ersehnte, zur Zimmermannswerkstatt Josephs in Nazareth.

Arm ist das Kirchlein von Lomnitz. Als es im Jahre 1586 erbaut wurde, hatte es nichts zum Eigentum als einige Linnen zur Bekleidung des Altars. Arme Leute hatten es gebaut. Der Gutsherr Kaspar Hornberg von Domezki hatte wohl das Holz aus seinen Wäldern dazu gegeben. Es kamen die hohen Herren Visitatoren aus dem Kreuzstift zu Oppeln in den Jahren 1679, 1687 und 1697, und immer wieder mußten sie amtlich die vollkommene Armut der Kirche bestätigen. Der Klingelbeutel war die einzige Einnahme. Erst 1720 hatte die Kirche 140 Taler Vermögen, die aber bis 1858 wieder auf 70 Taler heruntergegangen waren. So etwa müssen die geldlichen Verhältnisse im Marienhäuslein zu Nazareth gewesen sein.

Und klein ist das Kirchlein von Lomnitz. Wer von außen in die Sakristei eintreten will, muß sich tief beugen, auch wenn er noch so stolz ist. Das ganze Kirchlein ist nur sieben Meter breit und gar nicht viel länger. Und nur der geschulte Blick des Kunstforschers und des Malers vermag an dem Holzbau noch etwas Schönes und Anregendes zu finden. So ist zum Beispiel die sogenannte Chorpartie, das heißt die Außenseite des Presbyteriums, sehr malerisch. Während das Dach mit gleichem First und gleicher Traufe weiter läuft, verengt sich unter ihm

der Bau zum Chor. Kräftige Knaggen<sup>1</sup> stützen dort das weit vorragende Dach. Das müssen die Comnitzer von den Altenbergern gelernt haben. Denn die Altenberger Kirche, die im Jahre 1677 nach Pawlau im selben Kreise Ratibor übertragen wurde, hat ganz die gleiche Chorthorpartie. Aber wer wüßte im ganzen Dorfe, daß hieran irgend etwas Besonderes wäre!

Auch einen Kelch besitzt die Kirche, von dessen hohem Wert die Comnitzer erst überzeugt wurden, als er 1905 zur Kunstschmiede-Ausstellung in Breslau eingefordert wurde. Er stammt aus dem Jahre 1606, und an seinem Fuße steht geschrieben, wer ihn gekauft und bezahlt hat.

Hinter dem Marienbilde und seinem breiten goldenen Rahmen verbirgt sich ein anderes Bild, als schämte es sich, von den hochmütigen und so sehr kunstverständigen Menschen unserer Zeit erblickt zu werden. Denn es scheint aus einer ganz kleinen Malerwerkstatt zu stammen und gar nicht so weit her zu sein wie das schöne Marienbild. Sein Maler malte die Menschen am liebsten entweder ganz von vorn oder ganz von der Seite. Auf andere Haltungen war er nicht eingeübt. Und da die heiligen Apostel, die er zusammen mit der Gottesmutter bei der Herabkunft des heiligen Geistes malen wollte, ihr Antlitz und ihre Hände und ihren Körper auch etwas anders zu wenden geneigt waren, fiel das Bild ein wenig steif und eckig aus. Auch die besten Farben hatte der Maler in Oberschlesien nicht aufreiben können. Aber die Darstellung ist fromm, und es ist den alten Comnitzern hoch anzurechnen, daß sie gerade das Pfingstgeheimnis

<sup>1</sup> Vorstehendes Gebälk.

auf ihrem Altarbilde sehen wollten. Der Geschichtsforscher findet das Bild noch aus einem andern Grunde interessant. Es zeigt noch nicht die lebhaften Formen der Barockkunst, sondern die strengerer der Renaissance und ist darum ganz sicher das älteste Altarbild von Comnitz.

Im Jahre 1679 wurde es von einem andern Bilde verdrängt, das man wahrscheinlich vor dem alten aufstellte oder aufhängte, wie hundert Jahre später das Marienbild. Sehr merkwürdig ist die in den Visitationsberichten befindliche Nachricht, daß die Protestanten dieses neue Bild, eine Darstellung der heiligsten Dreifaltigkeit, gekauft haben. Ihnen hatte offenbar das alte Pfingstbild gar nicht mehr gefallen. Aber wie muß der religiöse Zustand und das Verhältniß der Bekenntnisse in jenem kleinen Dorfe gewesen sein, daß die Protestanten ein Dreifaltigkeitsbild für die katholische Kirche kauften! Mit dieser merkwürdigen Nachricht klingt zusammen, daß auf den beiden 1598 und 1612 von Jakob Geß gegossenen Glocken viel vom „Worte Gottes“ die Rede ist. Aber erst aus Friedrichs des Großen Zeiten haben wir genauere Nachrichten über das Verhältniß der Katholiken und Protestanten in Comnitz: Die Protestanten erhalten vom König ein Recht auf Kirche, Friedhof und Glocken eingeräumt.

Da kam das Marienbild und trat an die Stelle des von den Protestanten gekauften Dreifaltigkeitsbildes. So betrachtet, war die Ankunft der Madonna in Comnitz wie eine kleine Gegenreformation, ein Nachklang der Ereignisse, die sich in den Jahrzehnten zuvor in ganz Deutschland abgespielt hatten.

Das war die Fahrt Unserer Lieben Frau nach Oberschlesien. Sie hat das arme Kirchlein reich gemacht, nicht an Geldern, aber an andern Werten. Denn die reichsten Kirchen Oberschlesiens besitzen keinen gleich kostbaren Schmuck. Nun soll das Kirchlein seine Stelle verlassen und eine halbe Meile weiter ziehen. In dem benachbarten Schoffschütz, das noch gar keine Kirche hatte, soll es auf Wunsch der königlichen Regierung wieder aufgebaut werden. So wird es das Schicksal der Altenberger Kirche teilen, die auch wandern mußte. An seine Stelle soll eine massive Kirche in ländlichem Barock treten. Und in einer schönen Kapelle der neuen Kirche soll das Marienbild aufgestellt werden, während der Hochaltar der neuen Kirche wieder dem Schutze der ältesten Patronin von Comnitz, der hl. Katharina von Alexandrien, anvertraut werden soll.

Und warum kam die schöne Madonna den weiten Weg über Prag nach Comnitz? Man sieht es ihrem gütigen Antlitze an: sie kam, um Segen zu bringen. Freilich läßt es sich weder mathematisch noch geographisch feststellen, wie weit der Mariensegen reicht. Aber er reicht weit über die Grenzen eines getrösteten und ermutigten Menschenherzens hinaus. Ich habe einmal die Comnitzer vor dem Marienbilde ein Marienlied singen hören. Das waren nicht mehr die armen, von Not und Sorge gedrückten Bauern, Waldarbeiter und Hofleute<sup>1</sup>, sondern es waren die freien und stolzen und beglückten Untertanen einer hochverehrten Königin, es waren die singenden Kinder einer liebevollen Mutter.

<sup>1</sup> Feldarbeiter des Gutshofes.

Zwischen ihrem Kommen und ihrem Gehen lag ein großes Glück, das noch lange auf ihrem Antlitz leuchtete.

In den früheren Jahrhunderten hatten die Grundherren von Schoffschütz und Lomnitz sehr oft gewechselt. Die Kokors und Stemnia, die Frankenberg und Hornberg, die Rozłowski und Starzinski, die Warłowski, Jordan, Koschembor, Banthow, Marschall und Larisch kauften und verkauften sehr geschwind. Der Stifter des Marienbildes aber, der Feldmarschall Graf von Beßler, dessen Familie aus der Schweiz über Schwaben und Pommern nach Schlesien gekommen war, und seine Nachkommen begründeten sich in jenem Wälderkranze eine dauernde Heimat. 1903 hätten die Beßler in Schoffschütz und Lomnitz ihr 150jähriges Jubiläum feiern können. Der gläubige Verehrer des Bildes wird sagen: Das ist Marien-segen! Und niemand wird ihm das widerlegen.

Es hat schon gefühllose Leute gegeben, welche die Madonna von Lomnitz zur Weiterfahrt zwingen wollten. „Das Bild gehört in ein Museum“, sagten sie und fügten rechnerisch hinzu: „Mit dem Kaufpreis kann der Neubau der Kirche halb bezahlt werden.“ Sie wissen nicht, daß jedes Museum ein Mausoleum ist. Bilder, die an Ort und Stelle, an Wand und Altar wie Persönlichkeiten gewirkt haben, sterben auf dem Wege zum Museum.

Nein, die Madonna von Lomnitz soll in Lomnitz bleiben! Es wird weder der Patron der Kirche dulden, daß die Stiftung seines tapfern Urahns verkauft werde, noch wird die Gemeinde und ihr geistlicher Hirt den kostbarsten Schatz von ganz Lomnitz entführen lassen.

Seit ich diese Geschichte von Unserer Lieben Frauen Fahrt nach Oberschlesien geschrieben habe, sind viele Tage, Wochen und Monate zum Besuch des Bildes gekommen und wieder fortgezogen. Sie sahen mit Staunen, was mit dem Bilde und der alten Holzkirche geschah. Es kamen Zimmerleute und deckten das Dach ab und lösten die Balken voneinander. Es kamen Fuhrleute und luden die Balken auf und fuhren sie nach dem Dorfe Schoffschütz. Dort war schon ein schöner Platz ausgesucht, auf welchem wieder Balken an Balken gefügt wurden, bis das alte Kirchlein in neuem Schindelkleide da stand, als wäre es noch ganz jung. Das Pfingstbild schämt sich nicht mehr, sich den Augen seiner Besucher zu zeigen. Wie neu stehen Altar und Kanzel da.

Unterdessen sind diese Zeilen von Hand zu Hand gegangen und haben für das Heiligtum von Comnitz Verständnis erweckt. Schon erhebt sich ein Neubau an der Stelle des fortgewanderten Kirchleins. Schon blickt das Auge Unserer Lieben Frau hernieder von einem prächtigen Altar. Und wie ein Kranz schlingt sich meine Erzählung um ihr Bild. Denn in fünf kleinen Rundbildern, die aus goldenem Schmuck hervorschauen, wird die Fahrt der Madonna nach Oberschlesien erzählt. Da ist Raffaels Werkstatt: Der Meister sieht seinem Schüler zu, wie er die Madonna malt. Da ist der Prager Dom, der einst das Bild geborgen hat. Und dann das Schloß des Grafen von Gessler, die alte Holzkirche und endlich die neue Kirche, alle Stationen der weiten Wanderschaft Unserer Lieben Frau nach Oberschlesien.



## 8. Der schwarze, der braune und der weiße König.

Die ersten Schneeflocken sind die kleinsten, leisesten und diskretesten Weihnachtsglocken. Ihren überleisen Ton kann man wohl nur in ganz stillen, einsamen Bergen hören. Aber es liegt in ihm ein wunderbares Locken. Als ich noch Kind war, und töricht wie ein Kind, lockten mich diese ersten Weihnachtsglocken nach zwei ehrwürdigen Orten, erstens in den Busch, wo weiches, grünes Moos wächst, denn das brauchte mein Vater, um den Hirtenberg der Weihnachtsskrippe zu bauen, und zweitens nach dem dunklen Dachboden, den ich noch jetzt ohne Ehrfurcht nicht betreten kann, denn dort war gewissermaßen das heilige Museum und Archiv unseres Geschlechtes: Dort lag noch das Zimmermannsbeil des Urgroßvaters, standen Kisten und Kästen voll Reliquien, Handwerkszeug, Nägel, Sägen und Bohrer, Webstühle und Spulräder und — die Krippenfiguren, die mein Großvater geschnitten hatte.

Dort herrschte die Königin Vergangenheit, dort webten und tanzten die Träume um ihren Thron.

Es waren später fremde Leute ein- und ausgezogen und hatten ganz im stillen die Schätze dieser Königin beraubt, ihr Reich sehr eingeengt und fast unzugänglich gemacht, und ich war unterdessen schon zu groß und dick geworden, um durch die Spalten und Lücken noch hindurch zu können. Und Studium und Amt, und alle Freuden und Leiden, die das Leben mit sich bringt, ließen mich das Heiligtum vergessen.

Dorthin lockten mich die ersten Schneeflocken dieses Jahres. Ich wollte wieder einmal alles sehen, was mich einst so glücklich gemacht hatte, wollte alles zärtlich betrachten und betasten, was meiner Väter Hände in harter Arbeit oder zwischen Zimmerei und Weberei an der Schnitzbank geschaffen und berührt hatten, — wollte vor allem Großvaters „Geburtsmännchen“ wiederfinden.

„Die sind nicht mehr da“, sagte die Mutter abratend, „die hat der Roter Franze mitgenommen.“

Aber ich hatte eine geradezu religiöse Sehnsucht nach diesen kleinen Heiligtümern. Ich mußte das Kindlein wiederfinden, das ich einst angebetet hatte, ich mußte die drei Könige wiederfinden, die ich einst wochenlang sehnsüchtig erwartet und mit denen ich dann inbrünstig zum Stern und Stall aufgeschaut und zum Gotteskinde gebetet habe.

Ich wußte noch, daß der Schwarze ziemlich weit weg von der Krippe stand und auch nicht auf den Stern schaute. Ich hatte mich oft bei der Großmutter über ihn beklagt, und die Nachbarkinder fürchteten sich sogar vor ihm und träumten von ihm. Die Großmutter aber sagte, sie habe ihn lieb, denn er sei doch auf dem Wege zur Krippe, auf dem Wege zu Jesus, auch wenn er so tue, als ob er von Stall und Stern nichts wissen wolle.

Der Braune, geschmückt mit einer ganz hohen Krone, erhob die Hand zum Sterne und wandte sich mit dem Antlitz dem Schwarzen zu, als wollte er ihn mahnen, daß sie schon so nahe am Ziele seien. Er hatte ein hohes, verklärtes Gesicht, hochbergig standen die Augenbrauen über den weitgeöffneten Augen. Von ihm glaubte ich am ehesten, daß er nicht nur König, sondern auch

Weiser sei. Es war mein Lieblingskönig, und wenn meine Schwestern fragten, welcher von den Dreien ich sein möchte, so sagte ich im Scherz: „Der Schwarze“, im Ernst: „Der Braune“. Das imponierte mir, daß er auf den Stern zeigen und doch den Kopf zum Schwarzen wenden konnte, und der Großvater sagte, das sei auch nicht leicht zum Schnitzen: Selbst den Weg zu Jesus zu finden und ihn ändern zu zeigen.

Der weiße König kniete schon ganz nahe beim Jesuskinde. Vor ihm auf dem Boden lag die Königskrone, und neben ihr stand ein Kästchen mit Gold, das alle Jahre neu vergoldet wurde. Tief, tief beugte sich der weiße König, sah nicht auf Maria und Joseph, nicht auf das halbe Dutzend Engel, die hinter dem Krippllein auf- und niederstiegen, tat, als ob das Kindlein ihm allein gehöre. Er tat wie ein Priester bei der heiligen Wandlung. Weil ich als Junge noch nicht Priester werden wollte, sondern Lehrer oder Maler, so mochte ich nicht der weiße König sein. Ich verstand nicht, was er mit dem Jesuskindlein hätte. Und so inbrünstig und unaufhörlich beten meinte ich nie zu können, da ich schon am Weihnachtsrosenkranze große Mühe hatte. Der Braune blieb mein Lieblingskönig. Aber Großvaters Lieblingskönig war der Weiße, obwohl er nicht Priester war. Ich dachte immer, wegen der weißen Haare. Aber es war anders.

Der Großvater war einer jener stillen Mystiker, deren Verhältnis zu Gott mit keinem irdischen Worte bezeichnet werden kann. Die Graßhafter Berge kennen diese Art Menschen. Sie werden auf den einsamen Wegen, werden in den langen Wintern, in denen der Schnee die Häuslein

von aller Welt abschneidet, werden in den kleinen, barocken Dorfkirchen. Es genügt ihnen nicht, an Gott zu glauben und seine Gebote zu halten. Sie wollen ihn als Gefährten auf ihren Wegen, als Hüter ihres Häusleins, als Segner ihres Ackerstückes, als Gast an ihrem Tische. Er soll ihnen Vater, Bruder und Kind sein. Sie wollen ihn bald ehrfürchtig, bald zärtlich lieben dürfen. Er soll nicht im Himmel bleiben, soll vielmehr unter ihnen wohnen, er selbst mit allen seinen Heiligen.

Am glücklichsten unter diesen Mystikern sind die Bildschnitzer gewesen. Da wurde der Pfennig vom Munde abgespart, damit ein Stück gutes, duftendes Lindenholz und Schnitzmesser und Bohrer gekauft werden konnten. Und die kleinste Pause in der Berufsarbeit, im Winter bei der Weberei, wurde benutzt. Und nicht eher wurde geruht, bis das Christkind mit seinem ganzen Hofstaate, den armen, erstaunten Eltern, dem Ochs und Esel, den Engeln, den Hirten und Einsiedlern, den vielen Schäflein, den drei Königen mit Kamel und Elefant fertig war; und viele Häuser für die Stadt Jerusalem und Hürden und Windmühlen für den Hirtenberg. Und ein Räderwerk mit Welle, von der Hunderte von Schnürchen nach kleineren Wellen liefen, so daß der Soldat seine Runde machen, die Engel um das Kindlein fliegen, die Hirten ihre Schäflein eintreiben, die Windmühlen ihre Flügel drehen, die Juden ihre Weihnachtsstriezel von Haus zu Haus tragen konnten.

Aber dieses sichtbare mechanische Leben sollte nur ein Symbol dafür sein, daß das wahre Leben zur Welt gekommen war. Das ruhte nun in einer Krippe, die

mit Stroh und einem feinen Spizendecklein gefüllt war. Mit aller Zärtlichkeit wurde es dort gebettet, das kleine, holzgeschnigte Kindlein.

Ja freilich war es nur ein Kindlein aus Lindenholz, und niemand hätte sagen mögen, es sei der Herrgott selber. Aber es ging doch eine Art Konsekration oder heilige Wandlung vor sich, sobald das kleine Kind auf sein Spizendecklein gelegt wurde. Niemand hätte ihm mehr wehe tun wollen, niemand durfte es anrühren oder gar herausnehmen. Und zu gleicher Stunde erwachten auch die Engel und Hirten zu persönlichem Leben, und sobald Epiphania herankam, auch die heiligen drei Könige. Ein richtiges, vollzähliges Weihnachten ward in der armen Wirtschaftsstube, und ein Nachbar nach dem andern kam, um „die Geburt“ zu betrachten und dann zu sagen: „Das ist aber hübsch!“

Das alles ist nicht mehr. Die neue Zeit hat das alles beseitigt. Ein Ableger dieser Grasschafter Krippenbaukunst wird noch in Alben Dorf gezeigt, aber es ist jetzt nichts weiter als ein mechanisches Kunststück. Die Mystik ist geschwunden. Das arme Schnitzwerk wird nicht mehr erfüllt mit göttlicher Herrlichkeit. Es fehlen die Strahlen.

Ja man darf in unserer klugen, wirklichkeitsnüchternen Zeit kaum von den holdseligen, religiösen Torheiten, von dieser göttlichen Weisheit an der Krippe reden, von diesem süßen Zauber, von diesem wonnigen Leben, von diesen treuen Freundschaften, die man mit den stolzen Königen und den weißjackigen Schäfern pflegte, und von der ganz zärtlichen Liebe zu dem Kindlein aus Lindenholz und zu der Jungfrau neben ihm. Oder

man darf reden und es sogar drucken lassen, aber man findet keinen ehrlichen Glauben dafür. Der Wunderbaum der Mystik, der schon im Paradiese wurzelte, im Heidentum aufkeimte, im ersten Christentum seine Krone entfaltete, im Mittelalter, in der Zeit des hl. Bernhard und des hl. Franz, des sel. Heinrich Seuse, über und über erblühte, ist jetzt abgeblüht, vielleicht um nach und nach Früchte anzusehen, die viel kostbarer werden als die Blüten vom Mai. Es will ja auch niemand belästigt werden mit dem geheimen Leben der Seele, da doch das Leben der rauhen Wirklichkeit so viel Probleme stellt, so viele Unrast bringt, daß die rechte „Gelassenheit der Seele“, die Vorbedingung für den Eintritt in die Schule der Mystiker, nicht möglich ist. Und man mag die alten Lehren vom gottinnigen Leben, von der Christusminne in ebenso schöne Worte kleiden, wie Diederichs Verlag seine neuen Mystikerausgaben in wundervollen Typen und Einbänden darbietet, Hörer und Gläubiger wird man ebensowenig und ebensoviel finden wie Diederichs Verlag Käufer, — bis einstens wieder einmal die Fülle der Zeit kommt.

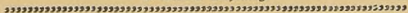
Unter solchen Gedanken hatte ich endlich die Dachkammer erreicht, die noch Aussicht auf Entdeckungen bot. Wie gern setzt man sich wieder einmal auf die alten, blumigen Truhen und atmet den Duft des Altertums ein, den die immer frisch durchs Dach streichende Luft nie ganz zu vertreiben vermag. Ich meine nicht den Moderduft, nicht Ruß und Staub, sondern den Geruch alten und edlen Holzes, für den wir ja fast keinen Sinn mehr haben. Das wußte ich noch, daß besonders die Krippenfiguren im Winter diesen Duft ausatmeten. Da schonte ich weder meine Kleidung noch



die reingewaschenen Hände, noch meinen Stolz, und suchte kriechend in die vielfach versperrte Kammer unter der Dachschräge zu gelangen. Das Mauerloch am Ende war mir wie der Stern von Bethlehem. Er führte mich gut. Denn hinter Webstühlen und Spulrädern, verrosteten Sägen und Hobeln stand ein Kästlein mit den letzten Überresten von Großvaters Krippe. Ich mußte es an Ort und Stelle öffnen. Ach, der Elefant und das Kamel obenauf, dann Engel und Schafe! Vielleicht ist da unten noch wohlverwahrt das Kindlein von Lindenholz. Aber da muß ich mir erst die schwarz gewordenen Hände waschen.

Mühseliger, als einstens die Könige den Weg ins Morgenland, fand ich den Weg zurück, den Kasten mit dem wiedergefundenen Weihnachtsglück bald vor mir herschiebend, bald hinter mir nachziehend. Als ich in die Stube trat, sah ich aus wie der dritte König.

Laßt mich schweigen über die Seligkeit des Aufpackens und des Auspackens. Wie ein lange verschlossener Quell aus dem Erdboden, so schoß auf und sprudelte die Freude hervor aus dem Kästlein. Dem braunen König war der Arm abgebrochen, mit dem er nach dem Stern gewiesen hatte. Aber im andern Arme, ganz am Herzen, lag das Gotteskind nun schon über zwanzig Jahre lang. Der weiße König war nicht mehr zu finden. Er mußte wohl gestorben sein. Nur seine Krone lag noch auf dem Boden des Kästleins unter abgebrochenen Engelsflügeln und Ochsenhörnern und einigen Schwänzlein von der bethlehemitischen Schafherde.



## 9. Mariä Lichtmeß.

Der Sonntag oder der Feiertag ist wie ein geistlicher Herr, der mitten in die Gesellschaft der geschäftstüchtigen und arbeitsamen Wochentage hineingerät. Er wird ja ganz gern gesehen, und es ist immer recht feierlich, wenn er kommt, und sein Vormittag ist auch immer recht geschwind vorbei. Aber am Nachmittag weiß man oft nichts Rechtes mit ihm anzufangen. Manchmal gibt er uns ein hübsches Buch in die Hand, manchmal bringt er uns einen gerngesehenen Besuch, manchmal führt er uns hinaus aus Dorf und Stadt und zeigt uns alte und neue Schönheiten der Natur, aber manchmal ist er schrecklich langweilig. Da veranstalten die Menschen Tanz und Theater, bloß um den Sonntag wegzubringen oder, wie sie sagen, den Sonntag totzuschlagen. Das ist ein gut gewähltes, wenn auch noch so häßliches Wort, denn da der Sonntag der Tag des Herrn ist, kann er nur dort sein, wo der Herr ist, wo Gott gesucht, geehrt und geliebt ist, und dies ist doch bei Tanz und Theater nicht immer der Fall. Darum ist der Sonntag bei Tanz und Theater fast immer wirklich totgeschlagen. Aber obwohl viele Menschen meinen und sagen, daß der Sonntag nur zum Wegbringen und Totschlagen da sei, kommt er doch alle sieben Tage wieder und bringt auch hier und da einen Feiertag für die Woche mit. Letzteres freilich immer seltener, da die Feiertage von den Menschen noch schlechter behandelt werden als der Sonntag, so daß der Papst aus Mitleid mit den lieben, schönen Feiertagen immer mehr davon in der Kirche zurückbehält,

damit die Menschen sie nicht mehr verletzen können. Das darf nicht so weiter gehen, denn der Papst könnte zwar alle Feiertage aufheben, weil er sie eingesetzt hat, nicht aber die Sonntage, die der Herrgott schon eingerichtet hatte, ehe es auf der Welt Pässe gab.

Ich bin immer ein Freund des Sonntags gewesen, schon ehe ich in die Schule gehen mußte, wozu mich die Werktage wohl für mein Leben lang zwingen werden. Denn damals, ehe ich in die Schule gehen mußte, brachte mir der Sonntag immer den geliebten Vater nach Hause, der die ganze Woche lang in der fernen Fabrik arbeiten mußte. Er brachte ihn in der blauen Fabrikbluse, von Müh' und Sorgen gebeugt, den Krückstock in der einen Hand, das „Tüchl“ mit dem leeren „Buttertüpfel“ in der andern. Aber das wurde über Nacht anders. Am Sonntagmorgen saß der Vater unter uns sonntagsmäßig, mit freundlichem Gesicht, mit weißen Hemdsärmeln, mit der Sonntagsuhrkette und mit der Sonntagschnupftabaksdose. Er hatte den Sonntag so gern, wie die von Leid und Müh' geplagten Menschen nach der langen Arbeitswoche des Lebens einmal den Himmel gern haben werden. „Der Sonntag ist mir immer viel zu kurz“, das war das einzige, was er am Sonntag auszusprechen hatte, aber er nahm den Tadel gleich zurück, um den Sonntag nicht zu beleidigen: „Es kann eben auf Erden nicht immer Sonntag sein.“

Schon aus Dankbarkeit für diese meine ersten Sonntagsfreuden möchte ich dem Sonntag immer gern dienen und mithelfen, daß die Menschen wieder etwas mit ihm anzufangen wissen. Da ich aber selber niemals allgemeine Ermahnungen leiden konnte, mag ich auch

keine solche geben, will vielmehr etwas Besonderes davon erzählen, was der Sonntag auch an dem abgelegensten und einsamsten Orte für Freuden und Überraschungen bringen kann.

Es war Mariä Lichtmeß.

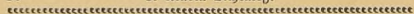
Einige fromme Frauen hatten Wachsstöcklein in die Kirche gebracht und am Altare weihen lassen. Sie hatten wohl auch daran gedacht, daß einst Maria ein solches Wachsstöcklein in den Tempel gebracht, das „Licht zur Erleuchtung der Heiden“, das Christuskindlein, zart und weiß wie Wachs, leuchtend und im Leuchten zerschmelzend wie Wachs.

Sie hatten das Wort des greisen Simeon gehört: „Deine Seele wird ein Schwert durchdringen“, und hatten gedacht, daß es jetzt mit dem weihnachtlichen Mutterglück Marias vorbei sei, und daß sich schon ganz zart und traurig die bittere Karwoche ankündige mit all ihrem Leid und Blut.

Und der Kantor oben auf dem Orgelchore hatte für diesen Nachmittag schon das rote Bändlein von der marianischen Antiphon der Weihnachtszeit ein Blatt weiter gelegt zu der Antiphon, die nun bis zur Karwoche darankommen sollte. Er tat es nicht gern, aber es mußte nun einmal sein.

An Mariä Lichtmeß liegt allen katholischen Leuten etwas in den Nerven. Sie sprechen es meistens nicht aus, aber man sieht es ja an ihren Gesichtern. Es ist der letzte Abschied von der Weihnachtszeit.

Als wir aus der Kirche nach Hause kamen, hatte die Mutter „im Ofenröhr“ einen großen Streuselkuchen gebacken, und der Vater sagte: „Wir müssen heute die



Geburt einreißen, denn die Weihnachtszeit ist zu Ende.“ Da richteten wir alle unsere Augen zu dem herrlichen Krippenwerk an der Langseite unserer Stube. Sein Leben lang hatte der Großvater daran geschnitzt und gebaut. Ein Häuslein nach dem andern, ein Männlein nach dem andern, ein Schäflein nach dem andern war dazu gekommen, bis das ganze Werk so lang war wie unsere Stube. Und es war ein lebendiges Werk. Die Leute auf der Straße konnten gehen, die Engel im Stalle konnten sich drehen, die Windmühlflügel bewegten sich, der Kuckuck rief, die Holzhacker hackten, und ein Hirt konnte seinen Kopf nach rechts und links wenden und die an ihm vorbeimarschierenden Schäflein genau beobachten. Doch davon habe ich ja schon erzählt. Nun sollte das alles „eingerissen“ werden. Gewiß, der Vater tat dies nicht gern, aber es mußte einmal sein, denn es kann nicht immer Weihnachtszeit bleiben. Und damit es nicht gar zu schwer werde, sollte es zur Vesper noch einmal Kuchen geben wie zu Weihnachten.

Wenn den Menschen etwas in den Nerven liegt, so zeigt sich dies bei manchen, indem sie ganz still werden und ein trauriges Gesicht machen, bei manchen aber, indem sie immerfort lachen oder weder Hände noch Füße ruhig halten können. Bei mir zeigte es sich an Mariä Lichtmeß nachmittags, indem ich schrecklich viel Kuchen aß und mich immerfort auf das „Einreißen der Geburt“ freute. Ich konnte kaum ruhig sitzen und saß nur deshalb ruhig und artig beim Kaffeetrinken, weil ich sonst nicht beim Einreißen hätte dabei sein dürfen.

Ich hatte auch in diesem Jahre wieder eine Anzahl Freundschaften mit den „Geburtsmännlein“ geschlossen.

~~~~~

Auch meine Schwester Hedwig, die in solchen Dingen immer mit mir tat. Da war zunächst ein Mann, der einen Korb mit Striezeln auf dem Buckel trug. Den hatte ich lieb. Meine Schwester dagegen meinte, eine Frau mit zwei Gänsen sehe der Tante Marie sehr ähnlich, und interessierte sich deshalb für sie. Jener Striezelmann und diese Tante zogen auf den Straßen von Bethlehem. Sie kamen aus einem Tore heraus, gingen die ganze Straße entlang und verschwanden dann in der Tür eines Hauses. Sie kamen nicht zur selben Zeit. Manchmal blieb das Werk stehen, wenn gerade der Striezelmann auf der Straße, die Tante Marie aber verschwunden war. Dann wußten wir uns lange Geschichten zu erzählen: Die Kinder des Striezelmannes würden verhungern müssen, weil der Vater mit den Striezeln nicht rechtzeitig zu Hause sein könne. Aber es sei doch besser zu verhungern, als dann beim bethlehemitischen Kindermord dabei sein zu müssen. Die Tante Marie aber werde unterdessen die Gänse schlachten, und wenn dann die Kindesmörder des Herodes kommen, werde sie gerade mit ihren Kindern Gänsebraten essen und den Mördern sagen: „Hier habt ihr ein Stück Gänsebraten.“ Und wenn die Mörder von dem Braten äßen und nicht aufhören könnten, würde sie ihr Kleinstes aus der Wiege nehmen und ins Heu verstecken.

Über solchen Geschichten hatten wir bald alle Häuser von Bethlehem belebt. Wir dachten uns aus, wie es in dieser oder jener Stube aussähe, wer dort wohne und ob die Bewohner dort nicht bald herauskommen und zum Stalle gehen werden, um das neugeborene

Kindlein anzubeten. Ja wir mieteten uns selbst zwei Stüblein, ich eines über dem Stadttor, wo der Wachsoldat mit Säbel und Lanze auf- und abging und mir mit seinem ernstesten Gesicht großen Spaß machte; meine Schwester eines in der Nähe der Stadtmauer, von wo man hübsche Aussicht auf den Hirtenberg und auf den Stall mit den Gloriaengeln hatte. Von diesen beiden Stüblein aus machten wir, wenn wir einander gut waren, gemeinsam, wenn wir aber einander böse waren, getrennt Ausflüge und Besuche und lernten mit der Zeit alle Hirten auf dem Berge und alle Leute in der Stadt kennen. Da brauchten wir kein „Kino“ und kein anderes Theater, wie die Leute in der Großstadt, die keine ordentliche „Geburt“ haben.

In den letzten Tagen vor Lichtmeß hatte es sich aber gezeigt, daß unsere kleine Welt nicht für die Ewigkeit geschaffen, sondern für den nahen Untergang bestimmt war. Die Wetterfahnen, Kreuze und Halbmonde auf den Stadttürmen waren schon schief geworden, die Sterne am Himmel verloren ihre neue Vergoldung, von den Holzhackern streifte einer, aber mit erhobener Art, der Kuckuck konnte beim Schreien den Schwanz nicht mehr heben, und eine ganze Straße war stehen geblieben. Der Vater war neugierig darauf, was an diesen Störungen schuld sein möchte. Und auch wir hatten die schöne Welt des Scheins satt und sehnten uns danach, einmal die Dinge, die wir bisher nur von vorn gesehen hatten, nun von hinten zu sehen. Wir kannten alle Personen und ihre Bewegungen, allen Schein des Lebens. Jetzt war es Zeit, auch einmal die Triebkräfte dieses täuschenden Lebens kennenzulernen. Wie die

großen und einzig richtigen Philosophen nichts sehnlicher wünschen, als daß einmal der äußere Schein dieser Welt vergehe und die innere Kraft und Wahrheit sichtbar werde, so verlangten wir danach, die Fäden, Schnüre, Wellen und Räder unseres Krippenwerkes zu sehen.

Als das letzte „Kuchenstreifel“ gegessen, die letzte Tasse getrunken war, wurde der Tisch abgeräumt, denn wir brauchten ihn, um die Häuser und Figuren des Krippenwerkes darauf zu legen, sie abzuputzen und dann sorgsam in Kisten zu packen.

Noch ein letztes Mal wurde die Geburt in ihrer vollen Ausstattung aufgezogen. Es knatterte das eiserne Triebwerk, das auf dem Backofen stand und durch eine Strangleitung mit der Hauptwelle der Krippe, durch eine andere mit dem zentnerschweren Gewichtszug in der hohen Scheune verbunden war. Die Posaunen des Weltunterganges müssen etwas von dem Schauerlichen dieses Knatterns an sich haben.

Als mit der Kurbel das Gewicht bis unter das Dach der Scheune hochgezogen war, begann sich das eiserne Triebwerk zu bewegen. Der oberste Teil davon, die „Pleuder“, die mit ihren mächtigen Flügeln den Ablauf des Werkes verlangsamte und regelte, drehte sich und erzeugte zunächst ein leises Surren und einen sanften Wind, bald aber ein lautes Rauschen und einen großen Sturm, so daß sich die Vorhänge der Stube und unsere Haare bewegten. Dann ging eine Erschütterung durch die ganze Natur des Krippenwerkes, ein großes Seufzen entstand, ein Ächzen in allen Fäden und Schnüren, Wellen und Rädern. Wie trunken setzten sich die Figuren

noch einmal in Gang. Nur die Engel im Stall, die durch ein eigenes kleines Uhrwerk angetrieben waren und den ganzen Tag über um das Christuskind schwebten, nahmen an dem Seufzen und Ächzen nicht teil. Die Tante Marie kam mit zwei neuen Gänsen und der Striezelmann brachte seinen hungernden Kindern nun endlich die Striezel. Die drei Könige beteten vor dem Gotteskinde ihr letztes Vaterunser, und die heilige Gottesgebärerin sagte noch einmal ihr Magnifikat. Die Engel über dem Stall schwebten leise hin und her und ließen auf ihrem Schriftband die Worte sehen: Gloria in excelsis Deo et in terra pax hominibus bonae voluntatis. Und wir sollten dem Christuskinde noch einmal für alle Gnaden und Geschenke der Weihnachtszeit danken. Dann war das Gewicht bis zum Fußboden der Scheune gesunken. Das Spiel war aus.

Der Vater nahm nun zunächst das Jesuskindlein aus dem Stalle und hüllte es samt seinem Spitzendecklein in Seidenpapier ein und legte es in ein besonderes Kästlein. Auch den Stern tat er dazu; ebenso Maria und Joseph und die leicht zerbrechlichen Engelein aus dem Stalle. Dann stellte er die Hirten und Könige samt ihren Schafen, Hunden, Elefanten und Kamelen auf den Tisch zum Abputzen. Dann griff seine Hand nach den hohen Türmen der Stadt. Es waren viele Türme, fast alle so geschnitzt wie die Türme der Dorfkirchen mit ihren Durchsichten oder Laternen. Die Türme sinken zuerst, wenn eine Welt untergeht. Nach ihnen kamen die Häuser und Stadtmauern daran, und endlich die Moosdecke des Hirtenberges. Bald standen nur noch die „Bänke“, die als Straßen und Wege gedient hatten. Ein

freier Blick nach dem andern öffnete sich auf das innere Werk, auf die hundert Fäden und Schnüre, Wellen und Räder.

„Vater, laßt jetzt das Werk noch einmal gehen“, so bettelte ich, und der Vater ging zur Kurbel, und bald begannen die Fäden und Schnüre, die Wellen und Räder ihre Bewegungen. Meine Mutter puhte unterdes mit den Schwestern an den Häusern und Figuren auf dem Tische. Mein Vater aber und ich standen ganz still vor dem wunderbaren Spiel der Fäden und Schnüre, der Wellen und Räder, der Hebel und Stangen. Wir sahen den Grund alles Lebens, aber auch aller Störung, und beobachteten mit besonderer Freude, wie alle Figuren, welche oben auf den Straßen einherzogen, am Ende der Straße kopfüber unter die Straße gezogen wurden, bis sie am andern Ende der Straße wieder nach oben durften und nun wieder ganz stolz einhergingen, als wäre ihnen noch gar nichts Verkehrtes passiert. „Merk dir das!“ sagte der Vater.

Zulezt wurde auch das Gerüst und das Triebwerk auseinandergenommen und sorgfältig verpackt. In den dunklen Winkeln unter dem Strohdach war Platz für die ganze Weihnachtsherrlichkeit. Dort ruhten nun Mensch und Vieh, welche die Weihnachtswelt belebt, bis auf die Zeit, „da der Herr wiederkommt“, bis zum Advent. Ein stilles Warten war den ganzen Sommer über in diesen Kästen und Kisten. In der Ecke der Scheuer aber lag den ganzen Sommer über ein zentnerschwerer Stein mit einem eisernen Ring. Er war während der Weihnachtszeit einsam gewesen und hatte nichts von ihrer Herrlichkeit sehen dürfen. Ohne daß er wußte,

was ihm geschah, war er immer wieder an Strick und Flaschenzug zum hohen Dachgebälk emporgezogen worden, von wo er mit seiner ganzen Schwere wieder nach der tiefen Tenne niederstrebte. In ihm hatten die tausend Kräfte, die in den Fäden und Schnüren, Wellen und Rädern wirksam waren, ihre Einheit. Auch in ihm war das stille, schwere Warten den ganzen Sommer über bis zum Advent, „da der Herr wiederkommt“.

Immer muß ich wieder an Mariä Lichtmeß denken. Die Gedanken dieses Tages sind mir zu Lebensgedanken geworden, sobald die Weihnachtszeit der Kindheit vorüber war. Gleich nach dieser Zeit beginnt Gott die erste Welt des Kindes einzureißen. Er tut es nicht an einem Nachmittage, denn er ist sehr langsam. Erst wenn der Abend des Lebens kommt, beeilt er sich. Ich muß ja gestehen, daß mir dieses Einreißen nicht immer gleich ein solches Vergnügen macht wie das Einreißen der „Geburt“ am Lichtmeßtage. Aber auch hier wird es wahr: Sooft ein Stück von der äußeren Welt hinweggenommen wird, öffnet sich der Blick auf die inneren Triebkräfte. Fäden und Schnüre, Wellen und Räder, Hebel und Seilänge werden sichtbar. Und alles Zerstören und Einreißen ist nichts anderes als ein Aufbewahren bis auf den Tag, da der Herr wiederkommt. Das sollte noch im Kredo stehen. Es steht darin, aber nicht deutlich, sondern nur wie in Zukunftsferne. Wir bekennen so gern den allmächtigen Gott den Vater, den Schöpfer und Auferbauer des Himmels und der Erde, aller sichtbaren und unsichtbaren Dinge. Aber ebenso wunderbar ist Gott in dem allmählichen Niederreißen seines Aufbaues. Wie die Welt des Scheines geworden ist,

so vergeht sie wieder. Aber im Vergehen zeigen sich die Fäden und Schnüre, die Wellen und Räder. Und wer an Gott Freude hat, wird auch daran seine Freude haben wie ich am Lichtmeßtage.

Freilich, beim eigenen Leben tut es oft so weh, daß von Schmerz und Tränen unser Blick getrübt wird. Da kommt die Freude und die Einsicht oft erst sehr spät nach. Klarer erkennen wir es, und mit freudigerer Erkenntnis beobachten wir es, wenn es sich um die geschichtliche Vergangenheit handelt. Das Studium der Geschichte hat ja weniger den Zweck, die vergangene Welt des Scheines in glänzenden Darstellungen neu ausleben zu lassen, sondern vielmehr die Fäden und Schnüre, die Wellen und Räder sichtbar zu machen, die alles belebten und antrieben.

Ich glaube, daß Gott am Einreißen eine ebensoviele, wenn nicht eine größere Freude hat als am Aufbauen, und daß es ihm da so feierlich und freudig zumute ist wie uns an Mariä Lichtmeß. Aber ich glaube auch, daß er alles sorgfältig aufhebt, sobald er es auseinandergenommen hat. In Kisten und Kästen schlummern die Figuren, welche die Welt des Altertums und des Mittelalters belebten, welche auf den Straßen einherzogen, welche zur Krippe eilten. Dort warten sie bis auf die neue Weihnachtszeit, bis der Herr wiederkommt.

Dann wird ein neuer Himmel und eine neue Erde aufgebaut. Wie der Vater das Jesuskind und die heiligen Figuren aus dem Stall der Krippe nicht zu den übrigen Bestandteilen des Krippenwerkes legte, sondern besonders aufhob, so hat der himmlische Vater den


~~~~~

Gottmenschen nicht im Grabe liegen lassen, sondern zu sich in den Himmel genommen. Dasselbe glaubt das katholische Volk auch von der heiligen Gottesgebärerin Maria, daß ihr Leib nicht im Grabe ruhe, sondern bald nach dem Begräbnis in den Himmel aufgenommen sei. Auch von einigen Männern des Alten Bundes erzählt man sich Ähnliches.

Und wenn Gott auch die Welt deiner Jugendzeit oder gar schon die deines Mannesalters eingerissen hat, so glaube nicht, daß sie für immer zerstört sei. Es ist alles gut verpackt und aufbewahrt. Nichts geht davon verloren. Du darfst es nur den Sommer und Herbst über nicht mehr sehen. Aber es kommt die Adventzeit, in der alles neu vergoldet, geordnet und aufgestellt wird, „wenn der Herr wiederkommen wird“!

~~~~~

10. Tauwetter.

Es kommt wie die Gnade.

Es kommt anders in der Stadt, anders auf dem Lande; — anders auf dem Lande und anders in den Bergen.

Wie die Gnade.

In den Bergen kommt es mit Gewalt. Ein Sonnenstrahl, ein Windstoß, dann kommt es; meist in der Nacht, wenn die Menschen schlafen, so wie der Herr gesagt, daß er kommt.

Der Himmel verschleiert sich mit immer dichterem, immer dunklerem Schleiern. Wolkenballen, Löwenleiber, Tigerleiber jagen durch die Luft; Stürme reiten einher, reiten

~~~~~

wild durcheinander, blasen unsinnig in das Horn der Täler, greifen in die Harfensaiten des Waldes, zischen und heulen in den Wipfeln, brüllen, wenn sie am Felsen zerschmettern.

Es löschen aus auf einmal alle Funkelkristalle des Schnees. Gelb wird der weiße Schnee, grau wird der weiße Schnee. Der Schnee fängt an zu weinen. Wenn der Morgen kommt, rinnen schon die Tränen vom Berg zum Tal. Der Himmel ist zerrissen, der Himmel ist zerlumpt. Ich sah noch nie ein Bettlerkleid so zerrissen, wie der Himmel ist an Tautagen; nur ein sündiges Herz sah ich so zerrissen.

Das ist ein Leben auf der Welt, wenn es taut! Da wird etwas in wenigen Stunden. Es kann schon sein, daß der liebe Gott in sechs wirklichen Tagen die Welt geschaffen hat: er hat einfach Tauwetter in das winterlich-unfruchtbare Nichts kommen lassen. Da mußte in wenigen Tagen die frühlingsschöne Erde werden.

Wie die hohen Schneemauern rechts und links von der Straße zusammensinken! Dort auf der Wiese schauen schon die ersten Maulwurfshaufen über den Schnee hinaus wie einst der Ararat über die Sündflut; dort auf dem Acker kommen die braunen Schollen hervor. Und ein Rieselnd, ein Sickersn, ein Quirlen, ein Glucksen, ein Plätschern! Unterm Schnee fließen kleine Bächlein. Du mußt sie hören, wenn du genau horchst.

So war es alle Jahre daheim in den Bergen der Grafschaft, als wir noch richtige Winter hatten, Winter, die zur rechten Zeit kamen und zur rechten Zeit gingen. Da sagte einmal der schwarze Herden drüben an der Straße: „Es taut, ich möchte wohl jetzt bald einmal

zur Osterbeichte gehen.“ Er ging ja erst am heiligen Dreifaltigkeitssonntage zur Osterbeichte. Es taute eben langsam.

Tauwetter ist Beichtwetter. Winter vorher, Frühling nachher, wenn es richtig Tauwetter war. Wenn es nur einmal ein wenig vom Dache geht und ein wenig weich wird unter den Füßen, da ist noch kein richtiges Tauwetter.

Damals aber dachte ich, der schwarze Herden hätte das nur so gemeint, weil dann, wenn die Felder abgetaut sind, die Frühjahrsarbeit beginnt und keine Zeit zum Beichten mehr läßt. Freilich erinnerte ich mich wohl auch daran, daß mein erster Beichttag wirklich ein Tautag gewesen war und daß ich noch am selben Nachmittag mit wunderbar leichtem und frohem Herzen ganz frühlingsfelig auf unserer Wiese von Eischolle zu Eischolle sprang und gar nicht wußte, was ich vor lauter Glück noch alles anfangen sollte.

Einmal kam der März, und es wollte gar nicht tauen. Die Schneewehen um unser Haus wurden immer starrer; man konnte schon darauffsteigen und darübergehen, ohne daß der Fuß auch nur um Sohlenstärke einsank. Und ich konnte den Winter kaum mehr ertragen. Auch meine Seele war eingefroren bis in ihren Grund. Tot waren alle Märchen in ihr, tot war der Glaube, tot die bunten Bilder an der Wand, tot auch der Heiland am Kreuz und die Philippsdorfer Mutter Gottes auf der Kommode. Und weil ich doch etwas zu tun haben wollte, ging ich auf den Heuboden, wo meine Schwestern in allerhand Laden und Kästen ihren „Gründonnerstag“ versteckt hatten, nämlich die Bäcker- und Konditorwaren,

die alljährlich während der Fastenzeit von den Taufpaten als Geschenke für ihre Taufkinder gebracht wurden. Ein ganz klein wenig konnte ich jedesmal vom Rande abbrechen; man sah es kaum, und ich war sehr erstaunt, als meine Schwestern der Mutter sagten: „Der Joseph ist uns den Gründonnerstag weg!“ — Oder ich dachte vor lauter Winterlangweile an das Schaufenster des Fleischers im Dorfe. Da hingen an manchen Tagen ganze Reihen von Leberwürstchen, und meine Schulkameraden hatten immer Geld, um sich ein Paar davon zu kaufen. Und als der Winter immer noch nicht aufhören wollte, beschloß ich, meiner Mutter fünfzig Pfennige zu nehmen, um einmal nicht bloß von den Leberwürsten, sondern von allen Sorten je ein Stück zu kaufen. Der Diebstahl gelang vorzüglich, aber das hübsche, kleine Silberstück brannte und schreckte wie ein Stück Eiszapfen in der hohlen Hand. Die Mutter mußte sechs Stunden weben, ehe sie ein solches Silberstück verdiente. Da legte ich den Fünfböhrmer in einen Winkel der Stube und rief: „Mutter, hier liegt ein Fünfböhrmer!“ Die Mutter nahm das Geldstück in die Hand, sah mich nur an und sagte nur: „Joseph!“ Aber es taute immer noch nicht. Ich war ganz in der Sünde eingefroren.

Das hatte schon im Sommer begonnen. Unser heiliger Pfarrer war gestorben; ein Geistlicher nach dem andern kam, es kam auch dann ein richtiger Pfarrer, aber der war immer krank. Wir lernten keinen Katechismus mehr und gingen auch nicht zur Beichte, dachten gar nicht daran. Es war uns nicht deutlich gesagt worden, daß wir zur Beichte gehen mußten, wenn eine Sünde

geschehen, sondern wenn wir wieder daran waren. Auch das Gnadenleben des Kindes hatte sich zeitweise streng nach dem Schulreglement zu richten.

Das hatte sich nun der Teufel gründlich wahrgenommen. Der Hauch der Religion, der bisher über unsere Herzen gegangen war, verschwand wie weggeblasen. Wir fingen an, Handel und Gewerbe zu treiben, schachtelten wie Juden und Viehhändler. Einige suchten sich schon Bräute; einige gingen auf Raub aus. Schaurig waren die Geschichten, die in den Schulpausen erzählt wurden. Es war ja alles nur Sport, aber nach und nach schlich sich die Sünde heran.

Nicht mit Unrecht behaupteten manche Gelehrte, daß Handel und Gewerbe, Heirat, Raub und Sünde die Wurzeln der Staatenbildung seien. Auch unter uns Schlegler Jungen hatte sich in diesem Jahre ein richtiger Staat gebildet, ein Staat mit ungekröntem König, ungeschriebenen Gesetzen, aber mit einem bis zum Höhepunkt der Beschränktheit ausgebildeten Nationalismus: Nur wir Schlegler waren richtige Jungen, nur wir waren klug und mutig, und es fehlte uns nur die genügende Literaturkenntnis, sonst hätten wir uns auch noch eingebildet, daß einst an unserem Wesen die Welt genesen werde. Infolgedessen kam es im September zur Kriegserklärung an die Eckersdorfer Jungen.

Eckersdorfer Jungen hatten Schlegler Jungen mit Steinen geschmissen. Bei diesen wie bei manchen andern deutschen Sätzen und Vorkommnissen kann man nicht gleich unterscheiden, welches der Akkusativ und welches der Nominativ ist. Als wir dem ungekrönten Könige diese Frage vorlegten, erklärte er: „Für uns Schlegler

kommt selbstverständlich nur der Nominativ als der erste und also vornehmere Fall in Betracht.“ Sonntagvormittag Punkt  $\frac{1}{4}$  10, wenn die Eltern in der Kirche saßen, hätten wir vollzählig hinter dem langen Simonkreuze, nämlich auf der Wiese des langen Simonseffe zu erscheinen, die einen mit langen Stangen, die andern mit guten hölzernen Schwertern. Wer nicht komme, sollte am Montag in der Pause verbeult werden. Nur einige Bucklige und Lahme und einige Mutterföhnchen wurden zum Kirchenbesuch abkommandiert.

Ein heiliger Ernst ging durch unsere Reihen. Ich war zum Schwertkampf bestimmt; und schon drängten sich meine Waffenkameraden um mich, wir hätten eine Hobelbank, ich solle ihnen die Schwerter machen; das Holz wollten sie liefern.

Keiner sagte etwas davon, daß wir doch eigentlich zu der festgesetzten Stunde in die Kirche gehen müßten. Keiner dachte daran. Ein Waffenrausch, ein Blutrausch kam über uns, ein Pflichtbewußtsein, das alle andern Pflichten vergessen ließ.

Der Sonntag kam. Mein Schwert war fertig und unterwegs in einem Kartoffelfelde versteckt. Meine Kameraden hatten mir gesagt, daß sie sich ihre Schwerter schon allein zurechtgeschnitten hätten, so scharf, daß die Schneide durch Fleisch und Knochen ginge. Auch mein Schwert konnte eine Rübe mitten durchspalten.

Ich ging mit meinem Vater den Weg zur Kirche bis kurz vors Dorf. Dann mußte ich zu einer Ausrede greifen, um mich von ihm zu trennen. Es war wohl eine Lüge, aber die Pflicht rief, ich mußte.



Mit vollen Glocken läutete es vom Turm. Auf allen Wegen kamen rings von den Bergen und vom Oberdorf herunter und vom Niederdorf herauf die Leute zur Kirche. Ich holte unterdes mein Schwert aus dem Versteck, und als alle Leute in der Kirche waren, eilte ich zum Simonkreuze hinterm Dorfe. Schon sah ich in Gedanken die großen Scharen mutiger Jungen, ein Gewirr von langen Stangen und scharfen Schwertern. Als es Viertel schlug, war ich am Kreuz — aber kein Junge war zu sehen! „Sie sind schon an der Eckersdorfer Grenze“, dachte ich, „vielleicht schon mitten im Kampf um Ehre und Schlegel“, und ich lief bis zum Herzklopfen und Seitenstechen. Aber die Eckersdorfer Grenze lag im tiefsten Gottesfrieden. Kein Freund, kein Feind, keine Stange, kein Schwert, keine Beute, kein Blut!

Da läuteten die Glocken zur heiligen Wandlung, von Eckersdorf her, von Schlegel her zu gleicher Zeit. Ich kniete nieder, konnte aber nicht sagen: „Herr Jesus, dir leb' ich, Herr Jesus, dir sterb' ich, Herr Jesus, dein bin ich im Leben und im Sterben!“ Die Jungen waren alle in die Kirche gegangen, und als ich am Montag zu ihnen sagte, daß sie eine feige Bande seien, sprachen sie: „Was bist du so dumm!“ Viel, daß sie mich nicht durchgehauen haben.

Es ist gar nicht zum Lachen. Die Sünde war in mir. Ich wußte es, aber es tat mir nicht leid. Es gestor nun alles in mir zu Trotz zusammen. Wenn sich einer erst als Sünder fühlt, dann ist er schon beinahe keiner mehr. Ich fühlte mich nicht als Sünder, ich wußte es nur, daß ich einer war, und ich wollte es. Und schließ-

lich vergaß ich es, blieb es aber. Wie weggeblasen war der religiöse Hauch in meiner Seele, abgestorben und tot war das Leben in meiner Seele, alles Gute und Fromme verweht und vereist den ganzen langen Winter über, und es wollte und wollte nicht tauen.

Es ist nicht zum Lachen, wenn in einer Seele die Sünde ist. Dann ist alles Sünde, was sie denkt und redet und tut, auch wenn es noch so tugendhaft aussieht, es ist alles tot, auch wenn es noch so lebendig aussieht. Und alles, was sie früher einmal wirklich Gutes und Lebendiges gedacht, geredet oder getan hat, ist tot. Der angebissene Gründonnerstag und der gestohlene Fünfböhrmer waren deshalb gar nichts außerordentlich Bedauernswertes, überhaupt gar nichts Besonderes. Sie waren nur der Geruch von der toten Seele.

Als es Mitte März immer noch nicht tauen wollte, machte ich mir eine Windfahne und steckte sie draußen vor dem Fenster auf einen Wäschepfahl und sah alle Viertelstunden durchs Fenster, ob nicht bald der Tauwind vom Westen her komme. Aber die Windfahne war wie eingerostet von Norden nach Süden gerichtet. Ich holte Federkiel und „Ripsöl“<sup>1</sup>, aber die Fahne änderte ihre Richtung nicht. Ich lief zum Wiesengrunde. Da war immer die Heerstraße des Tauwetters und seiner Stürme, denn er ging von Westen nach Osten. Aber der Wiesengrund wußte auch nichts von Tauwetter. Der verharschte Schnee quietschte unter den eisenbeschlagenen Stiefeln, das Eis klang wie Metall und Glas.

<sup>1</sup> Rapsöl.

Da ging ich zurück ins Haus, zog mir die Sonntagsstiefel an, band den guten Schal um den Hals und sprach zur Mutter: „Ich will zur Beichte gehen.“ An der Pfarrhofstür sagte mir die Wirtin: „Das geht nicht, der Herr ist krank. Bist du bestellt?“

„Nein“, antwortete ich, „aber ich bin schon über ein Jahr nicht gewesen, und ich habe seit September eine Sünde!“

„Wenn du es so lange ausgehalten hast mit deiner Sünde, wirst du auch noch warten können, bis der fremde Pater zum Beichthören kommt.“ — Und die Tür fiel ins Schloß.

Das war gut, denn ich wollte ja nur deshalb beichten, damit Tauwetter wird, und ich hatte auch noch nicht Reue und Leid erweckt. Aber ich war erzürnt und verboßt, daß ich nicht beichten konnte. Es kam mir naß in die Augen. „Gott hat mich abgewiesen, er hat mich verworfen! Ich gehe überhaupt nicht mehr zur Beichte.“

Ich ging aber in die Kirche, denn ich mußte mich doch irgendwo ausheulen. Was nützt mir das Tauwetter, wenn ich nicht wie einst mit leichtem Herzen und frühlingseelig von Eischolle zu Eischolle springen kann auf unserer Wiese. Was nützt mir Tauwetter und Frühling, wenn ich nicht gut und glücklich bin! Vater unser, der du bist im Himmel, geheiligt werde dein Name, zu uns komme dein Reich — Tauwetter —, dein Wille geschehe wie im Himmel also auch auf Erden — Tauwetter —! Unser tägliches Brot — Tauwetter — gib uns heute . . . und vergib uns unsere Schuld.

Da ging die Tür auf, die Pfarrwirtin kam, machte sich ein Kreuz mit Weihwasser, kniete nieder und klopfte

dreimal auf ihren Schürzenlaß und winkte mir: „Junge, du sollst mal zum Hochwürden Herrn Pfarrer kommen!“

Unterwegs sagte sie mir noch: „Du mußt aber rasch machen, denn der Hochwürden Herrn Pfarrer hat's so in den Gliedern. Es muß Tauwetter werden.“

„Ah, Tauwetter!“

Der hochwürdige Herr Pfarrer saß in seinem heißen Zimmer, ganz in weiße Wolltücher eingehüllt, weiß auch das Gesicht, ganz weiß das feine, spitze Näslein, — ein Bild des Winters. Aber um den Hals lag die violette Stola.

Ich beichtete. Da kam das Tauwetter. Ein Sonnenstrahl aus den umschleierten Augen, dann ein Windstoß, schmerzlich seufzend, aus der Brust des Pfarrers kündigte es an. „Du bist ein ganz verdorbener Junge geworden“, das war der erste Stoß aus der westlichen Gegend. Die Weste war aus Samt, der Stoß nicht. Und nun verhängte sich der Himmel. Dunkle Wolkenbilder zogen darüber: Tod, Gericht, Hölle; die ungeheure Pranke des Teufels sah ich, wie sie nach mir griff. Es löschten aus auf einmal alle Lichtkristalle meiner Jugend. Gelb und grau wurde mir's vor den Augen. An der Nase vorbei floß schon der erste Tropfen der auftauenden Seele. Ach, und ich hatte mein Schnupftüchel vergessen!

Dann kam ein warmer, weicher Wind. Es ging von der Barmherzigkeit Gottes. Aber was die gekostet hat! Der Gottessohn hat sein Leben dafür hingeben müssen!

Neue wilddrohende Stöße: Ob ich denn nicht an die blutenden Wunden des Heilands gedacht habe? Nein,

„Ans Kreuz mit ihm!“ hätte ich mit meinen Sünden geschrien.

Nun flossen schon die Tropfen zu beiden Seiten der Nase; sie kamen in den Mund und schmeckten bitter. Ausgerechnet ich habe den guten Meister zum Tode verurteilt, ausgerechnet ich habe ihn gezeißelt, mit Dornen gekrönt. Alle vierzehn Stationen des Kreuzwegs ständen auf der Schuldrechnung meiner Seele.

Da fing ein Heulen an und ein Erschüttern und Erbeben, so daß der Pfarrer sagte: „Jetzt heul' nicht und stoß nicht so an meinen Stuhl! Mir tun die Glieder weh.“ Der Heiland habe der büßenden Magdalena verziehen und dem Räuber am Kreuze. Ich hätte es bei dem guten Katechismusunterricht zwar besser als diese beiden wissen müssen, daß man die Gebote Gottes halten solle, aber die Liebe und Barmherzigkeit Gottes sei ja unendlich groß. Ob ich ihm versprechen wolle, daß ich niemals mehr sündigen werde? Ja, dann solle ich zur Buße drüben in der Kirche einmal den Kreuzweg gehen. „Et ego te absolvo . . .“

Dann kam noch ein tiefer Seufzer aus der Brust des Pfarrers, aber auch ein ganz lichter Blick aus seinen Augen wie ein Sonnenstrahl durch den zerrissenen Himmel meines Herzens. Die feine, bleiche Priesterhand legte sich sacht auf meinen Kopf. „Du bist doch ein ganz prächtiger Junge!“

Das konnte ich freilich nicht gut verstehen. Aber als ich heimkam, stand meine Windfahne von Westen nach Osten. Tauwetter, neues Leben, neuer Frühling!

## 11. Meine neuen heiligen Drei Könige.

**W**ie sagst du? Habe ich recht gehört: Du hättest schon jahrelang kein richtiges Weihnachten mehr gehabt? Das klingt mir doch wie ein ganz trauriges Märchen aus den Zeiten des alten, finstern Heidentums. Siehe, ich komme vor lauter Weihnachten überhaupt fast nicht mehr zu den andern Teilen des Kirchenjahres. Wenn ich beim Ave Maria zu der Stelle komme: „Und gebenedeit ist die Frucht deines Leibes“, oder beim Angelus zu der Antiphon: „Und das Wort ist Fleisch geworden“, oder beim Credo zu den aller süßesten Worten: Et incarnatus est de Spiritu Sancto ex Maria virgine et homo factus est, da ist es eben Weihnachten, ich möchte mich wehren, wie ich wollte, — ich wehre mich aber nicht —, da sehe ich doch deutlich das Gotteskindlein, lichtumflossen, Maria, Mutter und Mädchen zugleich, so glücklich und so rein, St. Joseph, die Hirten, die Könige und alles, alles, was zu einem richtigen Weihnachten gehört. Und ich kann dann eben nicht fremd tun in dieser weihnachtlichen Gesellschaft, sondern muß mit Weihnachten feiern, zumal es rings um mich zu läuten und zu singen beginnt, Gloria und Transeamus. Ich werde mir doch nicht von den einfältigen Hirtenjungen vorwerfen lassen, daß ich ein Spielverderber sei, oder wie jüngst auf der Sternstraße einer zum andern sagte: „Du bist immer äpsch<sup>1</sup> und willst nie mittun!“

---

<sup>1</sup> albern zurückhaltend.



Junge Mädchen zählen ihre Jahre nach den Lenzen, die sie erlebt haben, alte Herren nach den Wintern. Wenn ich meine Jahre nach den Weihnachten zähle, die ich mitgefeiert habe, so bin ich rund 40 000 Jahre alt. Da ist es kein Wunder, daß ich nun endlich graue Haare bekomme, und daß ich anfangs, kindisch zu werden, wie es mich einige meiner Leser mit dankenswerter Ehrlichkeit wissen ließen. Ich bitte, dies auch bei den folgenden Zeilen freundlichst zu berücksichtigen.

In der vergangenen Karwoche bemühte ich mich einmal ernstlich, aus meinem ewigen Weihnachten herauszukommen. Ich bin zwar erblich belastet, denn mein Großvater und, soviel ich weiß, auch mein Urgroßvater waren gerade solche Menschen; das ganze Jahr über, wenn sie irgend einmal Zimmerei und Weberei aufgeben konnten, schnitzten sie an ihren Krippenfiguren oder bauten Häuser von Bethlehem. Damit begründeten und verstärkten sie die erbliche Belastung. Aber in der Karwoche hörten sie doch damit auf. Darum konnte ich mit Recht hoffen, daß es mir auch in der Karwoche gelingen werde, ein so tieftrauriges Gesicht zu machen wie die andern frommen Christen. Es ist ja auch wirklich zum Traurigwerden, wenn man das Kreuz sieht mit dem blutenden Lamm Gottes und Maria mit ihrem herzerreißenden Weh.

Bis zum Karfreitagabend ging es auch ganz gut. Mein sechsjähriger Nefse Hans kann dies bezeugen, denn er sagte kurz vor dem Einschlafen zu meiner achttjährigen Nichte Liesel, die er je nach den Umständen als seine Frau oder sein Fräulein Lehrerin oder seine Braut oder sein Dienstmädchen, ganz selten aber als

seine Schwester in sein Vertrauen zieht: „Du, Liese, der Pat-Jobof macht aber jetzt immer ein böses Gesicht“, worauf ihm Liesel mit der ganzen Reife ihrer Erfahrung zur Beruhigung antwortete: „Das machen halt die Männer manchmal so, die andern noch viel, viel mehr.“ Da erinnerte ich mich daran, daß ich außer meinen allgemeinen Christenpflichten auch noch Onkelpflichten habe, und rief vom Tisch hinüber zum Bett: „Du, Hans, morgen vormittag gehe ich mit dir und der Liesel zu den heiligen Gräbern nach Neurode.“ — „Sind da auch Tote darin?“ kam es aus den Federn. — „Nein, aber der liebe Heiland, der am Karfreitag gestorben ist und bis Ostern früh im Grabe gelegen hat.“ — „Liesel, das wird wieder eine spickige<sup>1</sup> Sache.“ O ihr lieben Pädagogen, was sollte ich da machen! Ich wollte es am andern Tage wieder gut machen.

Und ich habe es gut gemacht. Es war zwar manches spickig, wie dies nicht anders möglich ist, wenn ein rechter Onkel mit Nefte und Nichte den weiten Weg von Neuforge nach Neurode geht. Aber die Kinder wurden doch ganz still vor Erbarmen, als sie in der Kreuzkirche die großen Nägel sahen, mit denen der Heiland ans Kreuz geheftet worden ist. Und an den heiligen Gräbern machten sie mir ehrfurchtsvoll alles nach, Kniebeuge und Gesicht. Und je müder sie wurden, desto stiller und artiger beteten sie, Hans immerfort das Abendgebet. Ich selbst glaubte nun endlich den Weg aus dem Weihnachtsfestkreis in den Osterfestkreis gefunden zu haben. Der süße Weihnachtsbann schien gelöst zu sein.

<sup>1</sup> Späßige.

Da fiel es mir ein, daß ich einem Verwandten versprochen hatte, seine „Werkstatt für christliche Kunst“ am Fuß des Annaberges zu besuchen und seine neuesten Arbeiten anzuschauen. Warum nicht? Ich gehe ums Leben gern in die Werkstätten von Tischlern und Bildhauern. Da ist es immer wie am Anfang der Welt: große Unordnung, aber Schöpfergeist und Schöpferkraft, und lauter Werden von den ersten Anfängen an. Nichts steht fertig da und sagt frech poliert oder lackiert: „Ich bin fertig, an mir ist nichts mehr zu machen.“ Denn alles Fertige und alles, was so vollkommen tut, wird gleich am nächsten Tage aus dieser Welt hinausexpediert.

Als ich mir alles angesehen und mit Urteil und Lob nicht gespart hatte, stopfte ich mir noch ein Pfeiflein für unterwegs, nahm den Hans bei der Hand und wollte gehen. Da fühlte ich mich plötzlich angesprochen. Es kam von einem Schrank herunter.

„Sie, Pst!“ so klang es. Aber nein, es klang nicht, es schimmerte nur, und es schimmerte nur so, wie ein altes Stücklein Lindenholz schimmern kann.

Nun hat ja freilich der Heiland gesagt: „Wer Ohren hat zum Hören, der höre!“ Er hat also in erster Linie die Ohren zum Hören bestimmt. Damit ist aber nicht entschieden, daß die Ohren allein zum Hören da sind und allein zu hören imstande sind. Das Hören besteht in der Erregung unserer Nerven durch irgendwelche Wellen, die von außen in unser Inneres fluten. Haben diese Wellen eine bestimmte Länge und Stärke, so ist unser Ohr dazu da, sie aufzufangen und unserer Seele davon Meldung zu machen. Sind sie aber zu fein oder zu grob, da genügt unser Ohr nicht, es kann sie dann

~~~~~

nicht mehr genug unterscheiden. Die feinen Wellen werden zu Licht und Farbe, die groben zu körperlichen Stößen. Die ersteren nimmt das Auge, die letzteren dagegen das körperliche Gefühl auf und vermittelt sie der Seele. Es gibt also drei Arten von Hören und drei Arten von Sprechen, je nach der Wellenlänge. Ich hatte einmal einen Lehrer, aber nur einmal und nur einen, der sprach alle drei Sprachen, besonders gern die letzte. Er brauchte uns nicht lange anzusehen und nicht lange zu reden, er stieß und schlug uns tüchtig, und da verstanden wir gleich, was er meinte. Dann hatten wir einen Lehrer, der uns viel mit dem Munde sagte, nämlich die ganze Stoffmasse des preußischen Lehrplans. Von ihm lernten wir viel. Aber ich hatte auch einen Lehrer, den brauchte ich nur anzusehen, da war die wilde Jungenseele schon ganz zart und überreich, als ob alle Weisheit, Schönheit und Tugend ausgesprochen worden wäre. Daraus dürfte ganz klar und deutlich hervorgehen, daß man nicht bloß mit den Ohren, sondern auch mit den Augen hören kann, und daß das Hören mit den Augen das allerfeinste und allerschönste Hören ist.

Ich hatte in den Einsamkeiten meiner Jugend, auf den weiten Wegen, in dem stillen Neusorge, bei meiner schweigsam arbeitenden Mutter, sehr wenig Gelegenheit, meine Ohren zum Hören zu benutzen, so daß ich mich oft wunderte, warum mir der liebe Gott so große Ohren geschenkt hat. Auch körperliche Kraftwellen berührten mich selten, wenigstens nicht von vernunftbegabter Seite her; denn meinen schlaglustigen Kameraden wich ich unterwegs aus, mein Vater war wochentags nicht daheim, und Sonntags hatte er bessere Dinge zu tun; außerdem

war er gegen mich ebenso gütig, wie es die Mutter immer war. Darum verlegte ich mich darauf, mehr mit den Augen zu hören, und verstand bald die Sprache aller Dinge rings um mich, besonders der Steine, der Blumen, der Bilder an der Wand — sogar unser Kaiser Wilhelm I. beehrte mich verschiedentlich mit gnädigen Ansprachen, so daß ich länger vor seinem Bilde stehen blieb, als sonst ein Junge stillstehen kann —, vor allem aber wieder besonders die Sprache der alten, von meinem Großvater geschnittenen Figuren. Kein Wunder, daß ich am Karfreitag in der „Werkstatt für christliche Kunst“ zu Neurode auch das „Sie, Pst!“ von der Höhe des Schrankes herunter und die übrigen, sich daran anschließenden Reden verstand.

„Bitte, was wünschen Sie?“ antwortete ich hinaufschauend mit derselben Höflichkeit und in derselben Sprache (was ich im folgenden nicht mehr dazusetzen will, weil es sich nun von selbst versteht).

„Bitte, kommen Sie ein wenig näher, ich bin nämlich noch nicht ganz fertig, weder obenherum noch untenherum, so daß ich noch nicht so deutlich und so weit reden kann, wie es eigentlich sein sollte. Aber ich bin ein Verwandter von Ihnen, denn ein Vetter Ihres Großvaters hat mich erzeugt; er ist aber darüber gestorben.“

Der Inhaber der Werkstatt bestätigte es mir, daß es wirklich ein unvollendetes Werklein seines Großvaters, also meines Großonkels, sei. Das war etwas für mich, denn für solche hölzerne Verwandte hatte ich immer ein großes Interesse.

Wenn ich vorhin eine Bildhauerwerkstatt mit der Schöpfung Gottes verglich, muß ich jetzt sagen, daß in

dieſer Welt die prähistoriſchen Schichten nicht im Erdboden liegen wie in der Gotteswelt, ſondern auf den Schränken. Wenn der Herrgott etwas nicht mehr brauchen konnte, z. B. die Rieſentiere oder die Rieſenpflanzen der Urzeit, ſo legte er es in die Ladenschränke unter dem Erdboden, bis es wieder einmal hervorgeholt wird, wie z. B. die Kohle von Bergleuten und die alten Tierſkelette von den Gelehrten. Der Bildhauer ſtellt ſolche Dinge auf den Schrank. Dort entſteht nun eine ganz wunderſame Schicht von Jugendarbeiten, Tonmodellen, Gipsabgüſſen, bedeckt mit jahre- und jahrzehntelangem Staub. Dort ſtand auch, eingehüllt in eine uralte Nummer des Neuroder Hausfreunds, mein hölzerner Verwandter, deſſen werte Bekanntschaft ich eben gemacht hatte. Mit ſeinem dicken Kopfe hatte er, wohl nach langem Bemühen, das mürbe gewordene Zeitungspapier durchstoßen und konnte gerade auf mich herunterſehen.

„Wiſſen Sie“, ſagte er, „es iſt unausſtehlich, ſo lange mit dem Kopfe in einer liberalen Zeitung zu ſtecken. Über kein Loch auf der ganzen Welt bin ich froher als über das, was ich in dieſe Zeitung geſtoßen habe.“

Aus dieſen Worten merkte ich, daß ich es mit einem treuen Anhänger des Zentrums zu tun hatte, und erlaubte mir darum die Frage, was er für eine Laſt auf dem Kopfe trage. Ob er denn etwa ein geſchnitzter Maurerpolier oder Müller werden ſollte.

„Das iſt keine Laſt“, ſagte er ganz ſanftmütig, wie er auch ſonſt zu ſein ſchien. Sein unbärtiges, rundbackiges Geſicht machte mir ganz den Eindruck, als ob er irgend etwas mit der Geiſtlichkeit zu tun habe. „Das iſt

keine Last, das ist gewissermaßen noch *materia prima*; daraus soll eine goldene Krone werden.“

„Nu da!“ meinte ich voll Staunen. „Dazu sind freilich die heutigen Zeitverhältnisse nicht angetan. Sie scheinen der alten konservativen Partei anzugehören. Hoffen Sie immer noch auf eine erfolgreiche Reaktion?“

„Ist nicht notwendig“, war die Antwort. „Bei uns war keine Revolution. Sie werden ja doch beobachtet haben, daß ich ein wenig gebückt stehe. Ich trage nämlich die Schleppe von einem der heiligen Drei Könige, und zwar vom braunen, der auch in dieses abscheuliche Zeitungspapier eingewickelt ist. Er ist zwar auch noch nicht ganz fertig, aber sorgen Sie doch bitte, daß wir einmal an die frische Luft kommen!“

Da war es plötzlich wieder Weihnachten in mir geworden, mitten im Karfreitag. Das Stichwort „Drei Könige“ hatte den mühsam gelösten Bann erneuert. Ich begann, mit meinem Verwandten von den heimgegangenen Vorfahren zu reden, die nicht eher Ruhe fanden, als bis sie in lebenslanger Feierstundenarbeit ihre Geburt mit den Hunderten von „Männchen“ und Schäflein, mit dem ganzen Mechanismus von Rädchen, Wellen, Schnüren und Fäden fertiggestellt hatten und dann sagten: „Nun entlässest du, o Herr, deinen Diener in Frieden!“ Der Bildhauer ging unter diesen Gesprächen zu seinem Schrank und brachte gut verpackt ein Jesuskindlein in der Krippe, eine kniende, gar süße Mutter Gottes, einen St. Joseph, einen Gloriaengel und drei Hirten, einen mit seinem Weihnachtsstriezel, einen mit seinem weißen Schäflein, einen ohne alles, nur mit einem ganz frommen, in Anbetung versunkenen Antlitz; Maria und Joseph in

der altklassischen Gewandung, Tunika und Pallium, die Hirten dagegen wie rechte Grasschäfter Bauern angezogen, mit Jacke und Hosen und breitrandigen Hüten und Schafstiefeln. Welch ein Leuchten und Gleissen vor meinen Augen! Hüte und Stiefel der Hirten und die Pallien des heiligen Paares strahlten in echter Glanzvergoldung. Andere Stücke der Gewandung waren in mühsamer, heutzutage unbezahlbarer Technik versilbert und dann mit bunten Lasuren überzogen und schimmerten wie lauter mirakelhaftes Edelmetall. So war die leuchtende Verklärung des ersten Weihnachtsglaubens über die ganze Gruppe der kleinen Holzfiguren ausgebreitet. Selbst die langen Schaufelstäbe der Hirten und, wie gesagt, die Langschäfter, die sonst in der Grasschaft andere Farben haben, lachten in purem Golde.

Der Schleppenträger auf dem Schranke war ganz still geworden. Er bog nur seinen Hals, soweit er konnte, aus dem Loch des Hausfreundes heraus. Ich wurde bald handelseinig mit meinem Verwandten. Für 150 Mark ging all die Weihnachtsherrlichkeit in meinen Besitz über.

Da aber begann oben auf dem Schranke ein großes Seufzen. Ich hörte, wie die heiligen Drei Könige und ihre schleppentragenden Vasallen eine Kommission einsetzten, welche die Einzelberatungen über ihre Zukunft einzelnen Unterausgüssen überwies, d. h. sie konnten einstweilen weiter nichts machen.

Die alten echten Grasschäfter Leute tragen alles im Schnupftüchel heim. Als ich mein Christkindlein und seine heiligen Eltern, den Engel und die drei Schäfer gekauft hatte, machten alle Sieben Augen, als wollten sie sagen: „Jetzt dürfen wir wieder einmal in einem

Schnupstüchlein spazieren fahren.“ Man kann sich nämlich gar nichts Angenehmeres denken, als in einem Grasschafter Schnupstüchlein über Berg und Tal getragen zu werden. Das ist wie in einer leise schaukelnden Sänfte. Und man weiß doch auch, welche seltene Ehre es ist, wenn ein alter Grasschafter sein Schnupstüchlein zu etwas hergibt. Denn erstens hat er oft keines, und zweitens hält er es für etwas sehr kostbares und heiliges; es ist neben seinen Sonntagskleidern das eigentliche Zeichen seiner Sonntagskultur. Nur was er sehr lieb hat, packt er hinein. Daß es eigentlich für die Nase bestimmt ist, weiß er ja wohl, aber das tut er ihm nicht an; das macht sich auch viel einfacher anders.

Leider wurden alle Hoffnungen meiner kleinen Weihnachtstruppe zerstört, als der Bildhauer sagte: „Ich werde die Figuren also reinigen und ein wenig aufpolieren. Das Gold wird wieder wie neu. Und dann packe ich Ihnen alles in ein Holzkistlein und bringe es Ihnen während der Feiertage nach Neuforge.“

Holzkistlein sind modernere Transportmittel, aber ich möchte wissen, warum sie schöner sein sollen als die Schnupstüchelbündel der alten Grasschafter. In wenigen Minuten werden sie von der Maschine aus dem elendesten Holze zusammengeschnitten, zusammengenagelt, auf den Markt geworfen, dienen zum Transport von Heringen, altem Quark, dann wieder als Aschenkasten, Kinderbettstätten, Postpakete. Kein Wunder, daß meine heiligen Figuren ein so sorgsam gewebtes, weiches, sanftes, rotes, mit weißen Punkten versehenes Grasschafter Schnupstuch vorgezogen hätten! Aber schließlich kommt man auch in einer Holzkiste an sein Ziel.

Drei Wochen lang verlebte ich nun mit meinen neuen Freunden in Neusorge, bis die Osterferien vorüber waren. Dann reisten wir nach Breslau. In meinem Kuriositäten-schrein, der an Stelle einer Vitrine¹ in meinem Vorzimmer steht, schaffte ich für die Weihnachtsgesellschaft ein passendes Quartier, und im Herbst wollte ich anfangen, einen richtigen bethlehemitischen Stall zu bauen.

In dem Schrein waren die Figuren wohl gelitten und aufrichtig verehrt. Denn es war gar manches aus Großvaterszeit darin. Großvater und Großmutter selbst schauten aus einer alten Photographie voll Frömmigkeit auf die heiligen Gäste, und Großvater sagte zu dem knienden Hirten: „Wir beide können leider nicht niederknien, denn ich bin leider stehend und meine Alte sitzend photographiert.“ Die beiden andern Hirten mischten sich gleich tröstend ein und sprachen: „Das schadet nichts, wir beide müssen sogar gehend anbeten. Jeder tut, was er kann!“ Nur ein paar moderne Vasen konnten sich nicht recht in die einmal gegebene Situation finden. Die am nächsten stehende sprach wie zur Entschuldigung: „Die neue Partei ist ein Hochbau-unternehmer aus Nazareth bei Neurode mit Familie und drei Molkereiangestellten als Untermietern.“ Daraufhin nahm ich die beiden Vasen aus dem Schrein und stellte sie auf meinen Sofaumbau, wo sie sich den ganzen Sommer über die Zeit vertrieben, indem sie sich fortwährend in der großen Kristallscheibe spiegelten.

Ich bin nun täglich zum Schrein hingegangen, wie ja auch früher schon. Das ist nämlich meine Meinung:

¹ Schmuckschrank mit Kristallscheiben.

Wen das Leben aus Heimat und Vaterhaus hinausführt, der muß draußen schlecht werden, wenn er sich nicht in der Fremde eine Heimatecke einrichtet, und sei es auch nur ein Schrein oder ein Kästchen mit Sachen aus dem Vaterhause. Das muß die Station sein, welche die unsichtbaren Kraftwellen der Heimat aufnimmt und in das heimatferne Herz weiterleitet. Sind es Worte, die aus dem Schreine kommen? Sind es Hände, Elternhände, die sich sacht und sanft, tröstend und segnend auf die Stirne legen?

Da ich eine Dreikönigsgeschichte schreiben soll, und nicht eine Weihnachtsgeschichte, so muß ich hier vieles übergehen, was ich den ganzen Sommer über mit meinen Figuren erlebt habe. Es waren meist trauliche Dunkelstunden, denn der Magistrat ließ die Gassperrstunden immer eine Viertelstunde später enden als die Tageslichtstunden, — der gute Magistrat, damit auch die Kopfarbeiter am Tage eine Viertelstunde ausruhen konnten!

Durch meinen Verwandten hatte ich mich vergewissert, daß nicht nur die angefangenen Drei Könige mit ihren Vasallen aus unserer Familie stammen, sondern auch die Schäfer und sogar Maria und Joseph und das göttliche Kindlein. Ich fragte nun beim hl. Joseph an, ob es etwa als eine Beleidigung aufgefaßt werden könnte, wenn ich dies so niederschriebe. Da gab er mir zur Antwort: „O nein, in meinem Stammbaum, wie ihn die heiligen Evangelisten niedergeschrieben haben, kommen noch viel merkwürdigere Dinge vor. Wir geben nicht so viel auf Rassenreinheit, sondern nur auf Menschenreinheit, und was besonders uns Sieben anbelangt, so sind wir damit zufrieden, daß wir aus

~~~~~  
gutem Lindenholz und von einer frommen Hand geschnitten sind.“

Ich muß aber auch sagen, daß trotz der Verwandtschaft zwischen uns immer eine kleine Spannung herrschte. So oft ich die Figuren anschaute, fühlte ich mich wie von einem leisen Vorwurf getroffen. Bis ich mich endlich entschloß, offen davon zu reden. Man soll solche Spannungen nicht lassen! Darum sagte ich einmal: „Was habt ihr eigentlich gegen mich?“

„Sonst weiter nichts“, sagte der Schäfer in der grünen Jacke, „aber können Sie uns nicht sagen, was aus den heiligen Drei Königen geworden ist, die schon unterwegs zu uns waren?“

Solche Grasschafter Sätze, die mit „sonst weiter nichts“ anfangen und mit „aber“ fortfahren, sind immer ungefähr so gemeint wie die Frage Gottes: „Wo ist Abel, dein Bruder?“, d. h. „Du hast ihn umgebracht!“ „Die sind ja noch nicht fertiggeschnitten“, antwortete ich so unschuldig, wie ich immer geantwortet habe, wenn ich schuldig war.

Ich war schuldig. Ich wußte, daß eine Sehnsucht hin und her ging zwischen den fertigen Figuren, die ich gekauft hatte, und den unfertigen Königsgruppen auf dem Schrank in Neurode. Das „noch nicht fertig sein“ war doch nichts anderes als ein „noch unterwegs sein“, unterwegs aus der Materie des Lindenholzes in die Form der das Kindlein anbetenden Könige. Vor dem weltlichen Gericht wird ja freilich nur die Verletzung eines wirklichen Besitzes bestraft, Hoffnung und Sehnsucht dagegen ganz schutzlos gelassen. Aber gibt es nicht eine Welt, in welcher Hoffnung und Sehnsucht als



heiligster Besitz gelten und in welcher es heißt: „Wehe denen, die eine Hoffnung zerstören und eine Sehnsucht verletzen!“? Ach, manche Menschen spielen mit Hoffnung und Sehnsucht anderer wie Kinder mit einer Gummischnur, probieren, wie lang sie sich dehnen läßt, bis sie entzwei ist!

Hoffnung und Sehnsucht sind meerestief und meeresweit auf dieser Erde. Von den Menschen wissen wir es ja, wie sie von den Wellen der Hoffnung und Sehnsucht über die tiefen, dunklen Gründe des Lebens getragen werden. Sie hoffen, solange sie atmen, sie atmen, solange sie hoffen, so daß die Lateiner Hoffen und Atmen nur durch einen einzigen Buchstaben voneinander unterschieden: Sperare, spirare. Auch die unvernünftige Natur ist lauter Hoffen und Sehnen. Ich sehe es bei unserem Käzlein während der Ferien alle Tage. Ich fühle es auf jedem Plätzlein der Erde. Jedes unbebaute Feld sehnt sich, einmal bebaut zu werden, und ist jedem Unkraut dankbar, das sich dort niederläßt, und pflegt es, daß es manchmal üppiger wuchert als der Weizen auf dem Acker nebenan. Jede Straße sehnt sich nach Wanderern und Wagen; sie verfällt, wenn ihre Sehnsucht nicht erfüllt wird. Alles sehnt sich danach, etwas zu werden. Ein ganz feinhöriger Mann, St. Paulus, der Apostel, hat auf dieses sonst unhörbare Seufzen der Natur gehört, hat sogar das letzte Ziel dieser allgemeinen Sehnsucht herausgehört und dann das denkwürdige Wort niedergeschrieben, daß die ganze Kreatur nach Erlösung, nach Vollendung seufzt.

Ich war schuldig, denn ich hatte die Sehnsucht verletzt. Ich hatte die heiligen Drei Könige auf dem Schranke

~~~~~

stehen lassen, unterwegs stehen lassen. Und hätte es doch wissen müssen, wie sie sich sehnten! Zwischen Hobelspänen geboren, hatte ich jahrelang unter der Hobelbank meinen schönsten Spielplatz und auf der Hobelbank mein Nachtlager. Da mußte ich doch die Sprache des Holzes kennen und seine ganze Gemütsart. Ich wußte, wie dankbar das Holz ist, wenn man seine Sehnsucht erfüllt, zu irgend etwas verwendet zu werden. Und ich hatte doch die hölzernen Könige unvollendet auf dem Schranke gelassen, dazu noch in dem greulichen, liberalen Zeitungspapier, hatte das Ziel ihrer Sehnsucht, das Christuskindlein mit seiner heiligen Gefährtschaft, noch meilenweit von ihnen fortgeführt, so daß, menschlich gesprochen, gar keine Hoffnung mehr war, es jemals noch erreichen zu können. Dazu kam, daß ihr Weg aus dem Lindenholz heraus der allgemeinen Verteuerung und Tarifierhöhung unterlag. Ehe jetzt ein Bildhauergehilfe sein Messer ansetzt, kostet es schon soviel wie früher die ganze Figur, dazu noch eine Weihnachtsremuneration von 500 Mark. Schreckensgroß sah ich auf einmal die Gefahren dieses unterbrochenen Transports zum Christuskinde: die vielen Kinder, die Spielzeug begehrten, die Atelier- und Küchenöfen, die aus Ermangelung von Kohle nach Holz verlangten, die Holzwürmer, ach schrecklich! Und nicht einmal einen Stern hatten diese Drei Könige, denn der Stern war noch nicht geschmitten. Wenn sie in die Höhe schauten, sahen sie nur Inserate von Tanzkränzchen und Wellfleischessen, die aber doch schon längst vorüber waren.

„Da hätten Sie uns wohl lieber in Neurode lassen sollen“, sagte der Grünjackige, „denn was ist eine Krippe

ohne Drei Könige! Die machen es erst schön mit Gold, Weihrauch und Myrrhen. Und überhaupt der Schwarze! Da bekommt man erst einen Begriff davon, daß jenes Kindlein in der Krippe der König aller Könige ist. Wir armen Schäfer können ihm nur einen Weihnachtsstriezel und einen Schöpfenbraten bringen und könnten ihm höchstens die Stelle eines Oberschäfers anbieten. Aber die Könige!"

"Gut, ich werde die Könige herbringen!" Sprach's und schrieb nach Neurode: „Sehr geehrter Herr Wittig! Bitte, lassen Sie mir die Drei Könige noch fertig schnitzen und hübsch flaffieren. Machen Sie mir auch einen Stern dazu!"

Im geheimen tat es mir ja — aber bitte, sagt es nicht meinem Bischof! — sehr leid, daß ich Theologie studiert hatte und das Schnitzmesser nicht führen konnte. Es ist nämlich etwas ganz Wunderbares, so kleine Figürlein ganz nach und nach aus dem Lande des Lindenholzes hervortreten zu lassen. Luft und Duft des Lindenholzes weht dem Schnitzer entgegen bei jedem Schnitt. Wie aus dem fernen Orient kommen Wohlgerüche und Spezereien. Zuerst erscheinen die Gestalten wie im Nebel, noch ganz ohne bestimmte Umrisse. Dann tritt das Gesichtlein hervor, so keck oder so fromm, so kindlich oder so männlich, wie es sich der Meister denkt. Dann sieht man die kleinen Stiefel, die Hosen, den Rock und den Mantel. Es ist, als ob sich die kleine Brust höbe und senkte. Man fühlt ordentlich das kleine Herz, das darin pocht. Eine Mutter kann ihr neugeborenes Kindlein nicht inniger lieben als ein echter Bildschnitzer seine Figürlein. Dieses Kommen aus der Ferne, dieses

immer deutlicher, immer schöner Werden ist gar zu wunderbar.

Als ich im Herbst nach Neurode kam, sah ich die Drei Könige fertig geschnitten. Demütig kniete der greise Kaspar mit seinem Schleppenträger auf dem Brett in der Nebenstube, wo alle fertigen Schnitzereien hinkommen; sein Krönlein hatte er vor sich niedergesetzt auf ein weiches, kleines Sofakissen. Hinter ihm stand Melchior mit dem Diener, der mich am Ostersonnabend vom Schrank herunter angerufen hatte, und Balthasar, dem man es schon am Gesicht und Kraushaar ansah, daß es Balthasar der Schwarze werden sollte. Sie waren aber alle noch ungefaßt, d. h. weder bemalt noch vergoldet. Das ginge nicht, sagte der Meister. Die alte schöne Technik, erst echt vergolden oder versilbern und dann lasieren, koste zuviel Zeit und Geld, und außerdem habe er jetzt nicht Leute genug in der Werkstatt. Ob ich die Figuren auch so abnehmen möchte?

Da dachte ich wieder an die Sehnsucht und an das Gesetz, keine Sehnsucht unnötigerweise oder eigenwillig zu zerstören, und sagte: „Ja, wenn Sie mir noch den Stern dazu machen!“

Ein Blick auf die königliche Gesellschaft belehrte mich, daß ich recht getan. Ich mußte es auf mich nehmen, mitten zwischen aller Theologie die Figuren zu bemalen, damit sie zu den andern Figuren paßten. Bis Weihnachten, dachte ich, ist ja noch eine lange Zeit, und ich habe ja noch einige gute Farben und Bronzen; so wie mein Großvater kann ich's schließlich auch. Man denkt sich ja immer alles leichter, als es wirklich kommt. Es kommt aber, ob man sich's leicht oder schwer vorstellt.

Einige Wochen später fiel der erste Schnee. Engelein, lauter weiße Engelein kamen vom Himmel, leises Gloria-singen, frohes Verkündigen der heiligen Nacht. „Jetzt müßten meine Drei Könige kommen, jetzt möchte ich anfangen, meine Weihnachtskrippe zu bauen.“

Da kamen sie schon! Natürlich in einer Holzkiste, mit der Wertangabe von 1000 Mark, frisch beschneit. Aber was war das wieder für eine Kiste! Süßstoff war darin gewesen, und auf der Unterseite des Deckels stand noch ganz deutlich zu lesen: „Entlaust.“

Als ich die Kiste öffnete, strömte mir der Geruch muffigen Heues entgegen, das zur Verpackung verwendet war. Ihr armen Drei Könige, was müßtet ihr erdulden, um zu eurem Christkindlein zu kommen! Zuoberst, den Buckel aus dem Heu hervorstreckend, lag natürlich der Schleppenträger des Königs Melchior. Die Nase hatte er noch tief im Heu. Ich zog ihn mit seinem König zuerst heraus.

„Puh“, schüttelte er sich, „das war eine schlechte Luft in dem Coupé!“

Bald standen die drei Gruppen, von Heu und Staub gereinigt, auf dem Rande meines Schreibtischauflages. Wie mit einer Stimme riefen sie mir zu:

„Wo ist der neugeborne König der Juden? Denn wir sind gekommen, ihn anzubeten!“

„Er ist draußen im Vorzimmer, in meinem Kuriositätenschränk. Aber erst müssen Eure Majestäten staffiert werden. Bitte, beschäftigen Sie sich einstweilen mit meinen Büchern, die da hinter Ihnen stehen. Ein wenig theologische Vorbildung ist heutzutage notwendig, wenn man das Geheimnis der Krippe recht verstehen will.

Was wissen Ew. Majestäten zum Beispiel von der hypostatischen Union und von der Prädikatengemeinschaft, die in der heiligen Nacht so wunderbar in Erscheinung getreten sind?“

Da war ich ganz in den Ton der fürstbischöflichen Prüfungskommission gefallen. Der Diener des Königs Kaspar sah mich betroffen an und sagte: „Entschuldigen Sie, wir sind noch gar nicht vorbereitet. Die hohen Herrschaften wollen nur das Gotteskindlein sehen und als König verehren und ihm Gold, Weihrauch und Myrrhen bringen, sonst nichts! Sind Sie der König Herodes?“

„Nein“, sagte ich, „ich bin bloß Theologieprofessor, soll aber auch den Menschen immer den Weg nach Bethlehem zeigen.“

Darauf berieten sich die drei Königsvasallen und sprachen dann zu mir: „Erlauben Sie, daß wir uns Ihnen vorstellen!“

„Mein Name ist Kasparek, denn ich diene dem weiß zu malenden König Kaspar!“

„Mein Name ist Jorg, denn ich bin der Schleppenträger und nur ganz wenig selbständige Teil vom König Melchior!“

„Ich heiße Hassar, denn der schwarze König, dem ich diene, heißt Balthasar.“

Das war eine schöne Vorstellung, nicht wie sonst in der Gesellschaft vornehmer Herren, die bei der Vorstellung ihre Namen nur unverständlich hervorbringen und dann verlangen, daß man sie gleich mit allen Titeln benennt. Die drei wollten nichts anderes sein als Anhängsel und Diminutive ihrer Könige, nur Dienst und Liebe.

Nun kamen einige Wochen vertrauten Beieinanderseins mit den Drei Königen und ihren kleinen Vasallen. Ich lernte von Tag zu Tag wieder mehr die Sprache von Lindenholzfiguren, und diese eigneten sich auch die Grundbegriffe und hauptsächlichsten theologischen Fachausdrücke an, so daß wir uns gut verständigen konnten. Ich will es versuchen, den wichtigsten Inhalt unserer Gespräche in der allgemein menschlichen Sprechweise wiederzugeben, weiß aber nicht, ob es mir gelingen wird. Nur wer im Zauberbann der heiligen Weihnacht ist, wird es erfassen können.

Nachdem die heiligen Drei Könige und ihre Schleppenträger so viele Jahrzehnte lang in „Neuroder Hausfreund“-Papier gesteckt hatten und dann drei Stunden lang in der Holzkiste nach Breslau gefahren waren, mußte es ein Vergnügen für sie sein, wochenlang an den Rändern des Schreibtischauflages und der übrigen Bücherbretter meiner Bibliothek entlang den Weg nach ihrem Bethlehem zu wandern. Da gab es viel zu sehen und zu erleben. Der Stern, der mit ihnen in der Holzkiste gekommen war und den ich immer in ihrer Nähe aufsteckte, damit sie nicht doch noch dächten, ich sei der König Herodes, leuchtete noch nicht so golden, wie es Weihnachtsterne sonst tun, sondern in dem außerordentlich lieblichen bleichen Glanze frischgeschnittenen Lindenholzes. Da hatten sie eine große Freude, vergaßen aber nicht, sich immer wieder die Umgegend anzusehen. Immer wieder, wenn ich bei meiner Arbeit saß — ich hatte gerade die Druckbogen meines neuen Buches zu korrigieren —, hörte ich, wie sie sagten: „Was machen Sie da?“

„Ich verbessere Druckfehler“, antwortete ich.

„Wer hat denn die gemacht? Es sind ja viel mehr als im ‚Neuroder Hausfreund‘!“ bemerkte der kniende Kasperek.

„Das kann man eigentlich nie sagen, wer einen Fehler gemacht hat. Man kann ihn nur immer wieder auf einen andern schieben, und dann sieht es so aus, als ob dieser ihn gemacht hätte.“

„Ja“, sagte der greise König Kaspar, „bei dem Weiter-schieben kommt man schließlich immer wieder auf den angebissenen Apfel im Paradiese; aber das ist doch noch nicht das Allerletzte.“

„Meinen Königliche Hoheit etwa den Luzifer? Der hat freilich durch seine Rebellion ein entsetzliches Unglück angerichtet. Aber er hat doch eine so schöne, dunkle Hautfarbe, daß ich denke, Gott müsse ihn noch ein wenig liebhaben.“

Das war Balthasar, der schwarze König, der so redete. Und der weiße König antwortete:

„Gott kann nichts hassen, was er gemacht hat. Er muß lieben, aber seine Liebe ist wie ein Feuer, vor dem man sich nur durch demütige Gegenliebe schützen kann. Wer Gott liebt, der steht in Licht und Wärme; wer ihn nicht liebt, leidet im Feuer.“

„Das kann ich gut verstehen“, sagte der Schwarze, als sei er wirklich wochenlang im Feuerbrand der afrikanischen Sonne gewandert. „Aber welches ist denn die letzte und tiefste Quelle des Bösen?“

„Das ist die von Gott gewollte Unvollkommenheit und Unzulänglichkeit aller Schöpfung“, erklärte der königliche Greis. „Selbst Luzifer hätte nicht gesündigt,

wenn er noch ein wenig mehr Verstand, also auch noch ein wenig mehr Demut gehabt hätte.“

„Warum hat Gott diese Unvollkommenheit gelassen?“ mischte sich der dritte König ein, Melchior, ein Mann zwischen Jugend und Alter, hochaufgerichtet, stark, und doch schon seine Arme nach dem göttlichen Kindlein ausbreitend.

Da sagte der weise König Kaspar, daß nur im Unvollkommenen das Streben nach Vollkommenheit sein könne: „Nimm, o königlicher Bruder, alle Unvollkommenheit, alle Fehlerhaftigkeit, alle Not von dieser Erde, löse die Spannung zwischen Gut und Böse, dann hört alles Streben, alle Arbeit, alles Leben auf, und die Erde könnte nicht mehr das Spiegelbild des ewig tätigen Gottes sein!“

„Also ist Gott der eigentliche Urheber des Bösen“, rief der dicke Jorg, senkte aber sogleich wieder seinen Kopf, da er doch eben als demütiger Schleppenträger geschminkt war.

„Wer spricht von Urheber?“ fragte der Weise im langen Bart. „Gott ist der Urheber des Vollkommenheitsstrebens. Und jeder, der nicht nach vorwärts strebt, sondern zurücksinkt in das Unvollkommene, ist ganz für sich der Urheber des Bösen. Gott ist heilig, und auch das Unvollkommene ist heilig. Sünde wird es nur für den, der zu Vollkommenerem geschaffen ist.“

Jorg schwieg. Ein leiser Gesang ging durch die Stube: „Sanctus, sanctus, sanctus Dominus Deus Sabaoth!“ Das war der Engel, der mit den Hirten gekommen war und jetzt in meinem Kuriositätenschrank über dem göttlichen Kindlein schwebte.

„Korrigieren Sie, bitte, weiter!“ winkte mir nun König Melchior zu, „denn wir müssen doch dafür sorgen, daß endlich einmal alles Unvollkommene zum Vollkommenen wird. Außerdem machen mir die vielen Druckfehler Spaß.“

„Ja“, sagte ich ihm, „die Druckfehler verbessere ich noch am liebsten von all meinen Fehlern, die jetzt doch schon zu meinem Charakter gehören.“

„Ganz recht“, begann wieder der sonst so schweigsame König Melchior, „die menschlichen Fehler haben alle etwas Gutes an sich und treten auch gleich nach ihrer Geburt sofort in den Dienst Gottes. Als die Engel einmal mit allen Fehlern auf der Erde kehraus machen wollten, verbot es ihnen der allgütige Gott und sagte: „Laßt mir die kleinen, schutzlosen Fehler, denn ich brauche sie noch. . . .“

Hassar unterbrach ihn mitten in dieser schönen Erzählung, indem er zu dem frommen Bleichgesicht Kasperek sagte: „Vielleicht, weil Gott die weißhäutigen Menschen nur an ihren Fehlern unterscheiden kann!“ —

Das war nun wirklich alles Weisheit aus dem Morgenlande. Im Morgenlande war zur Zeit Christi so viel Sinnen und Nachdenken, wie vielleicht sonst nirgends auf der Welt. Und am allermeisten fragten sich die Menschen: „Woher ist das Böse, und was soll es auf der Erde?“ Erst in Bethlehem wurde die richtige Antwort gefunden: „Daß die Barmherzigkeit Gottes sich den Menschen offenbare!“

Meine Drei Könige, als sie zu mir kamen, waren vielleicht nicht viel ungelehrter oder gelehrter als die richtigen „Weisen aus dem Morgenlande“ auf ihrem Wege nach

Bethlehem: Sie hatten nur den Glauben. Dieser Glaube zerfiel aber noch nicht in zwölf Artikel und wurde auch noch nicht in drei Hauptstücken gelehrt. Es gab noch keine Kapitel und keine Paragraphen darin. Er war noch wie eine Zahl, die man weder dividieren noch multiplizieren, weder vermehren noch vermindern kann; er war noch einfacher als die Zahl 1. Es war eben der Glaube. Wer das nicht versteht, der kann mir leid tun; der hat vielleicht alle zwölf Glaubensartikel und doch nicht den Glauben.

Es klopfte an der Tür. Zwei Studenten ließen sich melden. Sie wollten ein Examen machen.

„Was ist das?“ fragte Kasparek vom Rande des Schreibtischauflages herunter.

„Das ist eine Prüfung in den Dingen, die Sie in Bethlehem lernen sollen, eine theologische Prüfung. Ich muß durch Fragen feststellen, ob die jungen Herren genug wissen von dem, was sich in den Jahrhunderten nach der Geburt Christi ereignet hat.“

Alle Figürlein traten näher an den Rand und horchten und horchten. Der dicke Jorg wäre wohl bald heruntergefallen, wenn er sich nicht an der Schleppe seines Königs festgehalten hätte.

Als ich mitten im Examinieren war, raunte Hassar seinem Herrn zu: „Ich dachte, wir drehen wieder um!“

Da hörte ich auf mit dem Examinieren, denn ich erkannte, daß das Fragen nach so vielfältigen Dingen eine Gefahr für den Glauben derer war, die noch den einen, einfachen, einfältigen, unzerlegbaren Glauben hatten.

Oben auf dem Rande war aber große Beunruhigung. Sie schienen alle vor der Theologie fliehen zu wollen.

~~~~~

Nur Melchior blieb still stehen. Jorg, sein Vasall, machte freilich einen so krummen Buckel, als ob er aus lauter Angst vor der Theologie unter den Königsmantel Melchiors kriechen wollte.

Allmählich sammelten sich alle um Melchior. Dieser wies auf die Schale mit Myrrhe hin, die er dem Jesuskinde mitbringen wollte, und sagte:

„Ich habe neben Sternkunde auch auf Medizin und Pharmazie studiert. Da kann ich es verstehen, wie es sich mit der Theologie verhält. Der Glaube ist die große Medizin der Welt. Bei der Medizin ist die Hauptsache, daß man sie nimmt und hinunterschluckt. Wer die Medizin erst nehmen will, nachdem er sie nach all ihren Bestandteilen untersucht und nach allem Warum, Wieso, Weshalb gefragt und jedes Blättlein von oben und unten besehen hat, der stirbt, ehe er halb fertig ist. Auch beim Glauben ist es die Hauptsache, daß er herzlich eingenommen wird. Und wer erst alles wissen will, ehe er glaubt, wird nie zum Glauben kommen. Der Apotheker aber muß die Medizin in all ihren Bestandteilen genau kennen. Je mehr er weiß, desto besser ist seine Medizin. Ich denke mir nun, daß die beiden jungen Herren Apotheker im Glauben werden wollen und daß Theologie nur ein Fremdwort dafür ist.“

„Das ist richtig“, blinzelte ich hinauf, „aber den jungen Herren wäre es lieber, wenn die Medizin, die sie in ihrer Apotheke herstellen sollen, noch so einfach wäre wie die Myrrhe, die Ew. Majestät aus Ew. Majestät Hofapotheke mitbringen.“

„Ich bringe die Myrrhe aus meiner Apotheke, weil ich ahne, daß der Glaube zunächst ein bitteres Leiden



und Sterben sein wird, daß alles Heil wird eingeschlossen sein in dem bitteren Leiden und Sterben.“ —

Als die beiden Studenten fortgegangen waren, rief es vom Schreibtischrande herunter: „Sie! Pst.“

Das war wieder der dicke Jorg. Er munkelte nach der Tür hin und sprach: „Das waren zwei Menschen, die ganz verschieden sind: Der eine wird ein guter Schleppenträger werden, denn er sprach Ihnen alles nach. Der andere aber, glaube ich, hat auch den Stern gesehen. Der wird wie ein König vorangehen und den Weg nach Bethlehem finden.“

„Na“, sagte ich, „Schleppenträger sind ja auch notwendig zu einer richtigen Krippe. Sie füllen den Raum aus, glänzen mit ihren Farben und machen meist possierliche Gesichter.“

Da Jorg aus unserer Familie war, konnte er den Stich nicht ohne Gegenstich ertragen und sagte:

„Sie denken natürlich, daß Sie ein Sternseher sind!“

Wir blieben aber gute Freunde. Ich dachte voll Begeisterung an all die großen Geistesmänner unserer Kirche, an Augustinus, an Thomas von Aquin und viele andere, die wie königliche Sternseher über die Erde gewandert sind, dachte an die vielen Königsgestalten, welche die Schlüssel des hl. Petrus als Zepter führten. Und mit dankbarer Rührung dachte ich an die aber tausend Priester und Laien, die jenen nachgefolgt sind und auch zum selben Ziele, zum Bethlehem des Tabernakels, zum Bethlehem des Himmels, kamen und wieder Abertausende nach sich zogen. Ihr heiligen Sternseher, ihr heiligen Schleppenträger! Es ist mir schließlich ganz gleich, ob ich zu euch oder zu euch gehöre, wenn

ich nur in rechten Spuren gehe und das Gotteskind finde.“

Das riß nun jetzt sehr ein, daß die drei Schleppenträger meine Besucher vom Standpunkt des einfältigen Lindenholzglaubens kritisierten: Kasparek immer mit dem Einschlag eines fromm-violetten Fadens — er hat nämlich immer die Hand am Herzen und den Kopf sanft geneigt, nach vorn und auch im Frömmigkeitswinkel ein wenig nach der Seite —, Jorg mit rundbackig-gütigem Verständnis der Menschennatur, Hassar mit einer sehr sympathischen Boshaftigkeit. Auch die Drei Könige machten aus ihren Herzen keine Mördergruben für richtige Urteile. Das muß ich aber alles für mich behalten, denn ich weiß doch, was ich meinen Besuchern schuldig bin. Am meisten empörten sich meine Figuren, daß die Menschen niemals Glauben und Wissen auseinanderhalten können. Von einem, der seinen Glaubenszweifel hegte und pflegte wie eine Mutter ihr Neugebornes, sagte Melchior: „Das ist ein Kranker, der die Medizin erst nehmen will, wenn er das unleserliche Rezept gelesen hat. Der wird nie gesund.“

Unterdessen hatte ich für meine Krippe einen Stall gebaut, der sich an die Ruinen des davidischen Königspalastes von Bethlehem anlehnt. Links durch ein verfallenes Tor führt der Weg nach Bethlehem, auf dem allerhand Gestalten zu der hochgelegenen Stadt emporsteigen. Auch die Pferde, Kamele und Elefanten der heiligen Drei Könige sind deutlich auf diesem Wege zu sehen. Rechts geht hinter einem morschen Zaun ein Weg nahe an meinem Neusorger Vaterhaus vorüber nach

der Berghöhe, auf der den schwarzen, kleinen Silhouetten der Hirten der Engel mit den vielen Heerscharen erscheint und die Worte sagt, die ich seit meinem ersten Schuljahr nie ohne innerstes Glück nachsprechen oder niederschreiben kann: „Fürchtet euch nicht; ich verkündige euch eine große Freude: Heute ist euch in der Stadt Davids der Heiland geboren!“ Ochs und Esel, welche von der Legende als rührende Symbole der Universalität der Erlösung gewählt worden sind, schauen aus den hinteren Gewölben der Ruine in die Szenerie des Vordergrundes.

Nun war es Zeit, die Dreikönigsgruppen ein wenig zu staffieren, also weiß zu grundieren und dann zu vergolden und zu bemalen. Sie ließen sich dies recht ruhig gefallen. Nur der dicke Vasall Melchior sagte, als ihm der Pinsel ins Gesicht kam:

„Was sind das für Prozeduren!“

Und Hassar konnte sich nicht enthalten, zu vermuten:

„Jetzt werden wir entlaßt, wie es auf dem Kisten-  
deckel geschrieben stand!“

Leim, Terpentin und Bronzetinktur dufteten durchs Zimmer, kleine Stücklein des Blattgoldes funkelten und schimmerten in der Luft. Es war wieder wie beim Großvater in der Zeit zwischen dem ersten Schnee und dem Weihnachtsabend. Golden leuchtete der Stern, golden die kleinen Körnlein, golden das Weihrauchfaß und die Myrrhenschale, vor allem aber das Schatzkästlein des Königs Kaspar.

„Nun können wir uns beim König Herodes sehen lassen“, sagte Jorg, nachdem alle Prozeduren glücklich vorbei waren.

„Nein“, begegnete ihm Kasperek, „wir gehen nicht zu Herodes. Wir dürfen den wirklichen heiligen Drei Königen nicht den schweren diplomatischen Fehler nachmachen. Es wäre schade um die wenigen unschuldigen Kindlein, die noch auf der Erde sind!“

„Außerdem“, bemerkte Hassar, „sind wir doch ganz anders vorgebildet. Wir wissen ja schon, wo unser neugeborner König liegt, und Kasperek hat gestern in der Dogmatik das Kapitel von der hypostatischen Union und der Prädikatengemeinschaft studiert.“

„Wenn er es recht verstanden hat“, erlaubte ich mir hinzuzufügen, „wird er niemals mehr aus seiner knien-den Stellung herauskommen, denn es ist ein tiefes, anbetungswürdiges Geheimnis.“

„Sanctus, sanctus, sanctus“ sang es wieder lind und leise. Der Engel schwebte schon über dem Stalle von Bethlehäm.

Und als die Könige zum Stalle kamen und verwundert ihre Arme ausbreiteten und das Kindlein anbeteten, da war ich auch dabei. Freude und Dankbarkeit sprachen aus den kleinen Gesichtlein der Könige und ihrer Vasallen. Der grünjackige Schäfer aber verwunderte sich sehr darüber, daß die Drei Könige nicht den richtigen Dreikönigsweg über Jerusalem gekommen waren, ganz gegen die heilige Schrift.

Das führte noch zu einer letzten Aussprache, ehe ich heim in die Ferien fuhr. Unser Hauptthema bei dieser Aussprache war die große Verschiedenheit der Wege nach Bethlehäm.

„Wenn auch in der Religion sehr viel von Nachahmung und Nachfolge die Rede ist“, meinte der kluge

~~~~~  
 König mit dem langen, weißen Bart und dem goldfunkelnden Schatzkästlein, „so kann man doch gerade in der Religion fast gar nichts nachmachen. Jeder hat seinen eigenen Weg nach Bethlehem.“

„Aber die Diener der Könige haben doch denselben Weg wie die Könige!“ warf Kasperek mit geziemender Ehrerbietung ein, worauf Jorg seufzte: „Nur immer drei Schritt weiter hinten und drei dutzendmal am Tage um den König herum!“

Hassar glaubte dem dicken Kollegen nicht recht, daß er sich gar soviel rund herum bewege, sagte aber: „Darum nehmen manche Schleppenträger auf dem Wege nach Bethlehem allmählich Kugelgestalt an.“

Ich selbst hielt die Auffassung des Königs Kaspar für nicht unbestreitbar.

Da sagte der König zu mir: „Ich habe auch in Ihren Sternen gelesen und kenne Ihr Leben. Sie wollten eine Zeitlang ein zweiter Aloisius werden. Was haben Sie da für Erfahrungen gemacht?“

„Total mißglückt“, sagte ich.

„Dann meinten Sie, auf dem Wege des hl. Augustin vorwärtszukommen. Wie war dies?“

„Majestät, der erste Teil wäre mir ganz gut gelungen!“

„Und dann haben Sie es noch nach zwanzig andern Vorbildern versucht. Bald waren es berühmte Professoren, bald heilige Priester, bald gern gelesene Volkschriftsteller. Sie hatten gar keine Ruhe vor lauter Vorbildern. Nicht?“

„Ja, Majestät, bis mir der Gedanke geschenkt wurde, daß Gott ein Meister ist, der niemals seine eigenen

Werke kopiert; bis ich, ohne Rat, alles dem Räte Gottes überließ; bis ich, ohne Kraft, alles von der Gnade Gottes erwartete.“

Der fromme Rasperek neigte seinen Kopf zur Seite, bis er den bekannten Winkel erreichte. Er wollte mich jedoch beileibe nicht verspotten. Hassar aber flüsterte seinem König zu: „Das hat er wieder von unserem berühmten Landsmann Augustin, dem Bischof von Hippo, Kreis Karthago, in Afrika.“

Und ich weiß nicht, war es eine Bestätigung oder eine Korrektur meiner Ansicht, als da der Engel in entzückter Schau auf das Gotteskindlein sein Weihnachtslied sang:

„Ehre sei Gott in der Höhe und Friede den Menschen auf Erden, die eines guten Willens sind!“

12. Die kleinen Diener Gottes.

Gedanken sind am schönsten, wenn sie entstehen, und wohl auch am richtigsten, wenn sie entstehen. Sie können nicht so bleiben, wie auch die Menschen nicht immer Kinder bleiben können, obwohl sie als Kinder am lieblichsten und wahrsten sind. Menschen werden nicht nur im reifen Alter oder gar als Mumie oder Skelett abgebildet, sondern mit besonderer Vorliebe als Kinder. Die Gedanken dagegen werden nie im Entstehen dargestellt — damit meine ich nicht etwa, daß noch nie ein unreifer Gedanke niedergeschrieben worden ist —, sondern nach mannigfaltiger Abänderung, Vermessung, Anpassung, oder gar, wenn sie längst nicht

mehr am Leben sind. Gedanken haben ihre Jugend und sind blühend schön in ihrer Jugend und stehen in ihrer Jugend Gott so nahe wie die Menschen in ihrer Kindheit.

Ich habe im Laufe meines Lebens gelegentlich und beruflich einige reife Gedanken kennengelernt. Auch diese waren schön, sehr schön, und alles spricht dafür, daß sie von Gott kamen und zu Gott wollen, die Grundgedanken der Philosophie und Theologie. Sie hatten alle schon das Alter Methusalems um ein weites überschritten und werden wohl auch nicht sterben, obwohl sie jetzt zumeist in Lehrbüchern ein sehr kümmerliches Dasein führen. Die Menschen müssen sie in der Schule lernen, wenn noch Kopf und Herz zu eng sind, sie zu erfassen. Draußen im Leben wollen sie aber nichts mehr von ihnen wissen und versagen ihnen sogar die tägliche Nahrung. Während doch Gedanken genährt werden müssen wie Menschen und verkümmern müssen wie Menschen, die nicht richtig ernährt werden.

Wenn mir ein solcher uralter Gedanke kommt, nehme ich ihn gern auf und beschäftige mich lange mit ihm, und wenn ich im Laufe der Tage seine große Schönheit erkenne, denke ich: Wie schön und lieblich muß dieser Gedanke in der Jugend gewesen sein, als die Menschen ihn noch nicht so zugerichtet hatten, als er noch nicht eingepreßt war in amtliche Uniform, noch nicht so hergenommen war vom Kampfe zwischen seinen Freunden und seinen Gegnern. Und wenn meine Neugier so groß geworden ist, daß ich sie wirklich nicht mehr aushalten kann, frage ich den Gast: „Wie bist du in deiner Jugend gewesen?“ Aber kaum ist die

Frage gestellt, weiß ich auch die Antwort: „In deiner Jugend hast du meine Jugend erlebt. Besinne dich, du hast mich gesehen.“

Dann gehe ich zurück zu den Stätten meiner Jugend, zu Vaterhaus und Volksschule, auf die Wiesen und Felder, auf die schmalen Raine zwischen Korn und Klee, in die Büsche und Wälder, auf die Bauernwege mit ihren zwei Wagenspuren, auf die Landstraße zwischen Schlegel, meinem Schuldorf, und Neusorge, seinem Anhängsel, und wenn ich ganz sicher sein will, suche ich am genauesten an der Hobelbank meines Vaters und am Webstuhl meiner Mutter. Dort finde ich den Gedanken in seiner Jugend, in seiner ersten, erwachenden Schönheit.

Und wenn ich einen solchen Gedanken lehren soll, muß ich sagen, wie ich ihn zuerst getroffen. Das ist für geistreiche und geisteschnelle Menschen, die auch die schwersten Gedanken mit Leichtigkeit verstehen und mit den tiefsten und fernsten Gedanken so vertraut sind wie mit dem Abc, eine sehr langweilige Lehrweise. Aber, mein Gott, es gibt auch Menschen, die so mehr sind wie ich. Denen gefallen auch die Gedanken am besten, wie sie im Entstehen sind, und sie verstehen sie am besten, wenn sie hören, wie sie im Leben der Menschheit oder im Leben eines einzelnen Menschen entstanden sind. Und dann sagen sie: „Ja, das ist richtig, das habe ich auch schon gedacht, ich habe es bloß nicht so richtig ausdrücken können.“

Das ist schon dem hl. Augustin aufgefallen, der ja mehr als die meisten andern darüber nachgedacht hat, wie die Gedanken entstehen, wachsen und reif werden.

Er erkannte, daß in der Seele ganz wunderbare Vorgänge sind, viel wunderbarer als die Erzeugung und Geburt eines Kindleins, obgleich es fast nichts Wunderbarer geben kann als dies. Er sah dabei eine ganz geheimnisvolle Person im Spiele, von der alle Gedanken ausgehen, nämlich die „Zweite Person in der Gottheit“, die man auch „das Wort“ oder den „Logos“ nennt. Sie schlummert in der Seele des Kindes und wird geweckt durch das Wort des irdischen Lehrers, aber auch durch die Ereignisse und Bilder der Welt. Und manchmal wacht sie von ganz allein auf und spricht zuerst wie im Traum, dann immer deutlicher, und man wundert sich dann, woher das Kind dies alles weiß.

Manche Gedanken sind wie Antworten, manche aber nur wie Fragen. Diese letzteren heißt man oft Zweifel, aber nicht immer mit Recht. Ganz schlimm ist es, wenn man sie gleich Zweifel nennt und dabei denkt, es seien Zweifel am Glauben, und wenn man sich darüber ängstigt, als hätte man schon den heiligen Glauben verlegt. Nein, solche Zweifel sind nur Fragen an den Glauben. Sie sind ganz recht und können den Glauben frisch und lebendig erhalten. Unrecht werden sie erst, wenn man gleich die Antwort haben will und, falls die Antwort nicht bald kommt, gleich den ganzen Glauben beargwöhnt oder gar wegwirft. Sonst gibt es aber nichts Schöneres als einen demütig fragenden und suchenden Glauben.

Solche Fragen haben auch ihre Jugend und ihre Geschichte. Manchmal schlafen sie ein und werden erst nach Jahrhunderten wieder wach, manchmal sterben sie auch und stehen wieder auf als Antworten, manchmal

~~~~~

sogar als Lehrentscheidungen unserer lieben Kirche. Auch solche uralte, ehrwürdige Fragen habe ich gern zu Gast und frage sie: „Wie hast du wohl in deiner Jugend ausgesehen?“ und sie antworten: „Wie du uns in deiner Jugend gesehen hast!“

Der schönste Gedanke war mir immer, daß Gott Himmel und Erde gemacht hat. Das kann mir niemand verdenken, da ich als Zimmermannskind an solche Dinge am besten gewöhnt war. Wäre ich das Kind eines Arztes gewesen oder eines Dekorateurs, dann hätte ich vielleicht die beiden andern Großtaten Gottes, die Erlösung und Heiligung, besser verstanden. Ich spüre das noch jetzt recht deutlich, denn ich bin zwar ganz gewiß von Herzen gern Priester, im Dienste des erlösenden und heiligenden Gottes, aber lieber hätte ich dem erschaffenden Gott bei der Erschaffung der Welt geholfen. Darum greife ich so gern zum Alten Testamente, in dem diese Großtat Gottes geschildert wird; darum erfüllt mich das Wort Gottvater mit tiefer Andacht und inniger Liebe, und ich kann nie recht verstehen, daß man noch andere Andachten braucht als die eine, große, schöne Andacht zu Gottvater. So scheint es aber allen Zimmermanns söhnen zu gehen, denn Jesus, der Sohn des Zimmermanns Joseph, sprach von nichts lieber als von Gottvater.

Achtzehn Jahre bin ich in die Schule gegangen, in jedem Jahr ungefähr 300 Tage, an jedem Tage vier bis fünf Stunden, aber von all diesen 24300 Stunden ist mir nur eine ganz tief in die Seele gedrungen, so daß ich sie immer wieder von neuem erleben und verkosten kann, die Stunde, in der uns der Lehrer Knebel,

ein kleiner, schmaler, bleicher, schwindstüchtiger Mann, von der Erschaffung der Welt erzählte. Wohl mag die heilige Jungfrau von Nazareth nach Verkündigung der Menschwerdung etwas schneller über das Gebirge Juda zu ihrer Base Elisabeth gegangen sein als ich über die beiden Krähenhügel nach Neusorge zu meiner Mutter, vielleicht auch noch etwas freudiger. Viel aber nicht. Und wenn noch nie ein Magnifikat auf die Schöpfung gesungen worden wäre wie von Maria auf die Erlösung, so war das freudige Klopfen meines Herzens ein solches Magnifikat. Und tagelang mußten meine Mutter und meine Schwester Hedwig anhören, was Gott vom ersten bis zum sechsten Tage geschaffen hat, und am Sonntag darauf der Vater. Wie liebte ich jetzt die Erde und alles, was auf ihr wächst und blüht, kriecht und fliegt, und wie erst die Sonne, den Mond und die Sterne!

Damals war es, als einige der obenerwähnten uralten Gedanken und Fragen zu mir zu Gast kamen, aber ganz jung und dumm, so daß ich meinte, es seien meine Gedanken und Fragen, während sie doch schon Jahrtausendlang bei den Menschen ein- und ausgingen und besonders bei den Gelehrten, den Philosophen und Theologen daheim waren. Sie blieben während meiner ganzen Jugendzeit bei mir zu Gast.

Zuerst interessierte mich sehr der Stoff, aus dem Gott die Welt erschaffen hatte. Am liebsten wäre es mir ja gewesen, wenn es aus Holz gewesen wäre. Holz war eben unser Familienberufsmaterial, wir machten alles aus Holz, und ich ärgerte mich schon immer, wenn wir einmal etwas zum Schmiede dahinten auf der

\*\*\*\*\*

Grenze tragen mußten; und gar nicht konnte ich die Handwerke leiden, die auf das lappige Leder oder gar auf das faserige Tuch angewiesen waren, wie die Schuster und Schneider. Aber ich sah ein, daß ich Gott das Material für die Welterschöpfung nicht vorschreiben konnte, und war schon zufrieden, daß er weder Schneider noch Schuster geworden war. Aus nichts hatte er die Welt erschaffen. Aus rein nichts? fragte es gleich in mir. Wenn die Leute sagen: „Nichts“, so ist es zwar wirklich wenig, aber etwas ist es doch. Aber ich glaubte es dem Lehrer, nur meinte ich, daß man aus dem Nichts eben nur ein Nichts machen könne, daß man es aber vielleicht so anstreichen könne, daß es aussieht wie etwas, oder daß man das Nichts ausdehnen könne wie eine Gummischnur oder aufblasen könne wie eine Seifenblase, in der ja auch der Himmel und die Erde ganz deutlich sichtbar werden. Irgend-einen Kniff mußte es dabei geben. Die Größe der Welt machte mir bald keine Schwierigkeit mehr. Denn als ich eines Tages beim Rühgehüten meiner schon genannten Lieblingskuh, der Strieme, in die schönen Augen sah, erkannte ich, daß man gar nicht wissen konnte, ob mich die Kuh für ebenso groß ansähe, wie ich selbst, ja daß nicht einmal die Menschen dies voneinander wissen können, daß es also eine absolute Größe auf Erden gar nicht gibt. Und wenn schon die Größe nichts Sicheres ist, obwohl man sie mit Zollstab und Elle — den Zollstab gebrauchte der Vater beim Zimmern, die Elle dagegen die Mutter beim Weben, und es war also damals schon nicht gleiches Maß für alle — ganz genau und sicher messen kann, wie wäre da das



andere etwas Sicheres? Als dann einmal ein Pfarrer predigte, daß Sonne, Mond und Sterne, daß die Erde und all ihre Güter ganz nichtig seien, ja geringer als das Nichts, aus dem sie erschaffen, freute ich mich, daß meine Meinung stimmte: Aus dem Nichts kann nur ein Nichts geschaffen werden, aber es kann so aussehen, als wäre es etwas, es kann so angestrichen und so aufgeblasen werden.

Auf einmal wurde mir klar, warum die Heiligen einstens — Heilige habe ich damals immer in die graue Vergangenheit datiert, und doch lebten rings um mich nicht wenige echte Heilige — die Welt so sehr verachtet haben. Aber so sehr ich die Heiligen mit ihren guten, sanften Gesichtern und ihrer goldenen Gloriole liebte und in den tausend Anliegen unserer manchmal recht drückenden Armut als Fürbitter und Nothelfer brauchte, wollte ich doch ebensowenig Heiliger wie Geistlicher werden, und meine Liebe zur Natur, vor allem zu dem schönen, duftenden Zimmerer- und Schnitzholz war doch zu groß, als daß die aufgeblasene Null und das angestrichene Nichts zeitlebens die Grundlagen meiner Philosophie bleiben konnten. Außerdem hatte ich bald heraus, daß der Herrgott nicht der einzige ist, der etwas aus nichts schaffen kann, sondern daß ich dies auch selber fertig bringe.

Das war auch beim Kühehüten im Herbst.

Unsere Wirtschaft war ein sehr schmaler Streifen Acker, so daß wir die Kühe nicht frei umherlaufen lassen konnten, wenn wir nicht Ärger mit den Nachbarn haben wollten. Unsere beiden Kühe waren aber sehr für die Freiheit, und wenn einmal der Strang unsern Händen

entglitt, so waren sie bald in hohen Sätzen und Sprüngen über den Grenzrain, über Nachbars Feld, den halbrecherischen Rand zum „Gangen Grunde“ hinunter. Darum konnten wir keine Allotria treiben wie sonst die Hütetkinder. Und wenn man weiß, was das für Allotria sind, wird man gern zustimmen, daß wir wohl die Kühe, aber die Kühe auch uns behütet haben.

Jedoch nicht vor theologischen und philosophischen Irrtümern.

Ich dachte, den Kopf an meine Strieme gelehnt, den Arm oder wenigstens die Hand auf ihrem Rücken, darüber nach, daß Adam den Tieren ihre Namen gegeben, und beschloß, das Beispiel meines Stammvaters nachzuahmen und auch meiner Strieme einen neuen Namen zu geben, einen ganz neuen Namen. Aber woher den neuen Namen nehmen? Da sagte ich: „Ich mache einen aus nichts.“ Nun hatte ich es: Namen, Worte, Gedanken, Vorstellungen kann man aus nichts machen! Daß es auch hierum seine besondere Bewandnis hat, wußte ich damals noch nicht.

So geriet ich allmählich in ein philosophisches System hinein, das schon vorher in der Welt große Bewunderung erregt hatte. Ich dachte mir, die ganze Schöpfung Gottes sind lauter Namen und Worte: Das Grün ist nicht grün, sondern sagt zu mir: „grün“. Der harte Stein ist nicht hart, sondern sagt zu meiner Fußsohle: „hart“. Der Enzian am Rain spricht wieder eine andere Sprache, die nur von meiner Nase verstanden wird. Und die Butterschnitte, die uns die Mutter auf die Weide mitgegeben, unterhält sich in ihrer eigenen Art mit meinem Gaumen und meinem Magen. Und mein Magen

~~~~~

spricht wieder zur Butterschnitte die Ursprache der Liebe: „Ich mag dich gern“, und der fünften oder zehnten Schnitte würde er ein anderes Wort dieser Ursprache mit der vollen Überzeugung seines Gewissens sagen: „Ich hab' dich satt.“

Das war nun etwas ganz anderes als die Philosophie mit dem angestrichenen Nichts und der aufgeblasenen Null. Ein abertausendfaches Reden, Raunen, Flüstern war mir die Schöpfung geworden.

Nun war mir das Kühehüten erst lieb. Da fraß nicht mehr das eine Nichts das andere Nichts, da verschlang nicht mehr die eine Null die andere Null, obwohl meine Strieme einer gutgenährten Null wirklich nicht unähnlich war, wenn man sie von hinten ansah. Nein, es kam jetzt Geist hinein. Denn wenn ein Wort auch noch so geistlos ist wie etwa die beiden genannten Worte aus der Ursprache der Liebe, so gehört doch Geist dazu, sie an etwas Verstehendes zu richten und von dem verstehenden Etwas verstanden zu werden.

Was nun Geist, was Seele sei, wußte ich bereits seit einigen Jahren. Früher dachte ich, die Seele des Menschen sei sein Kopf, und wenn der Kopf gewaschen ist, sei auch die Seele rein. Und lange Zeit wollte ich es meiner älteren und klügeren Schwester nicht glauben, daß der Kopf zum Leibe gehöre, denn man sage doch Leib und Seele. Nun freute ich mich, daß in meinem Körper etwas so Feines, Dünnes, Zartes, Unsichtbares sei, eben die eigentliche Seele. Es war mir ein richtiges Vergnügen, eine Seele zu haben, und wenn ich einen fremden Menschen sah, dachte ich gleich: „Der hat auch eine Seele“, und ich hatte wohl auch schon gemeint,

daß vielleicht alle geschaffenen Dinge etwas so Feines, Dünnes, Zartes und Unsichtbares in sich hätten, wenn es auch nicht gerade eine Seele sei, — ein Horchen, ein Verstehen, ein Reden.

Ach, das ist gar zu schön, wenn man noch ein kleiner, dummer Junge ist und wegen der Armut der Eltern wenig hat von der Süßigkeit und Lust der äußeren Welt, aber nun zu horchen anfängt auf die Stimmen aus dem Innern der Dinge, wenn man anfängt, mit den Steinen auf der Straße und den Blumen auf der Wiese und erst gar mit den schlanken, fein und artig sich neigenden Gräsern zu reden!

Die Grundlage für meine neue Philosophie war also geschaffen, daß nämlich die sichtbare Welt nichts anderes sei als Mitteilung, Vorstellung, Offenbarung von Gedanken und Bildern: alle Farben, alle Töne, alle harten und weichen Dinge, alle Düfte und alles, was gut oder schlecht schmeckt, nichts anderes als Worte, aus nichts geschaffen wie meine eigenen Worte, die ich auch aus nichts schuf.

Nun wußte ich aber noch lange nicht, ob die Dinge als Ganzes reden oder ob zahlreiche Einzelheiten aus ihnen reden. Es schien mir beides der Fall zu sein. Das Ganze redete ganz bestimmt, aber die Einzelheiten, besonders die Farben und Bewegungen schienen mitzu-reden. Viestimmige Lieder wurden mir die Dinge, ganze Konzerte. Und ich dachte an den Schlegler Kirchenchor mit seinen vielen Sängern, Geigern, Bläsern. Da war auch eine Vielheit von ganz verschiedenen Mitteilungen, und doch eine vollkommene Einheit. Der Gedanke, daß die Einzeldinge Chöre seien, ließ mich dann nicht mehr los.

In der Schule wurde uns oft gesagt, daß dem Herrgott alles gehorchen müsse, sogar die Steine, das Wasser, der Wind. Ich fragte meinen Vater, ob ein Stein von allein den Berg hinaufrollen würde, wenn Gott es ihm befähle. Der Vater sagte ja. Da dachte ich mir, entweder müsse Gott eine unsichtbare körperliche Hand haben, die den Stein stößt, oder da dies nicht denkbar ist, im Stein müsse etwas sein, was wirklich gehorchen, also zuerst horchen könne. Auch hieraus schloß ich, daß meine neue Philosophie richtig sei. Als ich später Philosophie studierte, erfuhr ich erst, wie sich die Philosophen den Kopf zerbrochen haben über die Frage, wie Materie und Geist aufeinander wirken können, oder wie z. B. die Seele das vom Auge geschaute Licht, die von der Hand gefühlte Härte oder Weichheit, den vom Ohr erlauschten Laut erfahren könne. Ich stritt mich mit mehreren Studenten. Die sagten mir, das sei möglich durch die feinsten Nervenenden. Allein das allerfeinste Nervenende ist doch gegen die Feinheit der Seele noch ein ganz dicker Strang. Wie kann die feine Seele diesen dicken Strang bewegen, damit er die Kraft weitergebe und zum Beispiel das Öffnen oder Schließen der Augenlider veranlassen könne?

Nein, Geist und Materie können nicht in dem scharfen Gegensatze zueinander stehen, wie man wohl meint. Es muß im Geiste eine starke Beziehung zur Materie und in der Materie eine starke Beziehung zum Geiste sein. Sicher ist der Geist nicht eine Funktion der Materie, denn dann wäre er selbst Materie oder weniger als Materie, da das Ergebnis einer Funktion dem Wesen, von dem sie ausgeht, höchstens gleich, meist aber unter-

geordnet ist. Die Materie aber kann eine Funktion des Geistes sein. Sie wäre dann entweder selbst Geist oder etwas Geringeres als der Geist, in beiden Fällen aber dem Geiste mehr oder weniger verwandt.

So sagte mir wohl — ich weiß es nicht mehr genau — der junge Pfarrer, der mich in meinem zweiten Schuljahre einige Wochen lang in Religion unterrichtet hatte und nun, sooft er ins Dorf kam, mich zu sich rief und mit mir manchen Weg zwischen Berg und Tal, Busch und Feld, Wiese und Acker ging, und der mich später wegen meiner törichten Knabenfragen für das Studium vorbereitete. Ich verstand von seinen Antworten damals, wie es auch heute noch ein wenig meine Art und Unart ist, nur, daß ich mit meinen Besinnlichkeiten recht hatte: Es muß im Körperlichen etwas dem Geiste Verwandtes sein, das mit uns reden kann, wenn wir nur recht horchen.

Daß ein Dorfjunge beim Spaziergehen mit einem jungen Pfarrer ein wenig Philosophie lernen kann, ist kein Wunderding, aber beim Holzhacken ist es doch schon etwas Seltsameres. Holz hacken mußte ich schon — und konnte ich schon, als ich noch nicht viel größer war als unsere Holzart. Da das Holz um so vollkommener gehackt ist, je mehr Scheitchen aus einem Klotz werden, überlegte ich mir manchmal, wieviel Scheitchen aus einem Klotz werden können, und ich kam dabei auf eine bestimmte Zahl, da eine weitere Teilung nicht mehr Scheitchen, sondern Späne geliefert hätte. Aber wie oft können die Späne noch geteilt werden? Der Vater sagte: Wenn man nur feine und immer feinere Werkzeuge und Augen hätte, könnte man millionenmal, ja

unendlich teilen. Der Pfarrer aber sagte, das sei nicht denkbar, denn dann müßte man auch unendlich zusammensetzen können; durch unendliche Zusammensetzung käme aber nicht nur ein Span, nicht nur ein Scheit, sondern ein ganzer Stamm von unendlicher Dicke und Länge zustande; nein, es gäbe ein Teilchen, das nicht mehr geteilt werden könne und darum unteilbar oder Atom heiße. Das wollte weder in meinen noch meines Vaters Zimmermannsverstand, bis mir einfiel, daß dort, wo man nicht mehr teilen kann, vielleicht der Geist anfangt oder angrenzt. Jedenfalls glaubte ich, dorthin die Funktion des Geistes setzen zu dürfen. Der Pfarrer meinte, daß dies nicht ganz unrecht sei, denn es gäbe Philosophen, welche bei einem Stücklein Holz unterschieden zwischen Urmaterie und Urform, die fast ganz geistige Dinge seien und zusammen die eigentliche Holzmaterie bildeten. Nachdem er mir den Unterschied zwischen Urmaterie und der sichtbaren Materie eines Holzstückes, ferner zwischen der Urform und den durch Spalten, Sägen und Hobeln entstehenden Formen klargemacht hatte, sagte er mir noch, daß beim Verbrennen eines Holzstückes die Urmaterie bleibe, aber eine neue Urform, nämlich die der Asche und des Rauches annehme. In dieser Form wandere das Atom der Urmaterie mit dem Winde an den Ort, an dem es nach Gottes Willen weiter dienen soll, und nehme dort neue Formen an. Es eile von einem Dienst zum andern, helfe bald einen Grashalm aufbauen, bald eine Weizenähre, bald einen Fichtenbaum, bald einen Kirchturm. Und ich dachte mir das Leben und Treiben eines solchen Atoms sehr interessant, ein Wandern und Wirken

im Dienste des Allerhöchsten, ein Leben in ständigem Gehorsam gegen höhere Weisungen.

Ja, Gehorsam! Wer gehorchen kann, muß auch hórchen können, muß darum auch etwas Lebendiges sein, — der alte Gedanke, der mir früher schon die ganze Natur lebendig gemacht hatte.

Ich sah nun ein abertausendfältiges Wandern kleinster, demüthigster Diener Gottes. Von diesen mußte auch das vielhörige Reden und Singen herkommen, das ich aus allen geschaffenen Dingen heraushörte, die Sprache des Tones, des Duftes, der Farbe, der Härte oder der Weichheit. Stieß ich nun mit meiner Zehe an einen Stein, so tat dies natürlich weh wie immer. Aber es war mir nicht mehr ein so dummer, geistloser Schmerz wie früher, sondern ich hörte die abertausend kleinen Diener Gottes, die diesen Stein bildeten, die Sprache der Härte zu meiner Zehe reden: „Wir sind wir. Wir sollen dir sagen, daß die Erde noch nicht der Himmel ist. Du sollst ein wenig bluten. Du sollst dort obenhin in den Jungenkopf melden, daß die Erde nun einmal so ist. Aber rücke schnell ein wenig beiseite, damit aus den Augen dort oben nicht gar zu viel Wasser herauskommt.“ Ehe mir noch der Schmerz ins Bewußtsein kam und ehe ich selber der Zehe sagen konnte, daß sie sich nicht zu sehr mit dem Stein einlasse, war der ganze Fuß schon von allein zurückgezuckt. Wissenschaftlich nennt man das, glaube ich, reflektorische Nerven. Nun kamen aber auch die abertausend Diener Gottes, die mein Blut bildeten, aus der großen Schar jener, die meine Zehe bildeten, und meldeten meinem Auge und dieses meiner Seele, daß meine Hand dafür

sorgen solle, daß da unten wieder die alte Ordnung hergestellt werde.

Millia millium, das ist die Zahl der kleinen Diener Gottes, der Stoffe und Kräfte, die das Weltall bilden und aus dem Weltall in den ihnen eigenen Sprachen zu meiner Seele reden. Es ist eine Art von Engeln, die in ihrem Dienste das Werktagkleid tragen und sehr klein und demütig ausschauen. Aber da es keine absolute Größe gibt, sind sie vor Gottes Augen sicherlich sehr ansehnlich. Und ich denke an sie, wenn ich beim Aufzählen der neun Chöre der Engel zu dem Namen „Virtutes“ oder „Kräfte“ komme.

Hätte ich damals schon gewußt, daß ein großer Mathematiker und Philosoph die Welt als ein wunderbares, großes Spiel von Monaden erklärt hatte, so wäre ich froh gewesen und hätte mich meiner Phantasien nicht so sehr geschämt. Sooft ich davon erzählte, wurde ich ausgelacht. Nur einer, der schwarze Herden drüben an der Straße, bei dem ich einen Sommer lang die Kühe hüten mußte, hörte gern davon und sagte zu einem andern Nachbar: „In dem steckt etwas.“ Er zahlte aber trotzdem nicht mehr als 50 Pfennige für die Woche und ließ mich weiter auf der Streu der Stallbiele schlafen. Ein Pferd aber, das in der Nacht los wurde, schonte meinen Kopf und weckte mich frühmorgens durch eine ganz leise Berührung meines Kopfes mit seinem Vorderhufe, viel zarter, als wenn uns die alte Tine, die Frau des schwarzen Herden, am andern Morgen weckte.

Das Pferd hat keine Seele. Es ist nicht katholisch, von der Seele eines Pferdes zu reden; aber noch viel

weniger katholisch, die Tiere als bloße Mechanismen anzusehen. Ein bloßer Mechanismus hätte mir damals die Hirnschale zertrümmert. Nein, wenn auch das Pferd keine Seele hat, so ist doch Seele in ihm. Die kleinen Diener Gottes denken in ihm.

Es sagte mir einmal ein Student, es sei geradezu blasphemisch, dieses Erlebnis so zu erzählen, als seien Engel sogar in einem Pferdehufe. Er konnte es freilich auch nicht verstehen, daß in den Gesichtern des Sehers von Patmos einige Engel in Gestalt von Rossen über den Erdkreis rannten. Da mochte er aber nicht behaupten, es sei blasphemisch, sondern griff zu der üblichen Theologenaussage: „Wer weiß, wie das aufzufassen ist!“ Ein geistlicher Freund klopfte an das Tischbein und fragte: „Sind das auch lauter Engel? Die müssen freilich lange stillstehen!“ Er wußte noch nicht, was man alles Interessante von einem Tischbein aus sehen kann, wußte nicht, welche Prozesse in einem Tischbein vor sich gehen, z. B. die Ankunft der ersten Holzwürmer, ihre fleißige Arbeit in den kleinen Stollen, das allmähliche Morschwerden, Schiefwerden, Zerbrechcn, die Berührung mit den vielen Menschenfüßen, die daran stoßen; er wußte nicht, daß die Engel von jedem Orte aus das wunderbare Angesicht Gottes schauen und in dieser Schau viel längere Zeit verzückt dastehen können, als das solideste Tischbein gerade stehen kann. Was sind tausend Jahre Stillstehen für eine Engelschar! Und es ist selbst in den besten Museen kaum ein Tisch zu finden, der sich tausend Jahre auf den Beinen halten konnte. Nein, die Tischbeine machen mir keine Schwierigkeit. Ich habe schon in der Zeit, da ich noch Rüge-

hüter war, an die wirtschaftliche und gesellschaftliche Lage jener kleinen Diener Gottes gedacht, die an den von uns Menschen weniger hochgeschätzten Stellen ihren Dienst verrichteten, z. B. in meiner Nasenspitze oder in den Schwänzen der Kühe. Aber die Schönheitskundigen Engel wissen gut genug, wie wichtig eine richtige Nasenspitze für die Schönheit eines Menschen und der Schwanz für die Schönheit einer Kuh sind. Überhaupt darf man als rechter Dichter in keinem Ding eine Schwierigkeit finden, besonders nicht während der schönen Jugendjahre. Das Stillstehen an irgendeinem Ort ist in seiner Schönheit noch gar nicht recht erkannt. Da offenbart sich die ganze Schönheit des bloßen Seins. Stehen nicht die Heiligen an den Kirchensäulen alle ganz still und sind doch so sehr schön? Und die Kerzen am Altar und gar der Fronleichnam in der Monstranz! Von den vielen Geistlichen, die mit dem Bischof das Hochamt feiern, haben einige fast nur das Amt, stillzustehen. Als ich jüngst einmal in meiner Heimatskirche das Amt eines Subdiakons beim Festgottesdienst versehen mußte und als solcher mit der umhüllten Patene von der Opferung bis zum *Et ne nos inducas* an der untersten Stufe des Altars stillstehen mußte, habe ich mir überlegt, was es Schönes um das Stillstehen ist. Stillstehen und Anbeten!

Mich wunderte es nur, daß die übrigen Menschen mit ihrer groben Anschauung der Welt zufrieden sein konnten: Eine Masse Stoff, ein wenig Geist und ein Stoß, von dem alle Einzelschläge, Einzeldrehungen und überhaupt alle Kräfte herrühren; dazu noch das Kausalgesetz, und die Welt ist fertig erklärt. Von dem allem

~~~~~

gefiel es mir noch am besten, daß die Menschen von Naturgesetz sprachen. Denn wo ein Gesetz ist, da muß auch Seele sein, die horcht und gehorcht, auch in der angeblich unvernünftigen Natur; und je treuer das Gesetz befolgt wird, desto treuer müssen die Geister sein, die gehorchen. Aber gerade das Naturgesetz verwenden die Menschen, um sich die ganze Natur als eine unendlich große Sklavenhorde vorzustellen. Sie sollten dann schon lieber von einer Naturpeitsche reden! Die Peitsche ist für Sklaven ohne freien Willen, das Gesetz ist für Freie mit freiem, aber zum Gehorsam geneigtem Willen.

Der junge Pfarrer, dem ich meine Bekanntschaft mit den Atomen und mein Lebensglück verdankte, belehrte mich auch über das Kausalgesetz und erklärte mir daraus allerhand Bewegungen und Erscheinungen in der Natur, sagte mir freilich auch, daß man sich schon nach ändern Erklärungen umgesehen habe. Er meinte wohl damit, wie ich mir später zurecht dachte, das Gesetz von der prästabilierten Harmonie: Die Bewegung ist nicht verursacht vom Stoß, sondern der gestoßene Körper folgt einem uraltersher gegebenen Befehl, sich zu bewegen, sobald er gestoßen wird. Das war wieder nichts anderes als meine Philosophie von der Ruhe: Die kleinen Diener Gottes, die den stoßenden Körper bilden, reden zu denen im gestoßenen Körper die Sprache der stoßenden Härte, oder auf deutsch: „Ihr sollt ein Stücklein weitergehen, es ist jetzt Zeit, den uralten Befehl zu erfüllen!“ Und diese verstehen die Sprache des Stoßes und gehorchen sogleich dem alten Befehle.



Die Natur ist nicht Sklaverei, die Natur ist treuer Gehorsam. Das war mir viel leichter verständlich als das dumme, grobe, oberflächliche Kaufalgesetz.

Zu den *Millia millium* rechnete ich selbstverständlich die Zwerge und Feen im Walde, an deren Dasein ich kaum einmal gezweifelt habe. Das Märchenbuch war mir eine Bibel, leider besaß ich lange Zeit weder Märchenbuch noch Bibel. Ich wußte viele Märchen, aber nicht woher ich sie wußte. Ich wußte auch, daß die Märchen nach ihrer Art auszulegen sind, und lachte über andere Kinder, die sie wörtlich und nicht nach ihrem tieferen Sinne verstanden. Aber ich glaubte an sie wie an eine Offenbarung. In süßem Traum ging ich oft durch den Wald und sah auf jedem wiegenden Stengel einen schaukelnden Waldgeist, unter jedem Pilze eine Familie oder ein Völklein von Zwergen. Ich sah die fleißige Arbeit, welche die Diener Gottes im Walde verrichteten. Ohne Menschenhilfe bauten sie den ganzen Wald auf. Sie führten mich zu den beerenreichsten Stellen im Sommer, sie brachten mir im Herbst die dürrn Zweige von den hohen Bäumen, damit ich sie sammeln und in großen Bündeln heimtragen konnte. Dort wurden sie an den Holzwänden des Häusleins aufgebaut und wärmten zuerst die Stube von außen, bis sie hereingeht wurden und im flackernden Ofen lustig prasselten. Aber solange diese Bündel draußen an der Wand standen, bildeten sie tausend kleine Verstecke, in denen die Zwerge wohnten, wenn es im Walde zu kalt geworden.

Die *Millia millium* waren das große Zwergenreich, von dem die Märchen erzählen.

Als ich beinahe 14 Jahre geworden, holte mich der junge Pfarrer zu sich auf sein fernes, hohes, verschneites Gebirgsdorf und unterrichtete mich einen Winter lang in Latein, Griechisch und Mathematik, damit ich zu Ostern die Aufnahmeprüfung für die vierte Gymnasialklasse bestehe. Freundliche Klosterschwestern versprachen mir in der Gymnasialstadt Obdach und Pflege. Da mußte ich ganz andere Dinge denken und lernen. Aber dieser Pfarrer hatte wie selten ein erwachsener Mensch den inneren Blick. Er zeigte mir ebenso den kunstvollen Aufbau der alten Kultursprachen wie den der Schneekristalle. Mein Gott, was gibt es für Schönheiten, Tiefen, Geheimnisse in der geistigen und körperlichen Welt! Und wie entsprechen sich die Schönheiten, Tiefen und Geheimnisse in der geistigen Welt und die in der körperlichen! Je tiefer ich eindringen konnte in diese beiden Welten, desto mehr verschwand mir die Grenze zwischen beiden. Wenn es dunkel wurde, gingen wir weit hinein in die verschneiten Berge. Da war es so still, daß wir auch nicht mehr reden mochten. Da horchten wir beide, der Pfarrer und ich.

In dem Frauenkloster aber, das mir während der Gymnasialjahre Obdach bot, sah ich die vollendete Nachbildung meines Naturbildes. Die Klosterfrauen wollten alle Atome sein, unteilbar zwischen Welt und Gott, ungeteilt für Gott, ganz klein und demütig, von einem Dienst zum andern eilend, bald Holz, bald Asche, bald Rauch, bald Stamm, bald Ast, bald Stütze, bald Balken, dann wieder Hackholz, wieder Asche, bald viel, bald nichts. Und aus diesen Atomen bildete sich die klösterliche Welt und der klösterliche Himmel. Hunderte von

armen Waisenkindern fanden in dieser Welt ihre Nahrung wie die Sperlinge in der Natur. Und Hunderte fanden darin den Weg zum Himmel.

Ja die Atome sind vorbildlich. Ich hörte im Kolleg eines thomistischen Philosophen, daß die Urmaterie, die zum Aufbau unseres Körpers dient, ihre Urform in unserer Seele finde. „Anima est forma corporis.“ Danach wären wir jeder ein Atom. Dieses Atom hätte sich mit abertausend andern vereinigt, um unserem Menschenwesen die jetzt sichtbare Gestalt in ihrer ganzen Länge und Breite zu geben. Sie bleiben einige Zeit bei der Seele und dienen ihr, einige sieben Jahre, einige wohl siebzig. Es ist ein stetes Zuwandern und Abwandern, die Seele mitten darin, die Seele bei allen, in allen, in lebendiger Verbindung mit allen. Sie vermitteln der Seele die Geheimsprache der Natur, die Sprache der Farben und Formen, der Töne, der Düfte, der Härte und Weichheit, aber auch die Sprache anderer Menschen, aber auch die Sprache Gottes und der Engel. Sie dienen der Seele, aber in ganz verschiedenem Dienstverhältnis. Die einen gehorchen ihr, die andern dienen ihr, ohne ihr untertan zu sein, sie dienen ihr nur nach dem Willen Gottes, sie kommen und gehen, nicht wie die Seele es will, sondern wie Gott es will; wieder andere wirken gegen den Willen der Seele, und doch in ihrem Dienste nach dem Willen Gottes; sie bereiten der Seele die Schmerzen, die Gott ihr zugebracht; wieder andere dienen der Seele, auch wenn sie diesen Dienst gegen den Willen Gottes annimmt oder erzwingt; Gott hat es ihnen so geheißen, und darum ist auch dieser Dienst Anbetung Gottes, wenn auch auf dem Felde der

~~~~~

Sünde; was sie tun, ist trotz der Sünde der Seele recht, aber ich denke mir, daß sie dabei weinen.

Manchmal denkt die Seele, alle die kleinen Diener Gottes seien ihretwegen von Gott geschaffen. Das ist richtig und nicht richtig. Die Schauspieler sind auch für die Spielzuschauer da, und doch hat ein jeder von ihnen seine eigene Verpflichtung und Berufung vor Gott. So auch die kleinen Diener Gottes. Ihr erster Daseinsgrund ist Gottes Macht und Güte und Ehre. Sie spielen ein wunderbares Schauspiel um die Seele, das Schauspiel Gottes. Und Gott sieht zu und beobachtet die Seele, ob sie ihn liebt.

~~~~~

### 13. Das Riesengebirge.

Mit meiner heutigen Überschrift werden viele nicht einverstanden sein, weil sie meinen, sie passe nur in ein geographisches, nicht in ein religiöses Buch, und ich sehe schon das erschreckte Gesicht eines philosophischen Freundes, für den ich lieber die Überschrift wählen wollte: „Vor unerreichten Zielen.“ Sollte jedoch einer meiner Leser eine biblische Überschrift vorziehen, so habe ich auch eine solche in Bereitschaft, nämlich: „Vom unnützen Knechte.“

Aber auch für den philosophischen und den biblischen Freund muß ich doch mit dem Riesengebirge beginnen. Es soll sich indes niemand vor einer Reisebeschreibung fürchten. Denn ich war zwar schon auf hohen Alpenbergen, stand sogar einmal auf dem Gipfel des Sorakte, sah auch von der Höhe des wunderbar lieblichen Ca-

malboli bei Neapel in die Ewigkeiten des blauen Meeres hinein, aber auf irgendeinem bedeutsamen Berge des Riesengebirges war ich noch nicht, da ich immer vorn oder hinten, rechts oder links vorbeifahren mußte.

Und doch verdanke ich dem Riesengebirge für meine wichtigste Wissenschaft, nämlich für meine Wissenschaft von Gott, eine recht große Bereicherung, eine Erkenntnis, ohne die ich auf Erden nicht so glücklich sein könnte, wie ich bin, und ohne die ich vielleicht nicht einmal in den Himmel käme.

Ich saß in einer mittleren Klasse der jetzt niedrigerissenen alten Schule meines Heimatsortes und freute mich auf die Geographiestunde, die nun kommen sollte. Zwar erzielte ich nie gute Zensuren in Geographie, denn ich konnte die fremden Namen nicht schnell genug hersagen, aber ich liebte damals die bunten Landkarten, besonders die „physikalischen“ mit ihren reliefartig gemalten Bergen leidenschaftlich, so daß mir der Besitz eines kleinen Schulatlases so schier als das höchste Glück erschien. Aber meine Eltern waren arm, und in einer von einem reicheren Knaben ohne behördliche Genehmigung veranstalteten Lotterie, in welcher ein langgebrauchter Schulatlas den Hauptgewinn bildete, gewann ich trotz eines sehr kindlichen Gelübdes für meinen Einsatz von sechs Pfennigen und drei Stahlfedern nur einen Bleisoldaten ohne Beine.

Der Lehrer kam und rollte die neue, schöne, physikalische Karte von der Provinz Schlesien auf.

Ach das wunderbare Grün der Täler und Ebenen, das herrliche Braun der Gebirge, die mit ihren Gipfeln aus der Karte hervorzuragen schienen! Der liebe Herr-

gott kann sich nicht mehr freuen, wenn er vom Himmel auf das Schlesielerland herabschaut, als ich beim Anschauen der grünen, von blauen Flüssen durchschnittenen, mit roten Städten wie mit Rubinen oder Korallen besetzten Ebenen und der braunen, ernsten, durchfurchten Gebirge. Damals lernte ich das Riesengebirge in seiner ganzen Schönheit kennen, die hohe Schneekoppe, den Melzer Grund, den Riesengrund, den Kleinen und den Großen Teich, das hohe Rad, die Schneegruben, den Reifträger.

„Das Riesengebirge ist sehr schön“, sagte der Lehrer, „und wenn ihr euch einmal etwas erspart haben werdet, müßt ihr einmal hinfahren!“

Ich glaubte nicht, daß ich das jemals erleben würde. Aber ein großartiger Plan erwachte bei diesen Worten in meinem Knabenherzen: ich wollte mir selbst ein Riesengebirge bauen. Von diesem Augenblicke an hörte ich nicht mehr auf den Lehrer, weder in dieser Stunde noch in den folgenden, und bekam während der nächsten sieben Tage sechsmal Schläge wegen Unaufmerksamkeit. Meine Gedanken waren draußen auf unserer Wiese im „Langen Grunde“.

Dort hatte mein Vater kurz vorher einen verschlammten Brunnen neu ausgehoben und einen großen Berg von Schlamm neben dem Brunnen aufgeworfen. Diesen Schlamm hielt ich für das geeignetste Material zum Bau des Riesengebirges. Berge und Täler, Gruben und Teiche, Wege und Flußläufe sollten daraus werden. Natürliche Schneelawinen sollten im Winter von der Koppe in den Melzer Grund und den Riesengrund nur so hinabsaufen. In den niederen Höhenzonen sollten



Schachtelhalmhäumchen anstatt Tannen und Kiefernholz wachsen, und wie ich das Knieholz in den oberen Regionen herstellen sollte, das wollte ich mir erst nach und nach überlegen. Die „gewerbstätige, fleißige Bevölkerung“ wollte ich mir aus Lindenholz schnitzen, und zur Herstellung des ewigen, auch im Sommer unzergänglichen Schnees in den Schneeegruben hielt ich ein paar Schaufeln gelöschten Kalkes für vorzüglich geeignet. Die ganze Kalkulation ergab als Resultat: „Es muß gehen.“

Der Vater, dem ich den Plan unterbreitete, nickte ganz ernst dazu.

Es war ein kalter Novembertag, als ich ans Werk schritt, Schaufel und Hacke über den Schultern. Meine einzige Sorge war, es könnte über Nacht gefrieren. Da bat ich den Herrgott, er möchte mich das herrliche Werk erst zu Ende führen lassen, ehe der Winter kommt. Ich wolle ja auch das Kirchlein Wang recht schön einrichten.

Betrost begann ich zu schaufeln und zu hacken. Was ich aus dem Riesengrunde und dem Melzer Grunde herausnahm, warf ich auf das Gebiet der Koppe und stampfte es dort fest. Aber, so sehr ich mich auch mühte, die Löcher sahen nicht aus wie Gebirgsgründe und der Haufen darüber nicht wie eine hohe Bergkoppe. Nach zweistündiger Arbeit war ich müde und erfroren und sagte: „Es wird wohl nicht gehen.“

Am nächsten Sonntage ließ sich der Vater das neue Riesengebirge zeigen und sprach beim Anblicke des zerhackten Schlammhaufens:

„Nicht wahr, es ist schwer, dem lieben Herrgott etwas nachzumachen!“

Da dachte ich im stillen: „Der liebe Gott könnte doch über Nacht mein Riesengebirge fertig machen.“

Zum Vater aber sagte ich nur:

„Warum müssen denn die Menschen so viel arbeiten? Der liebe Herrgott könnte doch alles viel leichter und schöner allein machen.“

Am andern Morgen fühlte ich beim Aufwachen neue Kräfte in mir, auch ohne Gottes unmittelbare Mithilfe mein Riesengebirge aufzubauen. Nur ein Bedenken war mir über Nacht gekommen: „Ich werde mit dem Schlamme nicht ganz reichen.“ Das machte mir aber nur einen kurzen Kummer, denn es fiel mir ein, daß nach der Meinung des Lehrers das Riesengebirge in seiner Hauptmasse aus Granitgestein bestehe, und Steine gab's genug auf unsern Feldern.

Allein als ich die Augen richtig aufmachte, sah ich, daß es über Nacht stark geschneit hatte. Nun ist alles vorbei, meinte ich. Ein kalter Wind begann mit den Schneeflocken zu spielen, begann sie bald zu treiben und zu jagen, Eisblumen wuchsen leise an unsern Fenstern empor.

„Der Schlamm gefroren, alles verloren“, reimte ich mir die tragische Situation des Riesengebirgserbauers.

Aber ich wollte doch wenigstens die Stätte meiner unerfüllten Träume noch einmal ansehen. Feine, scharf-randige Wälle hatte der treibende Schnee an der ganzen Nordwestseite unseres Hauses angelegt. Aber mit Vaters hohen „Langschäftern“ vermochte ich durch die Verschanzung zu dringen. Ein schmaler verwehter Steig führte zum langen Grunde und zur Wiese.

Welche Überraschung bot sich mir, als ich am Wiesenrande ankam und zu meinem Riesengebirge am Wasser-

loch hinabschaute! Ein richtiger, langer Gebirgskamm zog sich von der Wasserweide bis zu den nächsten Erlen auf Nachbars Grundstück, überragt von meiner hohen Schneekoppe, an deren Südseite der Riesengrund „fast senkrecht unterhalb des Kegels“ lag, während auf der Nordseite der Melzer Grund ganz eingeschneit war. Zwei Wasserkannen, die gegen das strengste Verbot der Mutter über Nacht beim Brunnen stehen geblieben und gleichfalls über und über mit Schnee bedeckt waren, bildeten den Reifträger und das hohe Rad.

Schöner und weißer und stürmischer, wie dieses mein kleines Riesengebirge, dessen südlicher Kamm sich eben zu bilden begann, konnte das große Riesengebirge zu Zeiten der heftigen Winterstürme ganz gewiß nicht sein, und ich dachte mir: „Der liebe Gott hat meinen Wunsch ganz wunderbar erhört.“

Aber der grüblerische Gedanke verließ mich nicht mehr, warum wir Menschen arbeiten müssen, während doch Gott alles viel besser und schöner und ganz mühelos über Nacht machen kann.

„Du hast Anlage zu einem Mohammedaner“, sagte mir mein Vater auf meine wiederholte Frage, während mir meine fromme Tante erklärte, ich solle Geistlicher werden, dann könne ich die Frage richtig beantworten. Und als ich ihr zum Danke für diese Erklärung die Geschichte von meinem Riesengebirge erzählte, freute sie sich und sagte: „Immer baue dir Riesengebirge, Gott wird sie dir schon vollenden!“

Nun bin ich Geistlicher geworden und soll an jenem großen Berge bauen, auf welchem das himmlische Jerusalem erscheinen wird. Schon gar manches Mal bin ich

mit Schaufel und Hacke hinausgezogen und habe Gruben gegraben und Berge aufgeworfen. Und immer bin ich mit großer Verzagttheit wieder heimgegangen. Da kam von neuem die Frage in mein Herz: Warum erwartet Gott den Aufbau seines Reiches von den schwachen Kräften seiner Priester, warum gilt nicht mehr das schöne Wort: „Er hat es gesagt, darum wurde es“? Was die Theologen sagen von der notwendigen Zusammenarbeit von Natur und Gnade, das wollte mich nicht immer befriedigen. Gott kann alles machen, was er will, er kann alles erreichen, was er will; er braucht keines Menschen Mithilfe. Ganz souverän und ohne die beratenden Stimmen seines Parlaments bestimmt er Ziel und Erfolg. Was er will, das wird; und was wird, das will er. Sogar der Frevler kann die Steine seines Spiels nicht durcheinander werfen; er kann sie nur frevelhaft antasten. Der hätte einen schlechten Begriff von Gott, der etwa meinen möchte, die Sünder, und seien sie noch so zahlreich und stark, könnten auch nur eine Linie an dem Bilde verwischen, welches Gott malt. Und die Besten werden zu Toren, wenn sie sich einbilden, mit eigenen Kräften, eigener Klugheit gute Erfolge zu erzielen, am Fortschritt der Menschheit erfolgreich zu arbeiten, das Rad der Weltgeschichte ein gutes Stück vorwärts gestoßen zu haben. Hätte der Mensch irgendwelche ausschlaggebende eigentliche Bedeutung an dem Zustandekommen gottgewollter politischer, kultureller oder religiöser Fortschritte, dann könnte man es nicht verstehen, wie hervorragend begabte Männer mitten in ihrem Schaffen oder sogar schon am Beginn einer hoffnungsreichen Tätigkeit von Gott vor

erreichten Zielen von der Erde fortgenommen werden. Gott kann allein vollbringen, was sie begonnen hatten, und er wird es vollenden über Nacht, wann er will.

Auch mein Vater konnte in seinem Berufe alles allein machen. Er brauchte mich nicht. Und doch wollte er mich immer bei sich haben, und ich mußte ihm alles machen, wozu ich irgend imstande war. Warum? Nicht, weil ich ihm Zeit und Arbeit sparte. Nein, die notwendige Unterweisung kostete ihn sogar manche Minute und Viertelstunde. Aber er freute sich, daß ich Lust hatte an seinem Werke. Er freute sich, daß ich ihn verstand. Er freute sich, daß mein Arm immer stärker und mein Blick immer sicherer wurde. Und er ahnte wohl, daß meine Liebe zu ihm in diesen Stunden gemeinsamer Arbeit in der Werkstatt mit jeder Stunde größer wurde. Und als er einmal merkte, daß ich seine innere Freude erraten hatte, sagte er mir: „Weißt du jezt, warum Gott nicht alles allein macht, sondern uns mitarbeiten läßt?“

Der Gute ruht nun schon viele Jahre an der Kirchhofsmauer meines Heimatdorfes. Aber dieses eine Wort aus seinem Munde lebt weiter, und vor jedem unerreichten Ziele, in jeder Erfolglosigkeit und Verzagttheit vermeine ich es zu hören: Gott läßt uns mitarbeiten an der Durchführung seiner unbegreiflichen Ratschlüsse, am Aufbau seines heiligen Reiches, nicht, weil er unserer Hilfe irgendwie bedürfte, sondern weil er sich freut, daß wir Lust haben an seinem Werke, weil er sich freut, daß wir ihn verstehen, weil er sich freut, daß wir durch die Mitarbeit ihm immer ähnlicher werden, immer stärker im Willen, immer sicherer in der Tugend, immer

klarer im Glauben, und weil er weiß, daß durch die eifrige Mitarbeit an den göttlichen Plänen die Liebe unseres Herzens immer höher, reiner und heiliger wird.

Es gibt kein besseres Zeichen für die Gottähnlichkeit des Menschen als die Nachahmung Gottes in der Erschaffung und Kultivierung der Erde, in der Erlösung und Belehrung der Menschen und in der Heiligung des ganzen Lebens.

Deshalb liebte Gott die Apostel so sehr, daß es im Introitus der Apostelmesse heißt: „In übergroßen Ehren stehen deine Freunde, o Gott“, nicht weil sie besonders große Erfolge in der apostolischen Tätigkeit hatten, — von einigen ist kein einziger Erfolg bekannt —, sondern weil sie wie getreue Abbilder der göttlichen Weisheit und Liebe und Gnade den Erdkreis durchwanderten, der damals von der göttlichen Weisheit, Liebe und Gnade überflutet wurde.

Der erfolgloseste Maler ist für Gottes Augen eine Freude, weil er sich mit der von Gott geschaffenen Schönheit beschäftigt.

Der ärmste und verachtetste Schaffhirt ist für Gott eine Freude, denn in der Liebe des Hirten zu seinen Tieren offenbart sich ein gut Stück von der göttlichen Erlöserliebe.

Das einfachste Dienstmädchen mit Besen und Putzlappen ist für Gottes Augen eine Freude, wenn sie am Sonnabend in eifriger Arbeit durch Küche und Stube geht, überall Ordnung, überall Reinlichkeit schaffend, das Angesicht der ganzen Wohnung verändernd. Es ist ja etwas von dem Geiste in ihr, der ordnend über den Gewässern schwebte, der den Erdball verzierte und alles



rein und heilig machen will, damit wir einmal alle richtig Sonntag feiern können.

Bei all diesen Arbeiten ist es nicht der Erfolg, der Gott erfreut, sondern die Tendenz der Arbeit und die Symbolik der Arbeit, nicht der Nutzen der Arbeit, sondern die der Arbeit innewohnende heilige Bedeutung. Das Gotterfreuende und also das einzig Wertvolle ist demnach schon vollständig da auch vor unerreichten Zielen. Die Arbeit und ihr Erfolg sind zwei verschiedene und nur zufällig und nur manchmal zusammengehörige Dinge. Der Erfolg gehört gar nicht zum Wesen der Arbeit. Sehr oft ist der Mißerfolg der von Gott gewollte Erfolg.

Zwischen Arbeit und Erfolg steht Gott und sein Plan. Der Arbeitende auf der einen Seite kann gar nicht wissen, was Gott auf der andern Seite mit der versuchten oder geleisteten Arbeit tun wird. Gott ganz allein baut auf der andern Seite, oft hinter undurchsichtigen Schutzwänden, an den Resultaten. Nicht einmal ahnen kann der Arbeitende, was hinter den Schutzwänden aus seiner Arbeit wird. Es besteht kein kausaler Zusammenhang zwischen unserer Arbeit und der Ausgestaltung des Gottesplanes, dessen einzige bewirkende Ursache Gott selber ist und auch bleiben will.

Ist deshalb die Arbeit wertlos? — Sowenig das Gold wertlos ist, wenn es von der Sonne nicht mehr in Glanz gesetzt wird, so wenig ist die Arbeit wertlos, wenn sie nicht mehr von der Sonne des Erfolges bestrahlt wird. Hier zeigt sich die Arbeit verwandt mit dem Gebete. Beim Gebete hat man nie an einen kausalen Zusammenhang zwischen dem Akt und seinem Erfolg

geglaubt, und nie hat man den Wert des Gebetes nach seinem Erfolge bemessen. Auch das Gebet bleibt Gold, selbst wenn nicht der leiseste Schimmer des Erfolges darauf fällt.

Warum verlangt Gott so gebieterisch die Arbeit, den Wucher mit den verliehenen Talenten? Will er wirklich „ernten, wo er nicht gesät, und sammeln, wo er nicht ausgestreut hat“? In dem Gleichnis von den zehn Talenten ist tatsächlich der Erfolg der Arbeit und der geschäftlichen Spekulation stark betont. Die Knechte müssen antreten und vorzeigen, was sie erhandelt haben. Aber das Motiv des Lobes und des Lohnes ist doch nicht die Größe des Gewinnes, sondern die Treue, also nicht der Erfolg der Arbeit, sondern die Arbeit an und für sich.

„Wenn ihr alles getan habt“, spricht Christus, „was euch geboten worden ist, so saget: Wir sind unnütze Knechte; wir haben nur getan, was wir schuldig waren zu tun.“ Wenn nun heute ein verdienter Mann die ihm zugedachten Ehrungen ausschlägt mit den Worten: „Ich habe nur meine Schuldigkeit getan“, so wird er doch nicht zugleich bekennen wollen, daß seine Arbeiten ohne Nutzen und er ein unnützer Knecht war. Eine solche Demut konnte der Heiland nur bei seinem göttlichen Werturteil über die Arbeit verlangen: Wenn der Knecht Gottes auch alles getan hat, was seine Schuldigkeit war, so soll er sich doch als unnütz erkennen. Seine Arbeit ist für Gott ohne Nutzen.

Mit diesen Ausführungen will ich natürlich nicht den unmittelbaren Nutzen der Arbeit für die eigene Person, für die Familie, für die Kirche und für den Staat

leugnen. Aber auch da hat der Nutzen oder der Erfolg der Arbeit immer noch den Charakter des „Zugegebenen“ in dem Sinne des Heilandswortes: „Suchet vor allem das Reich Gottes, das übrige wird euch zugegeben werden.“

Wenn der Arbeiter am Sonnabend seinen Lohn erhält für die Arbeit, die er in echt christlicher Gesinnung geleistet hat, so erhält er von dem menschlichen Arbeitgeber, was ihm recht ist und was er gesetzlich fordern kann. Aber dieser sein Lohn ist doch auch eine von der Arbeit unabhängige Gabe Gottes. Mit demütiger und geduldiger Arbeit hat der Arbeiter das Reich Gottes gesucht und hat während der abgelaufenen Woche auch reichen Anteil am Reiche Gottes erhalten. Der irdische Lohn gehört zu dem „übrigen, was ihm zugegeben wird“.

Wenn der Forscher durch langjährige Studien zu neuen und wichtigen Forschungsergebnissen gekommen ist, so hat er nicht nur eine Gnade empfangen, sondern deren zwei. Er hat erstens durch treuen Dienst der Wahrheit Anteil am Reiche Gottes erworben, der weder durch das erzielte Forschungsergebnis vergrößert worden ist, noch durch die mögliche Fruchtlosigkeit der Forschungen hätte verkleinert werden können. Die Forschungsergebnisse, die er nun tatsächlich erzielt hat, sind eine zweite Gnade, sind das „Zugegebene“.

Die Seelsorger ermüden sich im rastlosen Dienste des Reiches Gottes, und Gott sieht mit Freuden auf ihre treue Arbeit. Die Erfolge aber gibt Gott hinzu, vielfach ganz unabhängig von der Qualität der Arbeit, ganz nach freiem Ermessen seines Gnaden-

willens, ganz aus eigener Kraft, ganz nach eigenem Plane.

Jede ängstliche Sorge wegen Erfolglosigkeit in der beruflichen Arbeit ist aus dem christlichen Leben zu verbannen. Sie verdüstert das Gemüt, schädigt die Arbeit, macht den Erfolg zum Bösen, betet ihn an und bringt den freien Menschen ganz in seine Gewalt. Wer dagegen den Goldgehalt der Arbeit selber erkennt, ihren unmittelbaren Wert für das Reich Gottes, ihre Symbolik, ihren inneren Reichtum an Demut, Geduld und Treue, ihre gottverähnliche Kraft, der wird im Erfolge nicht etwas Selbstverständliches, sondern etwas Zugegebenes, eine zweite freie Gabe Gottes sehen, aber auch beim Ausbleiben des Erfolges sich aufrichtig freuen, im Dienste Gottes gearbeitet zu haben. „Den Rechtgesinnten führt Gott auf geraden Wegen; er gibt ihm die Wissenschaft der Heiligen; er ehrt ihn in seinen Arbeiten und führt seine Arbeiten zu Ende.“

Ich hörte einst eine Predigt über das Geheimnis der Erfolglosigkeit im Leben Christi. Sie ist mir ganz aus dem Gedächtnis entschwunden bis auf den Satz: „Sogar seinem Sohne hat Gott den irdischen Anblick des Erfolges versagt.“ Vor unerreichten Zielen starb er am Kreuz. Aber über Nacht war doch Tod und Sünde und Grab überwunden, die gewaltige Tat war getan, der hohe Berg war aufgerichtet, auf dessen Gipfel das neue himmlische Jerusalem erstehen wird.



Große Freude hatte der Rechtsanwalt Cälestius an den Kraftworten des starken Mönches und verbreitete sie in sehr zugespitzter Form. Besonders gern verspottete er die Meinung seiner christlichen Zeitgenossen, daß der Mensch nichts, aber auch gar nichts ohne die Hilfe Gottes tun könne. Er wies auf allerhand unanständige Dinge hin, bei denen man doch nicht von göttlicher Hilfe reden könne.

Die kirchlichen Behörden Roms kümmerten sich zuerst wenig um das Gerede des Mönches und des Rechtsanwalts. Erst als die beiden Rom verließen und nach Afrika und dann nach Palästina gingen, erregten sie so schweren Anstoß, daß der heilige Bischof Augustin von Hippo und, von diesem aufmerksam gemacht, der damals in der ganzen christlichen Welt hochverehrte und angesehene Mönch und Bibelübersetzer Hieronymus begannen, sie mit der ganzen Schärfe ihres Geistes anzupacken.

Hatte man bisher in der Christenheit das überirdische Mysterium der heiligen Dreifaltigkeit und das überirdisch-irdische Mysterium der heiligen Weihnacht, der Menschwerdung Christi, durchforscht und umstritten und, soweit es dem Menschengesiste und dem kirchlichen Lehramt möglich war, entschleiert, so begann nun ein heißer Streit um das irdische Mysterium der menschlichen Handlungen und Geschehnisse, um die christliche Lehre von der Mitwirkung Gottes bei den natürlichen und übernatürlichen Handlungen und Ereignissen im Menschenleben.

Ich will hier nicht den geschichtlichen Verlauf dieses Streites erzählen, sondern nur, wie ich selbst allmählich



zu meinem Glauben an die Mitwirkung Gottes bei all dem, was ich tat und lieb, gekommen bin.

In jenem geschichtlichen Streite verfaßte der hl. Hieronymus eine Schrift gegen die Pelagianer in der Form eines Zwiegesprächs, in welchem er einen gewissen Kritobulus als Pelagianer und einen gewissen Attikus als Vertreter der katholischen Lehre kämpfen läßt.

Kritobulus spricht: „Wenn wir bei unsern einzelnen Handlungen der Hilfe Gottes bedürfen, könnten wir also weder die Feder ergreifen noch sie mit Bimstein schleifen, noch die Hand zum Buchstabenzeichnen führen, könnten nicht schweigen, nicht reden, nicht sitzen, nicht stehen, nicht gehen, nicht laufen, nicht essen, nicht fasten, nicht lachen, nicht weinen, noch sonst derlei tun, wenn Gott nicht mitwirkt?“

Attikus antwortet: „Nach meiner Auffassung ist es ganz klar, daß wir dies nicht können.“

Ich stehe mit ganzem Herzen auf der Seite des Attikus und will erzählen, wie ich dazu kam. Es fängt mit einer Straßengeschichte an. Wer will, kann diese Straße als Symbol auffassen; aber es war doch eine wirkliche Straße, und es bestätigt sich nur wieder, daß alle Wirklichkeit Symbol sein kann.

\* \* \*

Die Straße von Schlegel nach Neurode, von der ich schon gar manche Geschichte erzählt habe, kann nur auf- und abwärts gehen. Darüber schimpfen die Leute. Wo sie, von Schlegel an gerechnet, aufwärts geht, schimpfen die Leute, die nach Neurode gehen; wo sie aber abwärts geht, schimpfen die Leute, die von Neu-

rode kommen. Und es ist auch eine recht lange Straße, aber dafür kann sie beim besten Willen nichts. Denn Schlegel ist nun einmal von Neurode fünf Viertelfstunden entfernt, und diese fünf Viertelfstunden geht die Straße geradeswegs, ohne sich nach rechts oder links zu wenden. Nur einmal hätte sich die Möglichkeit geboten, einen andern Lauf einzuschlagen. Die Straße hätte am Fuß des Annaberges entlang laufen können, wo die „alte“ Straße ging. Aber sie wollte dem Annaberge nicht auf die Zehen treten und kletterte lieber an dem gegenüberliegenden, niedrigeren Hügelrücken entlang. Das nimmt ihr auch niemand übel, außer einigen alten Häusern, die ihre freundliche Seite mit den Stubenfenstern noch jetzt dem Annaberge zuwenden, der „neuen Straße“ dagegen mit hartnäckiger Abneigung die Hinterseite zeigen.

Von dem äußeren Leben auf einer solchen Straße haben die Dichter und Geschichtschreiber schon so viel erzählt, daß nicht mehr viel übrigbleibt. Aber es gibt auch ein inneres Leben auf einer solchen Straße. Je länger die Straßen sind, desto mehr inneres Leben gibt es. Die Menschen kommen sonst sehr wenig zum Denken. Sie haben zuviel anderes zu tun. Aber auf so langen Straßen bleibt ihnen oft nichts anderes übrig als zu denken. Die Beine gehen von allein, und wer nicht gerade eine Zigarre oder Pfeife raucht, der muß beim zehnten oder zwölften Wegstein anfangen zu denken. Aber bei manchen Menschen, die ich auf der Straße von Schlegel nach Neurode getroffen habe, gingen die Beine nicht von allein. Das waren solche, die einen vollbeladenen zweirädrigen Wagen zu ziehen

hatten. Ich mag dieses Gefährt nicht mit dem üblichen Ausdruck Karren nennen. Karren heißt es nur, wenn daneben noch große Leiterwagen, Bretterwagen oder gar Droschken und Kaleschen stehen, wie bei unserem reicheren Nachbarn. Wo daneben aber nur eine Radwer<sup>1</sup> steht wie bei uns und bei Tausenden anderer armer Leute, die nur einige Morgen Land bebauen, sagen seine Besitzer zu ihm „Unser Wagen“, und zwar mit einem Stolz, wie ich ihn später auch bei Automobilbesitzern wahrnahm. Mit einem Stolz und mit einer Liebe! Denn sie spannen sich selbst davor und heben seine Deichsel vom Boden auf und ziehen ihn, und er wird wie ein Teil von ihnen, ein notwendiger Teil solchen Menschenwesens. Und sie sind ihm dankbar, daß er hinter ihnen Lasten trägt, die sie selbst auf ihren starken Schultern nicht tragen können. Ich sehe noch, wie meine Mutter in ihren rüstigeren Jahren auf unserem Wagen die ganze Winterkohle von der fernen Grube holte, einen Tag nach dem andern, bis der Kohlenhaufen in unserem Schuppen so hoch war, daß ich richtige Bergpartien auf ihm unternehmen konnte. Und ich weiß noch den Tag, an dem ich hinter ihrem Rücken einen Fuhrmann bezahlte, damit er die Winterkohle hole. Da war es, als ob ich ihr ein Ehrenamt weggenommen hätte, ihr und ihrem Wagen. Wer schon einmal vor einem solchen vollgeladenen Wagen eingespannt war, weiß von selbst, daß da die Beine nicht von allein laufen. Aber schließlich haben die Beine mit dem Denken nicht gar so viel zu tun, und darum kommen auch die

<sup>1</sup> Schubkarren mit einem Rad.

Leute, die solche Wagen ziehen, ganz von allein ins Denken hinein. Zum letzten Male bin ich mit einem solchen Wagen gefahren, als ich schon Student der Theologie war, kurz ehe ich das Doktorexamen machte. Nachher ging es nicht mehr, da ich dann doch den Kopf ein wenig höher tragen wollte. Ich schämte mich schon damals ein wenig vor den Dorfleuten, obwohl es schon ein wenig dunkelte. Wie muß ich mich erst schämen, da ich heute mit einem solchen Wagen mitten in die heilige Theologie gerate, und zwar bei helllichem Tage. Das ist ja doch noch nie dagewesen, daß jemand mit einem solchen Wagen in die Theologie hineinkam. Aber die richtige Theologie wohnt nicht nur über Wolkenreichen und Sternhimmeln, sie fährt nicht nur in Pfarrerkutschen oder bischöflichen Equipagen, sie sitzt nicht nur auf Kathedern, sondern sie geht auch auf der Landstraße und hilft sogar solche zweirädrige Karren ziehen oder schieben.

Wer die Straße von Schlegel nach Neurode öfters mit einem solchen beladenen Karren gefahren ist, kennt die beiden Krähenhügel, zwischen denen die Straße in ihren Geburtsfehler, das Auf- und Abwärtsgehen, verfällt. Mit Geduld kann man eine schwere Last über diese beiden Hügel nur dann ziehen, wenn man ein wenig Theologie in der Seele hat. Nicht nur deshalb, weil es dort in der Nacht ein wenig unheimlich ist. Denn von dort aus sehen die Leute in der Nacht das feurige Kalb um den Fuß des Schlegler Kirchelberges laufen, und mitunter treffen sie auf der Straße selbst ein dunkles Geisterwesen ohne Kopf. Mir selbst sind nur immer die Dorngebüsche an den Straßenrändern

ganz dunkel und unheimlich erschienen. Nein, die Theologie braucht man dort auch am lichten Tage.

Das habe ich erfahren, als ich einmal mit einem Nachbarjungen aus der Schule kam und vor mir einen vollbeladenen Karren fahren sah. Ein alter Mann zog ihn, ein Weber aus dem Dorfe, welcher liefern ging. Das heißt so viel, als daß der Weber einen großen Tuchballen, den er in mühsamen Wochen fertiggestellt hatte, zu dem Neuroder Geschäftsmann oder Garnmann fuhr, der ihm dann ein großes Paket Garn, Kette und Schuß, zu neuer Webearbeit mitgab. Das Liefern war immer eine freudige Sache, denn für die fertige Ware wurde der Lohn ausgezahlt, und obwohl auf den Tag kaum zwei Mark kamen, waren es auf die Woche doch zwölf Mark und auf zwei Wochen sogar vierundzwanzig Mark. Das war nicht viel, aber es war doch zum Freuen. Und obwohl ich von hinten das Gesicht des Webers nicht sehen konnte, wußte ich doch, daß es fröhlich war. Vielleicht dachte der Alte an den schönen Weberwitz, daß der Pfarrer beim Begräbnis immer sage: „Si iniquitates observaveris, Domine, quis sustinebit“, und daß die Weber sich dadurch getroffen fühlten, weil sie heraushörten: „Ob's a Waber is oder a Garnmann, 's is' ju egal, wenn a ock Geld hot.“

Bis zum ersten Krähenhügel steigt die Straße nur ganz sanft, so daß der Weber seinen Wagen ganz gut „erziehen“ konnte. Dann kommt aber eine Talsenke, in der die Freude an dem leichten Hinabfahren sehr getrübt wird durch den Gedanken an die schwierige Hinauffahrt zum zweiten Krähenhügel. Eine Prise aus der birkenen Schnupftabakdose drunten in der Tal-

senke gibt zwar einigen Mut, aber der Wagen bleibt doch schwer zu ziehen, und die Beine des Alten waren trotz anscheinend lebenslänglichen Schnupfens nicht sehr kräftig geworden. Da sagte ich meinem Kameraden: „Du, ich helf' ihm jetzt schergen, und wenn er sich nicht umdreht, denkt er vielleicht, es ist der liebe Gott, der ihm schergen hilft.“ Ich rannte dem Weber das kleine Stücklein nach und schob den Karren von hinten, erst ganz leise, denn der liebe Gott fängt auch immer ganz leise an, dann aber mit aller Kraft.

Mein Kamerad blieb zurück, denn er war ein Rationalist und wollte sich nicht in Herrgotts Handwerk mischen. Auch hatte sein Vater zwei Pferde und mehrere große Wagen. Darum verachtete er die Karren.

Der Weber sah sich tatsächlich nicht um, und ich bekam eine solche Lust am Schieben des Karrens, daß ich auch auf der Höhe des Krähenhügels nicht aufhörte. Denn es kam nach einer kurzen Senkung der Straße bald ein neuer, wenn auch sanfterer Aufstieg. Der Weber aber sah sich immer noch nicht um, bis ich endlich beim „Weißen Hemde“, einer früheren Wirtshaus-schmiede, von der Straße abbiegen mußte, um mein Vaterhaus drüben am „Langen Grunde“ zu erreichen.

Da wandte sich der Weber um und rief mich zu sich: „Komm, da hast du etwas!“ Seine knochige Hand griff in einen schmutzigen Leinenbeutel und holte ein Zweipfennigstück heraus.

Wenn ich etwas „sittlich höher“ gestanden hätte, wäre ich wenigstens rot geworden, weil mein Liebesdienst mit einem Geldstück belohnt werden sollte. Aber ich nahm das Zweipfennigstück mit großer Freude und



betrachtete es als einen reichlichen Lohn für das Schergen.

Zwei Pfennige waren damals für einen Neusorger Jungen viel Geld. Denn wir bekamen nur einmal im Jahre, an der Kirmis, von der Mutter sechs Pfennige, und das reichte hin, um uns einen ganzen Tag zu vergnügen.

Als der Nachbarjunge sah, daß ich Geld bekam, sprang er rasch herbei und rief dem Weber zu: „Sie, der hat gedacht, Sie würden denken, der Herrgott hilft Ihnen Schergen!“ Da nahm der Weber eine Prise und sagte zu mir: „Da wird dir der Herrgott auch immer den Wagen Schergen helfen.“

Seitdem habe ich mich immer nach dem Herrgott umgesehen, wenn ich einmal eine schwere Last durch das Leben ziehen mußte. Da mir aber mit der Zeit alle Kleinigkeiten schwer wurden, gewöhnte ich mich daran, mich bei allen Kleinigkeiten nach dem Herrgott umzusehen, und ich kam bald darauf, daß mich Gott nichts allein tun läßt. Immer sah ich die Hand Gottes über meiner Hand, so wie einst meines Vaters Hand, als ich noch vor Beginn der Schulzeit schreiben lernte, über meiner kleinen Hand und seinen Finger an meinem Schieferstift. Eine Ahnung überkam mich von dem großen Geheimnis der göttlichen Mitwirkung in allen Dingen, die der Mensch tut oder die dem Menschen geschehen.

\*     \*     \*

Die Menschen erkennen meist das Geheimnis ihrer Handlungen und Geschehnisse nicht. Sie sehen nur das Menschliche daran. Die Folge davon ist, daß ihnen das

Netz oder das Gefüge der menschlichen Handlungen und Geschehnisse als eine Summe von Willkürlichkeiten und Zufälligkeiten erscheint. Kein Strahl aus der Höhe fällt darauf, um es zu erleuchten, zu klären, zu entwirren. Mit reuigem oder trotzigem, schadenfrohem oder selbstsüchtig erfreutem Auge blicken sie auf die Ketten und Gewebe zurück, an denen sie gewirkt haben. Voll triumphierender Freude über ein erworbenes Verdienst oder einen erkämpften Genuß, erblicken sie doch in allem andern nur eine graue Masse.

Selbst die Gläubigen denken oft falsch über das, was einmal geschehen. Wohl glauben sie an Gottes Weltregierung, aber sie meinen, daß ihm von den Menschen zuviel hineinregiert wird, daß ihm die Menschen zuviel Striche durch die Rechnung machen. Und sie bedauern ihn fast, daß er, um die Welt zu regieren, so unendlich viel Wust und Unordnung beiseite räumen muß. „Das hat Gott sicher nicht gewollt“, so rufen sie aus; aber da sie ahnen, daß sie mit diesem Wort den Glauben an die Sicherheit der göttlichen Weltregierung auch in Einzelheiten verletzt haben, setzen sie hinzu: „Aber er hat es zugelassen.“

Wie ist es denn mit diesem Zulassen? Wenn Gott etwas zuläßt, muß er es auch zulassen wollen. Also ist auch das Zulassen ein Wollen, und was Gott nicht will, kann niemals geschehen.

Da die Gläubigen dies aber mit einem andern Glaubenssatz von der Freiheit des menschlichen Willens nicht vereinbaren können, denken sie lieber nicht weiter darüber nach und begnügen sich mit einem aufrichtigen Bedauern, daß so vieles „gegen Gottes Willen“ ge-

.....

schieht. Auch ihnen ist darum alles vergangene Geschehen eine graue Masse, aus der nur einige Lichter wirklicher Gottestaten herausleuchten. Sie sehen viel Menschliches und wenig Göttliches in der Kette der großen und der kleinen Ereignisse.

Rührend ist ihre Reue über ihre eigenen Handlungen. Aber diese Reue zeigt, daß sie das Geheimnis ihrer Handlungen nicht recht verstehen. Denn sie bereuen nicht nur ihren eigenen Anteil an den Handlungen, das ist die sündhafte Gesinnung, mit der sie die Handlung begangen haben, sondern auch den Anteil Gottes, nämlich daß die Tat selbst, das Ereignis selbst nun einmal geschehen ist. Zur Tat, zum Ereignis hat Gott seine Hilfe gegeben, Tat und Ereignis hat er seit Ewigkeit eingeordnet in den Plan seiner Weltregierung. Der Mensch darf sie nicht ungeschehen wünschen. Er darf nur wünschen, daß sie ohne seine sündhafte Gesinnung geschehen wären.

Kein Geschehnis der Vergangenheit liegt so schwer und dunkel auf unserem Herzen und auf unserem Gewissen wie der Weltkrieg. Wir haben alle den heißesten Wunsch, daß dieses Schreckliche nicht geschehen wäre. Wir möchten noch einmal alles auslöschen können, was da in die Vergangenheit hineingezeichnet worden ist.

Falsche Wünsche!

Wir dürfen nur wünschen, daß sich niemand von uns an dem furchtbaren Geschehen mit sündhafter Gesinnung, mit sündhaftem Begehren beteiligt hätte. Das Geschehen selber mußte kommen.

Aus unserem eigenen Leben möchten wir gern ganze Ketten von Handlungen beseitigen. „Hätte ich doch dies,

hätte ich doch jenes nicht getan, dann wäre alles anders geworden“, so reden wir, weil wir das Geheimnis des Geschehenen nicht verstehen. Wir hätten bei dieser und bei jener Handlung unsern Sinn nur auf Gott richten, unsern Willen mit dem Willen Gottes vereinigen sollen! Das allein, daß wir dies nicht getan haben, ist der Anteil unserer Schuld. Auch ohne den Willen zum Brudermord wäre Kain von Gott durch fremde Länder geführt worden, aber er hätte sich dann nicht als unstet und flüchtig gefühlt.

Das hört sich nun wieder ganz wie Fatalismus, wie Leugnung der menschlichen Willensfreiheit, an. Gewiß leugne ich, daß unser Wille die Freiheit habe, dem Herrgott jeden Augenblick ein Schnippchen zu schlagen und seine heiligen Anordnungen und Ordnungen zu zerstören. Unser Wille ist nur so weit frei, als wie seine Freiheit zu der Entscheidung für oder wider Gott notwendig ist. Er kann sich frei entscheiden, ob er sich in dienender Liebe oder mit trotzigem Widerstand an dem von Gott gewollten Weltgeschehen beteiligen soll. Das Weltgeschehen selbst ist Gottes Sache, und ich wüßte nicht, warum es notwendig sein sollte, daß dem Menschenwillen die Entscheidung überlassen werde, ob etwas geschehen soll oder nicht. Der böse Mensch kann sich frei entschließen, ob er einen Mord begeht oder nicht. Aber die Tötung kann doch nicht geschehen, wenn Gott sie nicht geschehen lassen will oder zulassen will. Und manche Tötung geschieht wiederum, ohne daß irgendein böser Wille dabei im Spiele ist.

Das Wesen unserer Freiheit besteht also nicht darin, daß wir nun ganz frei auf der Erde herumwirtschaften

dürfen, sondern darin, daß wir Mitwoller oder nicht Mitwoller Gottes sein können. Weder das göttliche noch das menschliche Gericht bestraft eine Tat als solche, sondern nur soweit sie mit bösem Willen begangen worden ist. Und die himmlische Seligkeit wird nicht gegeben als Lohn für Taten und Werke, sondern nur dafür, daß der Mensch die guten Taten und Werke mit Gott zusammen gewollt hat.



Da leuchtet eine alte katholische Wahrheit auf, die von dem frommen katholischen Volke recht festgehalten wird. Ich habe sie von meiner Großmutter gelernt. Diese war schon „ins Stübchen gezogen“, d. h. sie hatte ihre Wirtschaft an meine Eltern verkauft und „saß im Ausgedinge“. Sie konnte nichts mehr tun, als ihre Stube in Ordnung halten und ihr dürftiges Essen kochen, wobei sie sich auch noch viele Male ihre Hände versengte und die morsche Haut ihrer Arme blutig riß.

Die sagte mir einmal in Scherz und Ernst:

„Ich kann in diesem Stübchen sehr viel tun, woran du gar nicht denkst. Ich kann dem Papste helfen, die ganze Kirche regieren, ich kann in fremde Länder Missionäre schicken, ich kann ganze Völker zum Glauben bekehren, ich brauche nur die gute Meinung zu machen, daß ich dies alles will, soweit Gott es will.“

Ach, sie war auch viel hundert Male die Straße von Schlegel nach Neurode gegangen, auf der man nun einmal viel denken muß.

Und als ich in meiner Kaplanszeit einmal „Spitzbubenpfarrer“ war, wie mich die Leute nannten, weil

ich die Seelsorge in einem Gefängnis ausübte, fand ich in einer Zelle einen alten, verwimmerten Mann, den ich fragen mußte, ob ihm seine Missethat nicht von Herzen leid täte.

Er antwortete mir:

„Wenn ich könnte, würde ich heute noch alle Pfaffen erschlagen.“

Ich hoffe ja, daß ihm das nicht recht Ernst gewesen ist, aber ich mußte doch an die Worte meiner Großmutter denken. Dort das Mysterium bonae voluntatis, hier das Mysterium iniquitatis!

Die menschliche Gerechtigkeit kann freilich den Willen ohne die gewollte Tat weder belohnen noch bestrafen, und darum haben wir uns daran gewöhnt, auch die Tat dem Menschen zuzuschreiben und nicht bloß seinen eigentlichen und alleinigen Anteil, das Wollen der Tat in bewußtem Gegensatz zu dem erkannten Willen Gottes. Die göttliche Gerechtigkeit dagegen wird auch schon den Willen ohne die Tat belohnen oder bestrafen, und dann werden wir erst erkennen, daß an den schrecklichen Taten das Schreckliche nur die Sünde war, daß aber die Taten selbst sogar für würdig gehalten worden sind, von Ewigkeit her in den heiligen, von der Liebe gezeichneten Plan der göttlichen Weltregierung aufgenommen zu werden. Auch aus ihnen erwächst unermesslich viel Gutes, so daß wir sie einstens preisen werden, wie die Kirche in ihrer Liturgie, in einem Augenblick tiefster Erkenntnis dieser Geheimnisse, die sündhafte Tat Adams als *felix culpa* preist.





Die „kleinen Leute“ meiner Heimat besaßen früher alle ihr „Schränkchen“. Das hing gewöhnlich hinter dem Ofen, recht weit von der Tür, damit es nicht von jedem Landstreicher, der hereinkam, gleich gesehen werden konnte. Darin war eine Anzahl Fächer und Kästchen, in denen die wichtigsten Besitztümer der Leute eingeschlossen werden konnten, die Taschenuhr, die nur Sonntags getragen werden durfte, das Rasiermesser, der Kaufvertrag für die kleine Wirtschaft, die Patenbriefe für die Kinder, die Schmuckmünze, welche die Frau in jüngeren Jahren trug, und ein paar Taler Geld.

Im Schränkchen meines Großvaters lag auch die Bibelübersetzung von Leander van Eß. Mein Großvater hatte diesen dicken, in Ganzleder gebundenen Band von einem umherwandernden Verkäufer der Bibelgesellschaft für 1 Mark und 30 Pfennige erstanden. Der Pfarrer, der vor jeder Tanzlustbarkeit im Dorfe in unser fernes, einsames Häuslein floh, machte zwar große Augen, als er dieses Buch ohne kirchliche Approbation sah, und sprach schon ernstlich vom Verbrennen. Aber mild und gütig, wie er war, einigte er sich mit meinem Großvater auf den Ausweg, daß dieser sich alle Stellen, die er nicht recht verstehe, von ihm erklären lassen solle, im übrigen aber das Buch recht gut verschlossen halte.

Seitdem hatten das Schränkchen und sein Schlüssel geradezu etwas Sakrales an sich und übten auf mich einen unnennbaren Zauber aus, bis ich den Versteck des Schlüssels entdeckte und das Buch in die Hände bekam.

Die Großmutter war auf den Annaberg gegangen und meine Mutter mit den älteren Geschwistern war in

der Heuernte. Die Sommersonne glühte auf das Haus und glänzte auf den Feldern. In der Stube der Großmutter aber war es kühl und still, ganz still.

Und ich fing an, in der Bibel zu lesen, und las Stundenlang, den ganzen schönen Nachmittag.

Zwar lockte mich einmal die Taschenuhr im Schränkchen, ich sollte sie aufmachen und das wunderbare Werklein betrachten und vielleicht gar an dem und jenem Schräublein drehen oder gar ein Rädlein herausnehmen.

Und einmal lockte auch das Rasiermesser des Großvaters. Ich meinte, es müsse sich wegen seiner Schärfe besonders gut eignen zu meinem neuen Schornsteinfeger, den ich am Vormittag zu schnitzen begonnen hatte.

Aber die Bibel hielt mich fest. Ich weiß gar nicht mehr, was ich damals alles gelesen habe. Es waren wohl weniger Worte und Sätze, als vielmehr Substanz und Kraft, die ich lesend einsog, bis ich ganz berauscht war. Aber ein Satz blieb mir im Gedächtnis und klang immer wieder.

„Alles ist durch dasselbe erschaffen, und ohne dasselbe ist nichts, was da ist, erschaffen.“

Ich habe mich leider immer mehr für die Schöpfung als für die Erlösung und Heiligung interessiert. Darum ging es mir so sehr zu Herzen, daß bei allem, was da ist, das Wort Gottes tätig war, und nacheinander, wie ich war, sagte ich bei der nächsten Gelegenheit, als mein Vater gerade auf der Hobelbank irgendeinen Gegenstand verfertigt hatte:

„Vater, Ihr sagt: Ich habe jetzt wieder etwas geschaffen, aber in der Bibel steht, daß nichts ohne das Wort Gottes geschaffen worden ist.“

Mein Vater gab mir darauf wie immer, wenn er mich gern hatte und es nicht sagen wollte, die Antwort:

„Du bist ein dummer Junge“, was ich auch im allgemeinen richtig verstand.

Denn mein Vater glaubte daran, daß er ohne Gott gar nichts Richtiges machen könnte, und ohne an dem freien Willen des Menschen zu zweifeln, sagte er immer auf das „Hätte ich doch“ oder „Hättest du doch“ meiner Mutter: „Das hat alles so kommen müssen.“

Mein Vater war eben Thomist und meine Mutter Molinist.

\*     \*     \*

Das kam besonders deutlich zum Ausdruck, als wir einmal am Palmsonntag die deutsche Passion hatten singen hören. Da lebten wir ganz in den heiligen Geschehnissen den langen Tag. Die Lehrer der Dorfschule, welche die Rollen der handelnden Personen unter sich verteilt hatten, waren für uns diese Personen selbst geworden. Wir nahmen Partei für und gegen sie.

Da erhob sich die Frage:

„Was wäre denn geschehen, wenn die Juden sich nicht für Barabbas entschieden hätten?“

„Da wäre Jesus nicht gekreuzigt worden“, meinte die Mutter.

Der Vater aber: „Das mußte alles so kommen.“

Und er konnte sich auf das Wort des Heilands berufen: „Mußte nicht Christus dies leiden und

so (und nicht anders) in seine Herrlichkeit eingehen?"

Die Mutter konnte nichts antworten, wie überhaupt die Molinisten öfters nicht antworten können.

So ging es manchmal am Palmsonntag, wenn die deutsche Passion gesungen worden war. Die deutsche Passion macht nun einmal alle denkenden Menschen zu forschenden Menschen, und die meisten Katholiken sehen am Palmsonntag wie sinnende Theologen aus. Die Erkenntnis des Mysteriums menschlicher Handlungen und Geschehnisse gedeiht an keinem Tage besser.

„Was hat dir am besten gefallen?“ fragte mich auf dem Heimweg meine Schwester.

Und als ich ihr Rede und Antwort gestanden, fragte sie mich:

„Was hat dir am meisten leid getan?“

Das war auch auf der Straße von Schlegel nach Neurode oder auf einem Nebenwege, der nach der kleinen Kolonie Neusorge führte.

Ich wollte wohl zuerst, um ihr zu gefallen, zur Antwort geben:

„Der Tod des Heilands.“

Aber ich antwortete:

„Der Tod des Judas.“

Denn der Heiland, meinte ich, starb einen so schönen Tod, das Auge zum Himmel gerichtet, und außerdem wußte er, daß er am dritten Tage wieder auferstehen werde.

So möchte ich auch ganz gern sterben.

Aber der arme Judas, von Verzweiflung getrieben, mit einer schweren Sünde auf dem Herzen, erhängte sich an einem sehr häßlichen Orte.

„Und er soll nachher aufgeplagt sein.“

Mit Schaudern blickten wir beide hinüber nach Schneiderbauers Busche, wo sich, wie wir wußten, einige Jahre zuvor ein Mann aus Schlegel erhängt hatte.

„Der Vater wird wieder sagen, daß dies alles so kommen mußte“, begann nach einiger Zeit meine Schwester.

Und richtig, als wir mit dem Vater darüber redeten, sagte er dies und berief sich auf das Wort des Heilands: „Ärgernisse müssen kommen, aber wehe dem, durch den sie kommen.“



Aus alledem ersieht man, daß ich doch einmal Theologie studieren mußte, selbst wenn mich später nicht der Ehrgeiz geplagt hätte, auch einmal einen so schönen schwarzen Rock zu tragen wie der Pfarrer, und der Appetit auf die schönen dünnen und gut geschmierten „Paterschnittchen“, die meine Tante, die Pfarrköchin, immer für die „geistlichen Herren“ zum Frühstück zurechtmachte.

Es war anfänglich gar nicht daran zu denken, daß ich etwas anderes als ein Handwerker werden könnte, und ich liebte das Handwerk meines Vaters auch so sehr, daß ich außer etwa jenem schwarzen Rock und den „Paterschnittchen“ gar nichts anderes begehrte. Und doch entwickelte sich alles so selbstverständlich; von allen Seiten zeigten sich Hände, die mich führten und zogen, bis ich vor dem Bischof kniete und seine Hand auf meinem Haupte fühlte. Was war Gottes Anteil, was war Menschenanteil an dieser Entwicklung meines Lebens?

Mein Vater war zur Zeit meiner Priesterweihe schon zwei Jahre tot. Er hatte zu meiner Berufswahl nie viel gesagt, nur immer das eine: „Wenn es so kommen soll, dann weiß ich nicht, wie ich dem Herrgott danken soll.“

Das Mysterium der menschlichen Handlungen und Geschehnisse umhüllte auch diese Reihe von Vorkommnissen mit seinem Schleier.



Seitdem ich mein Vaterhaus verlassen hatte, bin ich vielen Menschen begegnet, die ganz anders redeten als mein Vater.

Sowohl in den Schulen, in denen ich lernen mußte, wie in den Schulen, in denen ich lehren sollte, wurde sehr viel von der Kraft des Willens gesprochen. Hei, wie strafften sich da die Körper der Jungen, wie blickten die Augen mutig und stolz! „Was man will, das kann man auch“, „Der Mensch hat das Schicksal in seiner Hand“, „Jeder ist seines Glückes Schmied“, „Wie man sich bettet, so liegt man auch“, „Mensch, du mußt eben wollen, du brauchst nur zu wollen!“ so hieß es ein über das andere Mal. Ein willensstolzes Geschlecht wurde mit mir aufgezogen.

Die Gnade wurde seltener erwähnt, eigentlich nur in der Religionsstunde, wenn sie „dran kam“. Sie wurde nicht geleugnet, aber ihre entscheidende Bedeutung wurde nicht genug betont. Ihre Wirksamkeit wurde, wie es ja in gewissem Sinne richtig ist, von der Zustimmung des Willens abhängig gemacht. Ja es sagte einer, daß es unpädagogisch sei, viel von der Gnade zu



reben, weil dadurch sehr leicht der Wille geschwächt werde.

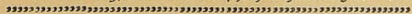
Der Wille war also der gepriesene Herr und Meister. Daß die Gnade auch einmal einen Paulus mit seinem ganzen Willen vom Pferde werfen kann, gestand man zu, wollte aber daraus keine weiteren Folgerungen für das alltägliche, gewöhnliche Leben ziehen.

In dieser Welt gab es kein Mysterium der menschlichen Handlungen und Geschehnisse. Alles, was geworden ist und wurde, war eben eine Geburt oder Mißgeburt des menschlichen Willens.

Die ganze Weltgeschichte bestand aus solchen Geburten und Mißgeburten, meist Mißgeburten, da eben doch das meiste anders gekommen ist, als es der Menschenwille wollte.

Sogar die Kirchengeschichte erschien im Lichte dieser Welt als ein Produkt von Willensakten, reichlich durchsetzt von Zufälligkeiten.

Freilich erhoben sich die Historiker manchmal, wenn sie diese Geschichte satt bekamen, und predigten ihren Fachgenossen, daß nun endlich einmal die Grundgedanken, die Gesetze der geschichtlichen Entwicklung gefunden werden müßten. Sie wollten ehrlich darangehen, das Mysterium der Weltgeschichte zu enthüllen. Aber da sie den Namen Gottes meist ängstlich vermieden und nur auf der Menschenseite ihre Erkenntnisse suchten, kamen sie nicht weit mit ihrem Bemühen. Sie sagten nicht wie mein Vater: „Es mußte eben alles so kommen“, sondern: „Es hätte eigentlich alles anders kommen sollen.“



Als Student dachte ich oft nach, wie denn mein Vater zu seiner Anschauung gekommen sei. Da nahm ich einmal teil an der Segensandacht der Marianischen Studentenkongregation und sang mit meinen frommen Kommilitonen die Marianischen Vespren. Auf einmal fiel mir der Zimmermannspruch meines Großvaters ein. War es eine häßliche Zerstreuung? O nein! Der Psalm, den wir eben sangen, fängt mit diesem Zimmermannspruch an. Gleich nach der Andacht schlug ich die Bibel des Großvaters auf, die nun mein Erbteil geworden war, und fand den Psalm und in ihm die Lebensgrundsätze meines väterlichen Hauses:

Wenn Jehova nicht bauet das Haus, vergebens arbeiten daran die Bauleute!  
Wenn Jehova nicht die Stadt bewacht, vergebens wachet der Wächter.

Vergebens stehet ihr frühe auf, machet spät Feierabend, esset euer Brot mit Sorgen! Dasselbe gibt er seinen Geliebten im Schlafe. Siehe, ein Geschenk von Jehova sind Kinder, Belohnung die Frucht des Leibes.

Wie Pfeile in der Hand des Starken, so sind die Kinder der Jugend. Selig der Mann, der seinen Köcher gefüllt hat mit ihnen. Sie werden nicht zuschanden, wenn sie rechten mit den Feinden im Tore.

Der zweite Vers erinnerte mich gleich an eine Äußerung meines Vaters. Er hatte gerade ein sehr sauberes Modell für ein zerbrochenes Maschinenrad in der Walditzer Tuchfabrik gemacht. Da klopfte ihm der alte

gemütliche Wächter der Fabrik auf die Schultern und sagte:

„Fein, Edward!“

Da sagte der Vater: „Du denkst wohl, ich bin so eitel wie die Neuroder Leute auf ihre Kinder, als ob sie die hübschen Gesichter selbst gemacht hätten!“ Dieser Gedankenzusammenhang ist in dem Psalm begründet, der auf die Kinder hinweist, um zu zeigen, wie gering und zufällig der Anteil der Menschen an ihren Werken ist.

Nun hatte ich das alte gute Buch wieder in der Hand, und zwar jetzt mit kirchlicher Erlaubnis, — das alte gute Buch mit seinen trefflichen Wegweisern von einer Stelle zu der andern mit gleichem oder ähnlichem, bestätigendem oder weiterführendem Sinne. Nun fand ich auch die andern Stellen von dem Mysterium der menschlichen Handlungen.

Sie sind ja nicht alle beweiskräftig, da manche ebenso gut vom rein übernatürlichen Gnadenbeistande oder von der bloß mittelbaren Mitwirkung Gottes durch Erschaffung und Erhaltung des Stoffes und der Kraft, und nicht allein von der unmittelbaren Mitwirkung an den natürlichen Geschehnissen gemeint sind.

An erste Stelle muß ich das Wort Christi setzen, das jene auf den rechten Weg weist, die da sagen, von Gott sei nur die Welt gemacht, alles übrige aber sei von der Welt selbst gemacht. Das Wort Christi heißt: „Mein Vater wirkt jetzt immer noch, und auch ich wirke.“

Der Apostel Paulus muß in der mystischen Schule Christi ein ähnliches Wort gehört haben, denn er spricht von Gott, der „alle (Werke) in allen (Wirken-den) wirkt“.

Hier könnte man immer noch denken, daß nur die übernatürlichen guten Werke gemeint seien, obwohl das Wort πάντα sich diese Einschränkung nicht ohne weiteres gefallen läßt. Aber ein anderes Wort des hl. Paulus bringt dieses πάντα ganz in die Nachbarschaft der natürlichen Dinge:

„Er gibt allen das Leben, den Atem und alles.“

Und in voller Klarheit steht das vom selben Geiste eingegebene Wort des Propheten Isaias:

„Herr, du wirst uns den Frieden geben, denn alle unsere Werke hast du gewirkt in uns.“

Und das Wort des Propheten Jeremias:

„Des Menschen Weg steht nicht in seiner Gewalt, und in niemandes Macht ist, wie er wandle und seine Schritte lenke“ (Jer. 10, 23).

\* \* \*

Manchen Lesern wird dies alles sehr langweilig sein. Sie werden mir dazwischenfahren:

„Was sagt denn das kirchliche Lehramt dazu?“

Das kirchliche Lehramt hat nun freilich viel weniger Fragen entschieden, als die meisten Katholiken glauben. Auch diese nicht. Aber gleich nach dem Spruch des kirchlichen Lehramts kommt die *Sententia communis*, die allgemeine Meinung der Gottesgelehrten, vor der man große Achtung haben muß. Es stehen in unserer Frage nebeneinander das Dogma der menschlichen Willensfreiheit und die *Sententia communis* der Gottesgelehrten von der Tatsächlichkeit der unmittelbaren Mitwirkung Gottes bei allen menschlichen Handlungen.

Als ich diese *Sententia communis* in einer größeren Dogmatik studierte, fand ich alle meine Erwartung nicht getäuscht, sondern weit übertroffen. Der alte Weber von der Schlegler Straße mit seinen schwachen Beinen und seiner Prophezeiung fiel mir wieder ein. Die Hand über meiner Hand wurde wieder sichtbar für mein nun auch dogmatisch geschärftes Auge. Ich erfuhr, daß der Glaube meines Vaterhauses auch der Glaube der Gottesgelehrten ist.

Alle Theologen bis auf den „*Doctor absolutissimus*“ Durandus sind überzeugt von der Tatsache der unmittelbaren Mitwirkung Gottes bei allen menschlichen Handlungen. Alle erkennen die geheimnisvolle Verbindung des Göttlichen und Menschlichen in dem, was auf Erden getan wird. Und sie sehen keineswegs im Menschen die Hauptursache von dem, was sie tun, sondern in Gott. Das Göttliche ist ja unendlich viel kräftiger und leuchtender als das Menschliche. So sagt mein eigener, hochverehrter Dogmatikprofessor:

„Man muß zwei Irrtümer vermeiden: einmal, daß man alle Tätigkeit der Geschöpfe nicht Gott allein zuschreibe und den Geschöpfen jedes Verursachen abspreche; sodann, daß man nicht die göttliche Verursachung gänzlich ausschließe und dem Geschöpfe allein alles beimesse. Die Wahrheit liegt wie immer in der Mitte. Denn es findet tatsächlich ein Zusammenwirken der Erstursache, nämlich Gott, mit den Zweitursachen, nämlich den Geschöpfen, statt, nicht zwar im Sinne einer eigentlichen Arbeitsteilung, als ob nämlich Gott den einen und das Geschöpf den andern Teil der Wirkung setze, sondern im Sinne des Zusammengehens, des *Concursus*, in-

sofern ein und dieselbe Wirkung voll und ganz von der Erstursache, also von Gott, und ebenso voll und ganz von den Zweitursachen, also von den Geschöpfen, gesetzt wird. Dies ist der allein richtige Begriff von dem Concursus divinus, wie ihn der hl. Thomas bestimmt hat. Aber dem Verhältnis zwischen Gott und den Geschöpfen entspricht die Forderung, die Wirkung Gottes nicht der Wirkung der Geschöpfe gleichzusetzen, sondern die Wirkung der Geschöpfe der göttlichen Wirkung unterzuordnen, so zwar, daß die gemeinsam gesetzte Wirkung ihrem natürlichen Sein nach mehr von Gott stammt als vom Geschöpf.“

Wie ganz anders erscheint uns jetzt die Kette von Handlungen und Geschehnissen, welche wir Geschichte der Welt oder Geschichte unseres Lebens nennen! Nicht mehr als graue Masse, von Schlaueit und Dummheit, von viel Sünde und wenig Tugend, von Berechnung und Zufall zusammengehäuft, sondern als planmäßige Reihe von Gottestaten, bei denen der Mensch Mittäter sein durfte. Wenn alle Wirkungen „voll und ganz von der Erstursache, Gott, gesetzt“ sind, dann muß man sagen, daß sich die Geschichte der Welt und unseres Lebens ebenso abgespielt hätte, auch wenn die Menschen nicht freien Willens wären. Es wäre dann nur eine Geschichte ohne Menschenverdienst und Menschenünde geworden, nicht aber ohne die Handlungen und Geschehnisse, bei denen wir den sündhaften oder tugendhaften Willen hatten.

Wie töricht ist es also, von einem „verfehlten Leben“ zu sprechen! Dein Leben ist ganz genau verlaufen, wie



Gott es wollte. Verfehlt waren nur deine sündhaften Willensentschlüsse und Willenszustände. Und wenn dein Leben reich an guten Handlungen war, darfst du dir doch nichts einbilden auf die Handlungen selber, du darfst dich nur freuen, daß du immer guten Willen hattest. Im übrigen bist du ein ganz unnützer Knecht, wie der Herr im Evangelium sagt. Du sollst auch nicht mehr denken, daß böse Zufälligkeiten und unheimliche Mächte dein Leben verdorben haben, und sollst dich auch nicht mehr fürchten, daß jemals in deinem Leben etwas passieren könnte, was weder du willst noch Gott will. Ohne den Willen Gottes kann nur die Sünde werden, und diese liegt ganz in der Entscheidung deines Willens.

°   °   °

Obwohl ich nicht damit rechnen kann, daß diese Zeilen von einem Spitzbuben oder Mörder oder Kriegswucherer gelesen werden, sehe ich doch die Gefahr, daß manche die Verantwortung für ihre früheren Missetaten auf Gott schieben wollen:

„Er ist ja die Erstursache von allem, was ich getan habe“, werden sie sagen.

Gewiß! Gott trifft die Verantwortung ebenso wie das Geschöpf. Aber ebenso wie man Gott nicht einen Mörder nennen darf, wenn er den Tod eines Menschen will und beschließt und herbeiführt, oder einen Spitzbuben, wenn er einen reichen Mann arm macht, ebenso wird er nicht Mörder oder Dieb, wenn unter seiner unmittelbaren natürlichen Mitwirkung ein Mensch durch Mord stirbt, ein Reicher durch Raub arm wird. Er ist ja der alleinberechtigte Herr über Leben und Tod, Reichtum und Gut.

Und er wird sich auch einmal rechtfertigen und verantworten vor der ganzen Welt. Das wird am Tage des Jüngsten Gerichtes sein.

Da aber nach der katholischen Dogmatik der Mensch als Zweitursache „voll und ganz die Wirkung setzt“, ist er natürlich voll und ganz für die Wirkung verantwortlich und verdient Lohn oder Strafe nicht für die Wirkung der Erstursache, sondern für die Wirkung der Zweitursache, und zwar so, wie er sie gewollt und geplant hat. Da aber die tatsächliche Wirkung der Erstursache mit der Wirkung der Zweitursache identisch ist, ein und dieselbe, so hat er nicht die tatsächliche Wirkung zu bereuen und zu büßen, sondern die Teilnahme seines freien Willens in böser Absicht. Eine uneheliche Mutter soll nicht das Kind bereuen und für das Kind büßen. Des Kindes soll sie sich vielmehr dankbar freuen. Bereuen und büßen muß sie die unerlaubte Art, wie sie zu dem Kinde gekommen ist, den Willen gegen Gottes erkanntes Gebot.

Mehr als vor den Mördern, Spitzbuben und Kriegswucherern fürchte ich mich vor den sehr tätigen, zu höchster Aktivität veranlagten Menschen. Sie werden sagen:

„Da kann sich ja die Zweitursache, der Mensch, faul hinlegen und sich auf die Wirkung der Erstursache verlassen!“

Ganz gewiß! Wenn die Erstursache nicht wirken will, kann auch die Zweitursache ruhen: „Vergebens steht ihr frühe auf, machet spät Feierabend und esset euer Brot mit Sorgen. Dasselbe gibt Gott seinen Geliebten im Schlaf!“

Aber wenn Gott als Erstursache nun einmal viel wirken will, und gerade mit dir als Zweitursache, dann gibt er dir eben die drängende Aktivität, dann läßt er dich eben nicht faul sein und schlafen. Darum sollst du auch nicht eitel sein auf deine Aktivität und verächtlich auf jene herabsehen, die zu einem beschaulicheren (vielleicht aber innerlich ebenso tatenreichen) Leben berufen sind.

Am meisten gekränkt werden sich von diesen Zeilen jene Menschen fühlen, welche gern über andere richten. Es bleibt ihnen nämlich gar nichts mehr übrig zu richten. Die innerliche Anteilnahme des Willens an den Wirkungen ist ihnen ganz verborgen, und sie sind hoffentlich nicht so schlecht, daß sie bei andern von vornherein bewußten bösen Willen voraussetzen. Die Wirkung selbst aber können sie nicht richten, denn sie ist ja zugleich Wirkung der Erstursache, Gott, „voll und ganz von der Erstursache gesetzt“.

Aber um diese Klasse von gekränkten Menschen tut es mir nicht sehr leid, und ich kann ihnen auch nichts zum Troste und zur Befriedigung sagen. Ich verstehe nur jetzt viel besser die strenge Mahnung Christi: „Richtet nicht, damit ihr nicht gerichtet werdet!“

Es scheint mir aber doch notwendig, für die Richtigkeit dieser Auseinandersetzung nicht nur auf die katholische Dogmatik, sondern auch auf ein lebendiges Beispiel hinzuweisen. Ganz zufällig erhielt ich in der vorigen Weihnachtszeit den Auftrag, eine kurze Abhandlung über Leben, Wirken und Grundsätze des hl. Vinzenz von Paul zu schreiben, und ich weiß nicht recht, warum ich diesen

Auftrag annahm, da er doch ganz außerhalb meines Arbeitsgebietes und berufsmäßigen Wissensgebietes lag. Aber „es mußte wohl so kommen“. Ich studierte nun das Leben und las die vielen Briefe des hl. Vinzenz und machte immer größere Augen, und auch mein Herz wurde größer, als ich merkte, wie dieser Mann, der wohl mehr als alle andern Jünger Christi im Reiche der christlichen Liebe getan hat, scheu und zurückhaltend war vor jeder neuen Aufgabe, vor jeder neuen Tat. Nach Millionen zählen die Geldmittel, die er im Dienste der christlichen Liebe verwendete, und doch war er selber arm wie ein Bettler. Mächtige Anstalten wurden von ihm gegründet, während er selbst in einem armseligen Stübchen saß. Immer fürchtete er, durch seine Willensentschlüsse die Pläne der Vorsehung zu stören, und zögerte lange, ehe er ein neues Werk begann. Mit ehrlichem Herzen nannte er sich einen faulen und unnützen Mann, und doch war sein Leben überreich an Taten. In ihm offenbarte sich die ungeheure Kraft der Erstursache, so daß sich sein Leben und Wirken aus der Zweitursache, aus seinen eigenen Kräften und Anlagen, gar nicht erklären läßt.

Das Studium seines Lebens hat mich vor allem angetrieben, über das Mysterium der menschlichen Handlungen von neuem nachzudenken.



Nun wird man mir noch vorwerfen, daß ich die göttliche Mitwirkung fortwährend mit der Gnade verwechselte. Die beiden sind ja auch miteinander nahe verwandt. Die „göttliche Mitwirkung“ spielt bei allen natürlichen

Handlungen der Geschöpfe, die „Gnade“ bei allen übernatürlichen. Die „göttliche Mitwirkung“ wird allen Geschöpfen zuteil, Mensch und Vieh, Stengel und Stein, die „Gnade“ dagegen nur den Engeln und Menschen. Die „göttliche Mitwirkung“ beläßt das Geschöpf im Reiche der Natur, die „Gnade“ dagegen erhebt es über die Natur. Die Gnade macht den Menschen zum Kinde Gottes, zum Erben des Himmels, zum Teilnehmer seiner Liebe und seines Glückes. Deshalb heißt sie eben „Gnade“, weil sie dem Menschen über die jedem Geschöpfe zu seinem natürlichen Sein und Wirken notwendige Mitwirkung Gottes hinaus zuteil wird.



Wenn nun jemand eine Wirkung gesetzt, ein Werk vollbracht hat, wird er fragen: „Wer hat nun angefangen, Gott oder ich?“ „Von wem hing es ab, daß die gemeinsame Wirkung zustande kam?“

Da bilde sich ja niemand ein, daß Gott bei irgendeinem seiner Werke von einem armseligen Menschlein abhängig sei! Er ist der Herr. Er kann eine Wirkung setzen ganz ohne Zweitursache. Wir nennen eine solche Wirkung ein Wunder, weil wir uns in unserer Dummheit wundern, daß Gott weder uns Menschen noch irgendein Geschöpf für seine Handlungen braucht. Er kann die Zweitursache bei seinen Handlungen heranziehen, soweit er will. Er kann sie als Symbol benutzen, wie es Christus öfters bei seinen Wundern getan hat und wie es bei den heiligen Sakramenten der Fall ist. Gott kann einen Menschen als Zweitursache bei der Vernichtung eines Menschenlebens benutzen,

ohne daß dieser Mörder werden will, indem Gott die Tötung zur wirklichen oder eingebildeten Pflicht macht, wie im Kriege oder beim Gerichtsverfahren, oder indem er den Verstand verdunkelt oder den Willen außer Tätigkeit setzt oder den Tod als Folge von unüberlegten Handlungen eintreten läßt. Nur das eine kann Gott nicht, weil es einen Widerspruch in sich bedeutet: er kann keinen Menschen zwingen, mit klarer Erkenntnis und freiem Willen gegen Gottes Willen handeln zu wollen, also zu sündigen. Die Zweitursache ist also in bezug auf den Willen frei, im übrigen aber ganz ein Werkzeug der Erstursache.

Insofern kann man die Frage „Wer hat angefangen?“ beantworten, indem man sagt: „Die Erstursache, nämlich Gott.“ Trotzdem muß man daran festhalten, daß die Wirkung gemeinsam und gleichzeitig gesetzt wird, wie die Dogmatik sagt. Der Hobel fängt im selben Augenblick zu hobeln an, in dem der Tischler zu hobeln anfängt.

Ich sage damit nicht, daß der Mensch nur ein Hobel Gottes sei. Denn in diesem Hobel geht noch etwas vor sich, das in einem gewöhnlichen Hobel — ich kenne nämlich dieses Instrument von außen und von innen — nicht vor sich geht, nämlich die Entscheidung für oder gegen den Willen des Meisters, die gehorsame Zustimmung oder die trotzigte Ablehnung. Aber wie auch die Entscheidung ausfällt, gehobelt wird auf jeden Fall, der Wille Gottes geht in Erfüllung, auch wenn der freie Menschenwille das Werk gar nicht oder in anderer Gesinnung zustande kommen lassen will.

Vereinigt sich der Wille des Menschen mit dem Willen Gottes, entschließt er sich, am Gebote Gottes festzuhalten,



so wird das gemeinsam gesetzte Werk dem Menschen angerechnet, wie wenn er es ganz allein getan hätte. Hat er andere, sündhafte Gedanken, so kommt das Werk Soltes doch zustande, aber das böse Wollen verfällt dem Gericht, wenn es nicht nachträglich durch gutes Wollen, durch Reue und Buße, dem Gerichte entzogen wird.

Wenn aber ein Mensch gar nicht glaubt, wenn er von der Erstursache gar nichts wissen will, so geschehen die gemeinsam gesetzten Werke ganz ohne die Verbindung des göttlichen und menschlichen Willens, wenn sie auch noch so „gut“ wären. Der menschliche Wille hat von vornherein die einem jeden Menschen angebotene Gnade des Glaubens abgelehnt. Da kommt es auf sein innerliches Verhalten bei den einzelnen Werken gar nicht mehr an. „Wer nicht glaubt, der ist schon gerichtet“, sagt Christus.



Als ich dies alles mit einigen Freunden und Bekannten besprach, bald mit dem, bald mit jenem, stieß ich auf sehr hartnäckigen Widerspruch.

Nur einige, die sich viel mit dem Neuen Testamente, mit den Schriften der Kirchenväter und mit denen der mittelalterlichen Mystiker beschäftigt hatten, ließen sich gewinnen oder waren schon gewonnen und erklärten sogar, daß sich ihnen nun viele Rätsel von selber lösten.

Die andern wollten es sich nicht nehmen lassen, daß sie wenigstens an ihrem Platze und in ihrem Bereich die Verhältnisse und Entwicklungen nach ihrer Einsicht und nach ihrem Willen gestalten könnten. Sie mußten

freilich zugestehen, daß es meist anders käme, wie sie gewollt haben.

Aber nicht einmal diese Erfahrung störte sie. Und einer erwiderte mir ganz entrüstet:

„Also willst du dem Willen jeden bestimmenden Einfluß auf den äußeren Verlauf der Dinge absprechen? Wozu ist denn da dem Menschen der freie Wille gegeben worden?“

„Um sich für oder gegen Gott zu entscheiden, um mit oder gegen Gott zu sein, um Gottes Souveränität in tausendfältigen Lebenslagen anzuerkennen oder zu leugnen!“ sagte ich ihm.

„Aber“, warf mein Freund weiter ein, „Christus hat doch gesagt: Aus ihren Früchten werdet ihr sie, die falschen Propheten, erkennen. Also kommt es nicht nur auf die Gesinnung an, sondern auch auf die Produkte der Gesinnung, die deshalb abhängig sein müssen von Gesinnung und Willen.“

Ich mußte ihm zugestehen, daß eine nahe Beziehung besteht zwischen Tat und Gesinnung. Aber gerade die Früchte, an denen man die falschen Propheten erkennt, haben diese nicht gewollt. Sie haben nur ihre schlechte Gesinnung gewollt, nicht aber die unheilvollen Früchte der Gesinnung.

Gerade die Früchte der Gesinnung entwickeln sich meist gegen den Willen. Sie sind nicht mehr Taten der „falschen Propheten“, sondern belehrende Akte Gottes, von denen man die Falschheit der Prophetie gewissermaßen ablesen kann.

Mein Freund erwiderte hierauf:

„Jedenfalls, ich will jetzt in die Kirche gehen und meine Adoration halten und werde dabei beten, daß

du nicht wirklich noch ein Anhänger des Islam wirst. Was ich will, das wird!"

Nahm sein Brevier und ging die Treppe hinab.

Aber er trat fehl, dehnte sich eine Sehne im Fußgelenk und mußte sogleich in das Zimmer zurück. Acht Tage Bettruhe ohne Kirchenbesuch! „Was ich will, das wird!"

Wir sprachen in diesen acht Tagen noch viel von diesem Mysterium. Denn daß es trotz alles Forschens und Findens immer ein Mysterium bleiben wird, ist auch meine Überzeugung. Mein Freund suchte in der Bibelkonkordanz alle Stellen über „gute“ und „schlechte“ Werke, um zu zeigen, daß es nicht bloß auf die Gesinnung, sondern auch auf das Werk an sich ankomme.

Selbstverständlich ist oft das Werk als belohnbar oder strafbar genannt. Aber gemeint ist immer, daß der gute oder böse Willensentschluß belohnt oder bestraft wird. Das Werk an sich wird immer irgendwie gesegnet. Gott weiß das Böse, das heißt die mit böser Gesinnung verrichtete Tat, immer zum Guten zu lenken.

Es bleibt wahr, was Jakobus schreibt, daß der Glaube ohne Werke tot sei. Der lebendige Glaube muß ja mit Gott sein wollen im Tun und Lassen. Das andere ist überhaupt kein Glaube, nicht einmal ein toter. Trotzdem ist das Zustandekommen des Werkes nicht abhängig von Willen und Willkür.

Das Werk wartet wie ein Tempel auf den Glauben, daß er einkehre und darin anbete. „Aus Gnade seid ihr erlöst worden durch den Glauben, und das nicht aus euch, denn es ist Gottes Gabe, nicht aus den Werken,

damit sich niemand rühme; denn wir sind seine Schöpfung, geschaffen in Christo Jesu zu guten Werken, die Gott vorbereitet hat, damit wir in ihnen wandeln.“

Vor diesem Worte kapitulierte mein Freund.



Manche fromme Beter werden dies bedauern und wenigstens wünschen, mein Freund hätte mich mit einem Hinweis auf die Kraft des Bittgebetes in die Enge treiben sollen. Ich selbst hätte ja einmal gesagt und es sogar drucken lassen, daß das Gebet auch ein Mittel sei, das irdische Geschehen zu beeinflussen.

Ich bleibe auch jetzt noch bei meiner Meinung und halte daran fest, daß das irdische Geschehen nicht ein starres Gerüst sei, das Gott vor allen Zeiten konstruiert hätte, und daß Gott bei vielen Dingen auf die Zustimmung der Menschen wartet. So hat er auf die Zustimmung Marias gewartet, ehe er seinen Sohn in jungfräulichem Schoße Mensch werden ließ. So wartet er auf das tausendstimmige Gebet: Zu uns komme dein Reich. Denn sein Reich soll sein für ein freies Volk mit dem Rechte freier Zustimmung.

Das Gebet und die ausdrückliche Ergebung in Gottes Willen sind tatsächlich eine gewaltige Macht. Im Leben der Menschheit und der Einzelmenschen beruht oft die Zukunft auf dieser Macht des Gebetes und der Ergebung. Aber sowohl dein Gebet wie Mariens Wort „Ich bin eine Magd des Herrn“ stehen im Bannkreis des Mysteriums der göttlichen Mitwirkung. Gott sieht sie von Ewigkeit voraus, Gott wirkt sie von Ewigkeit. Du kannst nicht einmal „Vater“ sagen, viel weniger

das ganze „Vaterunser“, außer „im heiligen Geiste“. Und doch ist dein Wille dabei nicht unfrei. Auch Mariens Zustimmung war nicht unfrei, obwohl sie von Gott mit absoluter Sicherheit vorausgesehen war. Denn der Wille kann beim Gebete wie bei einer solchen Zustimmung immer noch sowohl auf Gutes wie auf Böses gerichtet sein. Er kann dabei Dinge erstreben, die Gott will oder die er nicht will, in einer Art, wie Gott sie will, oder in einer Art, wie er sie nicht will. Auch Judas betete: „Zu uns komme dein Reich!“ Und doch war sein Wille dabei nicht auf Gott gerichtet oder nicht in der Art, wie Gott es will.

Dein Gebet ist ebenso wie jede deiner Handlungen eine Wirkung, die dein freier Wille setzt, mehr aber noch eine Wirkung, die Gott gesetzt hat. Als solche ist es eingegliedert in den Weltplan Gottes und steht in engster Verbindung mit dem Vergangenen, durch das es veranlaßt ist, und mit dem Zukünftigen, das es beeinflusst. Von deinem Willen hängt nur ab, ob es dein Gebet ist, ob es dir angerechnet wird, ob du die richtige Besinnung hast und ob du auf Gott gerichtet bist.

Die Wirksamkeit des Gebetes hängt aber nicht von deinem Willen ab, sondern nur von dem ewigen und unveränderlichen Willen Gottes, der auch gewollt hat, daß du betest, und auch gewartet hat, bis du betest.

Das Bittgebet ist ein Mitwollen mit Gott. Was du durch dein Gebet erreichst, hätte auch ohne dein Gebet kommen können, aber durch dein Beten und Mitwollen wird es dein und dir angerechnet, und du kannst sagen: „Ich habe es mir erbetet.“

Das ist das Mysterium der menschlichen Handlungen und Geschehnisse, so vielen unbekannt, von so vielen nicht bedacht. Es darf nicht verwechselt werden mit dem Geheimnis des göttlichen Vorauswissens überhaupt, obwohl beide eng ineinandergreifen. Denn Gott sieht nicht nur die Handlungen und Geschehnisse voraus, sondern auch die Willensrichtung, die der Mensch dabei hat. Er kennt seit Ewigkeit alle jene, die er wegen dieser Willensrichtung beseligen oder verwerfen wird. Wie sich dieses Vorauswissen mit der Lehre von der Freiheit des Willens verträgt, wird kein Mensch in dieser Zeit ergründen können. Er müßte erst verstehen, daß es für Gott kein „Vorher“ und kein „Nachher“ gibt, keine Vergangenheit und keine Zukunft, sondern ewige Gegenwart, kein Vorherwissen und keine Rückerinnerung, sondern ewiges Schauen. Dieses Geheimnis ist ganz allein Gottes Angelegenheit. Das Mysterium der menschlichen Handlungen und Geschehnisse ist aber so weit unsere Angelegenheit, daß wir berechtigt und verpflichtet sind, das Notwendigste davon zu wissen.



Mein Lebensberuf ist es, Kirchengeschichte zu lehren und zu erforschen. Solche dogmatische Fragen scheinen demnach ganz außerhalb meines Arbeitsgebietes zu liegen. Ich bin also auf ein fremdes Gebiet wildern gegangen.

Doch nicht mit Unrecht!

Wer Geschichte treibt, ist gezwungen, sich immer mehr in das Wesen der menschlichen Handlungen zu vertiefen und wenigstens eine Antwort auf die Frage zu



versuchen, was denn eigentlich den Verlauf der geschichtlichen Entwicklung bedingt.

Die einen sagen: „Die Entwicklungskraft des Stoffes“, die andern: „Die Ideen“, „Der Hunger und die Liebe“, oder: „Die großen Führer“, oder: „Die großen Massen“, und wie die Antworten sonst noch lauten.

Im christlichen Altertum, dessen Erforschung mir besonders obliegt, sagte man, wenn man sich solche Fragen stellte: „Gott, der Herr.“ Aber man ließ auch den Teufel eine große Rolle spielen und war sich nicht immer ganz klar, daß auch der Teufel ohne Gottes Willen und Mitwirkung kein einziges Geschehnis zustande bringt. Daß er stets gegen Gottes Willen zu arbeiten versucht, hängt ja mit seinem Charakter zusammen, und er mag sich auch einbilden, dies und jenes geleistet zu haben. Er wäre dann in diesem Punkte ebenso dumm wie die Menschen, die auf ihre Leistungen pochen. Tatsächlich kann er nur an einem Punkte etwas erreichen, dort nämlich, wo Gott in seiner Weisheit dem Menschen die Wahlfreiheit für oder gegen ihn gegeben hat: in der Willensrichtung, in der Entscheidung für oder gegen Gott.

Aber selbst in diesem Punkte hat er nur die armseligen Werkzeuge der falschen Vorspiegelungen, der Anreizungen zum Trotz und Hochmut, der Lügen, nicht aber eigentliche bezwingende Gewalt.

Im übrigen waren die Denker des christlichen Altertums auf den rechten Spuren bei der Suche nach dem tiefsten Geheimnis der Geschichte. Der hl. Augustin griff herzhaft nach dem Schleier, der dieses Geheimnis verhüllt, und sah Gottes Hand.

Das Geheimnis der göttlichen Mitwirkung bei allen Handlungen und Geschehnissen bildete die Grundlage der Weltauffassung und Lebensauffassung des ganzen christlichen Volkes, auch wenn es noch beinahe tausend Jahre dauern sollte, ehe die Gottesgelehrten die rechten Worte für die Tiefen des Geheimnisses zu prägen vermochten.

Nach diesen tausend Jahren aber kamen die Zeiten, in denen der Mensch, wie man sagt, sein „Ich“ entdeckte, und, wie man sagen kann, sein „Ich“ anzubeten begann. Immer weniger dachten die Menschen an Gott, immer mehr an das stolze „Ich“, und immer kecker stellten sie dieses „Ich“ in den Mittelpunkt des Weltgeschehens und legten ihm immer mehr Kräfte bei, bis es beinahe alle Eigenschaften Gottes an sich trug.

So erhielt allmählich der Wille seine falsche Krönung, die ich ihm gern abreißen möchte, und die er bei mir längst nicht mehr tragen darf.



Aber auch wenn ich nicht Historiker wäre, wenn ich nur mein eigenes armseliges Leben hätte, müßte ich mich mit dem Geheimnisse der menschlichen Handlungen und Geschehnisse beschäftigen. Ich muß doch wissen, wie es mit meinem eigenen Leben steht! Und ich meine, du auch! Warum ist mein Leben nicht so geworden, wie ich gedacht und auch gewollt habe? Warum ist es viel schöner, ehrenvoller und freudenreicher geworden? Warum sind aber auch so dunkle Schatten darüber gegangen, warum ist so manche Linie darin eingezeichnet, die mir jetzt noch fremd vorkommt?

Vor allem muß ich wissen, wie es um die einzelnen Handlungen und Handlungsreihen steht. Wenn ich etwas getan habe und an seinen Folgen schwer zu tragen habe, kann ich da sagen: Gott hat es gewollt?

Es muß jedem Menschen eine brennende Frage sein, was in ihm und mit ihm so geheimnisvoll wirkt und was so oft ganz deutlich den äußeren Verlauf seines Lebens beherrscht. Welch große Unsicherheit vor der Tat und welche Verzagttheit nach der Tat ist oft auch in jenen Menschen, die eines guten Willens sind!

Wer das Mysterium der menschlichen Handlungen und Geschehnisse kennt, kann niemals unsicher sein, was er tun soll, niemals verzagt, als hätte er in sein Leben wieder eine Handlung gesetzt, die Gott nicht darin haben wollte. Wenn an ihn irgendeine Aufgabe, irgendeine Entscheidung herantritt und er weiß im ersten Augenblicke nicht, was er tun soll, wird er sagen: Ich weiß das eine ganz gewiß, daß ich Gott dienen will. Er wird sich einen Augenblick mit Gott im Gebete vereinigen. Dann wird er, nachdem er sich mit freiem Willen für Gott entschieden hat, irgend etwas zu tun beginnen. Und auf Grund seines Glaubens an das Mysterium wird er dann ganz sicher sein, daß die begonnene Handlung, soweit sie bisher zustande gekommen ist, nicht nur sein Werk, sondern viel mehr noch Gottes Werk ist. Es kann sein, daß er bald die Handlung abbrechen muß, ja daß er jetzt vielleicht das Gegenteil tun muß. Dann ist eben die abgebrochene Handlung auch noch Gottes Werk, denn was sie war, muß sie bleiben. Wenn er nun das Gegenteil tut, den

Willen immer noch auf Gott gerichtet, dann ist auch das Gegentheil Gottes Werk.

Aber kann Gott so widerspruchsvoll wirken? Das kann doch nur der schwache, irrende Mensch? Nein, Gott kann nicht widerspruchsvoll wirken, aber es ist auch kein Widerspruch in dieser Aufeinanderfolge. Am Anfang der Entwicklungsreihe war eben die abgebrochene Handlung am rechten Platze, während den weiteren Verlauf die gegenteilige Handlung bestimmen sollte.

Wenn mein obenerwähnter Freund zur Adoration ging und auf der Treppe mit verstauchtem Fuß umkehren mußte, so war dies eine solche abgebrochene Handlung, und niemand wird zweifeln, daß sie nach Gottes Willen war. Und da er sie nicht leichtsinnig oder böswillig abgebrochen hat, wird sie ihm sogar so angerechnet werden, wie wenn er sie hätte vollenden können. Aber die tatsächliche Vollendung war nicht nach Gottes Willen; sie wäre auch nicht nach Gottes Willen gewesen, wenn mein Freund die erste Absicht böswillig aufgegeben hätte. Nur die Bosheit des Willens — ich kann eigentlich so ein Wort von meinem immer herzensguten Freunde überhaupt nicht sagen — wäre gegen Gottes Willen gewesen. Gott wollte, daß der Freund mit verstauchtem Fuße eine Zeitlang das Bett hüten mußte.

Wieviel Sonne leuchtet aus dem Mysterium des Concursus divinus auf die kleinsten Abschnitte unseres Lebens und auf den ganzen Verlauf des Lebens! Und wenn nun eine Entwicklungsreihe abgeschlossen ist, so wird der Mensch, der nichts von diesem Mysterium weiß,

auch dann nicht vollkommen froh sein, wenn ihm die Entwicklung günstig verlaufen ist. Er wird immer noch ein „Hätte ich doch“ und ein „Wäre ich doch“ finden und sich damit quälen. Und erst gar, wenn ihm die Entwicklung Schmerzen gebracht hat, wenn sie ihm Ehre und Gut genommen! Er wird gar nicht mehr froh werden können.

Anders der Mensch, welcher an das Mysterium glaubt. Ihn wird es nur schmerzen, wenn etwa sein Wille in der Richtung auf Gott manchmal gewankt hätte. Im übrigen wird er sagen: „Gott hat alles so geschickt, Gott hat alles so gewollt, es hat alles so kommen müssen!“

Und er wird allen Druck und alle Last abschütteln und mit neuer Hoffnung in die Zukunft gehen.



Alle Handlungen der Menschen haben eine gewisse Ähnlichkeit mit Jesus Christus. Sie bergen in sich Göttliches und Menschliches in wunderbarer Einheit. In Christus ist göttliche und menschliche Natur vereint in einer Person. In der Handlung ist göttliche und menschliche Wirkung vereint in einem Werke. In Christus überstrahlt die göttliche Natur die mit ihr vereinte menschliche Natur. In der Handlung hat die göttliche Wirkung das Übergewicht über die menschliche Wirkung.

Und wir sind bei jeder Handlung ähnlich der lieben Gottesmutter Maria. Wir sagen wie sie: „Siehe, ich bin eine Magd des Herrn, und mir geschehe nach seinem Worte.“ Und was dann geschieht, ist eine wunderbare Einheit von Göttlichem und Menschlichem. Mit Maria singen wir das Magnifikat von dem, „der da mächtig

ist“, mit ihr hören wir den Engelsgesang: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede den Menschen auf Erden, die eines guten Willens sind.“

Und es ist ein seltsamer Zufall, der aber gerade durch diese inneren Ähnlichkeiten den Charakter des eigentlichen Zufalls verliert, daß zu derselben Zeit diese beiden Mysterien von Irrlehrern angefeindet und von rechtgläubigen Lehrern verteidigt wurden: Pelagius bestritt das Mysterium der menschlichen Handlung, sein Zeitgenosse Nestorius bestritt die geheimnisvolle Vereinigung der göttlichen Natur mit der menschlichen Natur in Christus. Beide wurden gemeinsam auf der Allgemeinen Bischofsversammlung von Ephesus im Jahre 431 verurteilt.

Und wie das Auge ohne Glauben immer wieder in Christus nur den Menschen erblickt, so sieht es auch in unsern Handlungen immer wieder nur die menschliche Wirkung. Erst wenn Christus wiederkommen wird mit großer Macht und Herrlichkeit, so daß niemand mehr seine Gottheit leugnen kann, wird auch das Mysterium der menschlichen Handlungen aufleuchten, und es wird offenbar werden, daß in uns „Großes getan, der da mächtig ist und dessen Name heilig“.

## 15. Der Glaube des Leinwebers und Kirchvaters August Strangfeld.

Ein Dachstübchenfenster mit lauter scharlachroten Pelargonien, ein grünes Brettlein davor, dazwischen fünf spinnenbeindünne Finger mit einer blauen Gießkanne, dahinter ein pergamentledernes, andachtsver-



klärtes Gesicht mit einem graugrün-blauschwarzen Sammetkäcklein, darüber lauter Abendsonne — — —

Meister Spitzweg, komm, hilf mir malen! Mal mir ein Heiligtum und ein Mysterium in Menschengestalt hinter roten Blumen und goldner Sonne; ich brauche das Bild!

Als ich noch Kaplan an der Sandkirche in Breslau war, drohte ich einmal meinen Schulkindern, die mir nicht recht zu Willen sein wollten, mit dem unerhört schreckhaften Worte:

„Dann bin ich euch böse!“

Stand doch gleich ein keckes Mädchen aus der elfjährigen Schar auf und erwiderte:

„Die Leute sagen ja, Sie könnten gar nicht böse sein.“

Ach, das stimmte für jene glücklichen Jahre uneingeschränkten Vertrauens auf die Liebe und Gnade Gottes und auf die alles überwindende und alles vollbringende Kraft des Glaubens innerhalb der durch Christi kostbares Blut wirklich erlösten Menschheit!

Aber einmal war ich doch böse: Kam in mein Stüblein ein junger Mensch mit kräftigen Armen, gesunden Beinen und leuchtenden Augen und tat ganz elend und ohne allen Lebensmut und sagte:

„Mir hat der Herrgott auch alles genommen.“

Es war ja auch zum Erbarmen. Die Eltern waren ihm beide während des letzten Jahres gestorben, die Braut untreu geworden — laßt nicht, denn das tut immerhin recht weh —, und die Arbeit war ihm gekündigt worden.

Ich wußte Arbeit für ihn, sagte ihm aber zuvor:

„Sie haben doch noch Ihren katholischen Glauben und sollten nicht denken, daß Sie alles verloren haben.“

Da antwortete er mir in seiner echten Fabrikarbeiter-  
sprache:

„Was kann ich mir dafür kaufen!“

Denkt nun nicht, daß ich deshalb böse war auf diesen Menschen, der sich wirklich unglücklich fühlte. Aber ich war böse auf die Welt, die ihm diese Sprache angewöhnt, die dieses Wort geprägt hatte, diese Verleugnung aller Kräfte und Werte, für die ich in unermüdlicher Arbeit mein Leben einsetzte.

Wie einst der hl. Augustin, als am Anfang des 5. Jahrhunderts Weltende und Weltgericht zu kommen drohten und das Ende der damaligen Weltordnung wirklich kam, gleichsam in einer Vision die beiden Staaten, die Civitas terrena und die Civitas Dei, in ihrem vieltausendjährigen Streit und ihrer Vollendung sah, so erkannte ich in deutlichem Bilde die beiden Welten, die immer noch in unlöslicher Durchdringung und doch strenger Abgrenzung ineinander, nebeneinander und gegeneinander bestehen: die Welt unseres lieben, alten, alles verklärenden und alles erklärenden katholischen Glaubens, in der ich groß geworden war, und die Welt, welche den Glauben nur theoretisch, nur wissenschaftlich kennt, aber sein Leben nicht hat und sein Glück nicht versteht.

Und ich sah auch große Scharen von Katholiken auf den Straßen dieser Welt ohne das Leben des Glaubens.

Heute ist nicht nur dieser oder jener arme Bursche im Elend, heute sind es ganze Völker. Und wenn einer sie trösten will mit dem Hinweis auf den unverlier-

baren Besitz des katholischen Glaubens, wird das bittere Lachen jenes Burschen und sein verächtliches Wort zur Lächerrede von abertausend Lippen.

Erst müßte die Welt wieder einmal begreifen, was der Glaube ist, eher dürfen wir ihr nicht mehr mit Glaubenstroß kommen. Wir predigen viel zu sehr die Einzelheiten des Glaubens, anstatt daß wir das Wesen des Glaubens übermitteln.



Der Glaube ist kleiner Leute Kind. Wenn er bei großen Herren zu finden ist, hat er immer etwas Adoptiertes an sich, oder er dient bei ihnen als Kutscher, der ihre Droschke zum Himmel fahren soll, wenn es mit ihnen zu Ende geht, oder als Lakai, der für die Sonntagskleider zu sorgen hat, oder als Hofkaplan, der eben gehalten wird, weil die Ahnen alle einen Hofkaplan hatten. Und bei den Geistlichen muß er immer in der Klerik gehen. Und erst bei den Kardinälen!

Deshalb vergißt man so leicht, daß der Glaube eine ganz urwüchsige oder, wenn ihr das Wort in seinem besten Sinne fassen möchtet, eine wilde Kraft ist, einem Bauernjungen ähnlich mit roten Backen, mit frischen Augen, mit starken Armen, einem Sturme ähnlich, welcher weht, wohin er will, welcher Tauwetter bringt und den Winter vertreibt, welcher die Bäume im Walde bricht und die Dächer von den Häusern reißt.

„Studium macht schwindstüchtig, Bildung macht schwach, und man muß dann immer eine Brille tragen“, so sagte mir ein alter Mann, als ich zum ersten Male meine

~~~~~

Gymnasialferien in meiner Heimat verlebte. Ich habe immer daran gedacht und darum so mäÙig studiert, daß ich vor Schwindsucht und bis zu diesem Jahre auch vor der Brille bewahrt blieb. Aber mein armer Glaube, der mit mir studieren mußte, hätte sicher die Schwindsucht bekommen, wenn ich ihn nicht immer wieder daheim bei armen, glaubensfrohen Menschen kuriert hätte. Und Brillen und Nasenklemmer haben sie ihm mehr als ein Dutzend ausprobiert, klassische, philosophische, historische, kritische, ja sogar theologische, und einige davon mußte er auch längere Zeit tragen, und ich meinte manchmal, er sehe tatsächlich besser und weiter durch die eine oder andere Brille, bis ich zu der Einsicht kam, daß der Glaube keine Brille braucht und mit seinen eigenen Augen mehr sieht als durch die feinstgeschliffene philosophische und bestgefäßte theologische Brille.

O du, mein lieber, gesunder, urwüchßiger, wilder und doch heiliger Glaube, der du mit mir fuhrst, als mich Pfarrers lahmer Schimmel nach der Taufe heimbrachte, der du bei mir bliebst und mit mir aufwuchsest in dem kleinen, armen Häuslein, das mein Großvater aus den Baumstämmen des nahen Busches gebaut, du, mein Gefährte auf den langen Wegen zur Schule, du, mein Spielgenosse, mein erster Erklärer und Deuter des Sternenhimmels und der Blumenwelt, du, mein Schutzengel in den Gefahren der Welt, mein Genius in Studium und Forschung, Gotteskraft in meinem Streben und Wirken, könnte ich dich der Welt verkünden, wie du bist! Aufhören würde sie und vergessen Leid und Krieg, Partei und Zwiespalt. Weichen würden alle

Zweifel und alle Lasten, die auf den Seelen drücken. Ein Aufatmen würde durch die Welt gehen wie ein tiefer Seufzer der allerletzten Not. Und sprechen würden alle Menschen: hätten wir auch alles verloren, wir haben doch den Glauben.

Ich gehe mit dir einen Weg durch den Wald, in dem ein wunderbarer Vogel nistet und singt. Du möchtest ihn gern einmal sehen, und gern möchte ich ihn dir auch zeigen. „Sieh, dort sitzt er auf dem Aste, sieh, dort fliegt er gerade über den Wipfel der großen Buche!“ Aber ach, mein Wort ist zu langsam und dein Blick zu wenig geschwind. Schon ist der wunderbare Vogel wieder verschwunden. Aber wahrhaftig, er ist da und nistet im Walde, horch, wie er singt! So nur kann ich dir den Glauben verkünden. Er ist wahrhaftig da, aber seine sichtbaren Offenbarungen können nur selten das Objekt wissenschaftlicher Beobachtung werden, besonders wenn die Wissenschaft gar so wenig geschwind ihr Auge erheben kann. „Sieh dort über der Buche! — Ach, du hast ihn wieder nicht gesehen!“

Aber ich rede doch gern mit dir von dem Glauben, den ganzen Waldweg entlang. Wenn du dann diesen Weg einmal allein gehst und immer recht nach oben schaust, dann wirst du vielleicht auch einmal das Glück haben.



Wo bleibt nun aber der Leinweber und Kirchvater, der aus der Überschrift herausguckt wie ehemals aus seinem Dachstüblein? Hab' Geduld! Ich komme immer schwer zum eigentlichen Thema, da du noch gar zu viele andere Auffassungen hast und dich nicht leicht

hineinfinden kannst in unsere gebirgige Gedankenwelt.

Es fällt mir auch ein, daß der Leinweber, dessen Glauben ich darstellen will, meistens nur baumwollene Schnupstüchlein webte. In der Überschrift sollte er nur locken. Aber ich wette, du hast gleich die Frage gestellt: „Was hat wohl dieser Leinweber alles zusammengeglaubt?“

Da sind wir wieder auf einen deiner unbekannten Fehler gestoßen: du denkst beim Glauben immer gleich an das Objekt, an das „was“.

Gewiß sind die Objekte des Glaubens hoch und heilig und von allererster Wichtigkeit. Aber das G l a u b e n an sich ist auch von großer Wichtigkeit. Wenn einer eine Brille kauft oder ein Fernrohr, so ist ihm zunächst am wichtigsten das Sehen durch Brille oder Fernrohr. Die Gegenstände, auf die er Brille oder Fernrohr richtet, sind ihm zunächst nicht die Hauptsache. Das Sehen an sich ist ihm ein Gut, über das er sich freut. So muß man auch das Glauben an sich schon für ein hohes Gut halten. Darum hat Christus meist vom Glauben ohne Objekt gesprochen und hat das viele Reden über die Objekte des Glaubens den Dogmatikern überlassen. „Wer glaubt und sich taufen läßt, der hat das ewige Leben.“ „Wer nicht glaubt, der ist schon gerichtet.“ Der Glaube an sich ist die Kraft. Und es ist wohl einer der schlimmsten Fehler, den Glauben irgendwie mit dem Wissen von Objekten zu verwechseln. Er ist ja viel mehr ein Wollen, ein Können, ein Tun. Er ist eine ganz eigene Funktion, die im Menschen noch zum Denken, Verstehen, Wollen, Sehen, Vorstellen,

Fühlen hinzukommt. Erst der gläubige Mensch ist ein Vollmensch; jeder andere Mensch ist innerlich Torso, ein Stummel. Diese neue Funktion wird sich von selbst bald ihre Objekte suchen und sie erfassen und wird immer reicher und stärker werden an ihren Objekten. Aber es ist wohl zu merken, daß der christliche Glaube am fruchtbarsten war, als die Zahl seiner Objekte noch gering war. Wie klein war der Katechismus der Martyrer, wie klein der Katechismus der Missionäre, die einst die Welt eroberten für den Glauben! Als dieser Katechismus des Urchristentums, die „Lehre der zwölf Apostel“, vor einigen Jahrzehnten wiedergefunden wurde, hätte die Christenheit einmal nachdenken sollen, was für ein Wunder der Glaube sei.

Der Leineweber hieß August Strangfeld und wurde Strangguße oder Strangfeldkirchvater genannt, denn er war auch Sakristan an der Dorfkirche und Vorbeter bei Ölberg- und Kreuzwegandachten, auch Anführer von Gemeindeprozessionen. Der Glaube war für ihn also eine Einnahmequelle; er lebte aus dem Glauben.

Das reicht für dich vielleicht hin, um ein wenig mit den Achseln zu zucken und die beiden Mundwinkel um einige Millimeter herunterzuziehen und zu sagen, der Fall sei für dich erledigt. Und geradezu schütteln wird es dich in deinem gebildeten und geklärten katholischen Glaubensempfinden, wenn ich dir noch erzähle, daß die Leute öfters zu seiner Frau, der kleinen und dicken Stranggußen, kamen und ihr 30 Pfennige, nach der heutigen Valuta 3 Mark, gaben, damit sie einen Rosenkranz bete, und daß sie das Geld mit einem ganz freundlichen Gesicht annahm, aber auch den Rosenkranz

mit ganz andächtigem Gesicht betete: Keine Perle durfte voreilig zwischen Daumen und Zeigefinger durchschlüpfen; erst das Ave zum Himmel, dann konnte die Perle frei an dem Kettlein baumeln und mit ihren Gefährtinnen das feine, leise, raschelnde Rosenkranzklappern spielen, wie wir es oft mit moderner Nervosität bei unsern betenden Kirchennachbarinnen bemerken: „O Gott, ich danke dir, daß ich nicht so bin, wie diese unaussehbliche Betschwester da; ich bete im Geist und in der Wahrheit oder dann lieber gar nicht!“

Als ich diese beiden Eheleute näher kennenlernte, war ich noch in dem unzurechnungsfähigen Alter von zwölf Jahren. Ein Kirchvater stand damals bei mir in demselben hohen Ansehen, wie etwa heute ein Kardinal der römischen Kirche bei mir steht. Darum fand ich alles in Ordnung, und ich will es gleich gestehen, beim Strangguste und bei der Stranggusten war auch alles in Ordnung. Freudiger und reiner hat es wohl selten ein Priester gesagt, was der alte Strangguste so gern sagte: „Ich stehe beim Herrgott im Dienste, und ich brauche keinen andern Beweis für sein wirkliches Dasein, als daß er mich und meine Frau redlich ernährt.“

Bei ihm selber hatte es Gott als Nährvater nicht gerade auf eine Maaß abgesehen. Denn ich kann gar nicht beschreiben, wie dünn und durchsichtig der Mann war. In der Farbe unterschied er sich gar nicht von den Altarkerzen, die er anzuzünden hatte, so daß eigentlich ein ganz eigenartiger Fall von Mimikry oder natürlicher Schutzfärbung vorlag.

Die Stranggusten dagegen war neben ihm wie ein gut geratener Weihnachtsstriezel neben einem ganz

schmalen Kuchenstreifen, ihre Augen wie süße Rosinen in dem hochaufgegangenen Teig der Wangen.

Sie hörte nicht gut und ging darum selten unter die Menschen. Überhaupt gab ihr dieses Unvermögen einen rührenden Ausdruck von Schüchternheit und zugleich Bereitheit, doch die Menschen zu verstehen. Ihr Stübchen und ihr Mann waren ihre irdische Welt, aber von beiden gingen tausend Steiglein in die überirdische.

Das Stübchen war ganz arm, aber so rein und sonnig, wie ich selten ein armes Stübchen gesehen. War einmal ein Pfennig übrig, so daß ein neues Einrichtungsstück hätte angeschafft werden können, sagte sie: „Laß es, Guste, die Leute dächten dann, wir wären reich, und brächten nichts mehr für einen Rosenkranz.“

Sie liebte das kleine Almosen, sie wollte durchaus auch körperlich aus dem Glauben leben, sie war wie Sankt Dominikus, der nichts essen und anziehen wollte, außer was ihm freiwillige christliche Liebe zum Essen und Anziehen gegeben.

So war auch ihr Mann. Mit dem Schnupstüchelweben war nichts Rechtes zu verdienen, vielleicht 50 bis 60 Pfennige für den Tag. Für breite Ketten, wie meine Mutter sie über den Webstuhl spannte, war sein zierlicher Stuhl zu schmal, und seine Füße hätten kaum die Trittlinge ertreten, wenn ein schwereres Gewende angespannt gewesen wäre. Und wie hätten seine Spinnenarme eine schwerere Schütze — die Schlegler Weber sagten für dieses Ding nie „Schifflein“, sondern „Schütze“, der Schnelligkeit wegen; der langsam-bedächtige Strangguste aber sagte „Schifflein“ — von dem einen Schnellerkästchen zum andern schnellern können! Nein, für diese

beiden Leute war die Arbeit, was sie für unsern seligen Stammvater im Paradiese war: Gnade, Nachahmung des immer, aber sehr bedächtig tätigen Gottes.

Mit vielem Erbarmen sah meine starke, immerforgende Mutter dem geruhsamen, friedlichen Webespiel des frommen Kirchvaters zu und gab ihm regelmäßig die Note: „Viel bringt er halt nicht fertig.“

Manche Leute meinten sogar, daß Strangguste wohl mehr Taschentücher verbrauchte als webte. Denn in seinem kleinen Stübchenparadiese ergab er sich in regelmäßigen, bei zunehmendem Alter immer kürzer werdenden Abständen dem erbsündenfreien Genuß des Tabakschnupfens. Aber diese Leute haben unrecht, sie haben nicht tief genug gedacht. Ich weiß, daß Strangguste nur ganz wenig Taschentücher verbrauchte, und diese wenigen nur für die Kirche. Denn seine Nase war wohltemperiert und seine Prisen klein, und wenn einmal in Übergangsjahreszeiten eine Funktion an der Nase notwendig wurde, war doch der Hemdsärmel und in gelinderen Fällen der Ballen der rechten Hand da.

Lacht nicht, denn ihr versteht gar nichts von der Ökonomie armer Leute!

Unsere Schule war immer um 12 oder 1 Uhr aus, und um 3¼ Uhr begannen schon unsere Geigenstunden. In der kurzen Zwischenzeit lohnte es sich nicht, erst nach Neusorge hinauszugehen, besonders im Winter und bei schlechtem Wetter. Darum erbat mir die Mutter beim Strangfeldkirchvater Unterkunft für diese Wartestunden. Und die freundlichen Leute freuten sich mit einer ganz leisen, stillen Freude, daß sie nun einmal „Fremde beherbergen“ konnten. Früh brachte ich von

Neusorge herein einige gut berechnete Butterschnitten und ein Blechkännchen voll Kaffee, der an gewöhnlichen Tagen auf dem stark bewegten Schulwege alle Ruhezustände vom stillsten See bis zur sprudelnden Sturzflut, an Frosttagen aber alle Aggregatzustände von dampfender, flüssiger und gefrorener Nahrung durchmachen mußte, bis er in der hübschen, warmen Stube des Kirchvaters allmählich wieder auftaute und in der Mittagszeit neben den Kartoffeln und der Buttermilchsuppe der Strangguften aufgewärmt wurde.

Da kamen für mich die aller schönsten Stunden. Wie ich nach den Butterschnitten und dem duftenden Kaffee, so hungerte mein wilder und doch so heiliger Glaube nach Objekten. In der Schule war uns wohl ein reichlicher religiöser Wissensstoff beigebracht worden. Aber Wissen ist eben doch kein Glauben und kann gar nicht so selig machen wie das Glauben, bei dem einem nicht erst eingeredet wird, daß man wissen kann. Mein Glaube suchte Objekte, die nicht in der Schule als Wissensobjekte gelehrt wurden. Der himmlische Vater, das kostbare Blut Jesu, die armen Seelen, das Fortleben nach dem Tode, das alles war bis zur Schulzeit Glaube gewesen, der mich ganz erfüllte und ergriff. In der Schulzeit waren es Katechismusfragen und Katechismusantworten geworden, die nicht Herzensergriffenheit, sondern nur Lernbravour auslösten. Der Glaube hatte sich darum ganz andern Objekten zugewandt, z. B. den Hexen und Geistern, aber auch den Erscheinungen der lieben Mutter Gottes, den Krankenheilungen im Namen Jesu, die immer noch passieren sollen, kurz allen außerirdischen Dingen, die nicht Lernstoff für die Schule waren.

sein ganzes Leben in diesem Glauben und diesem sehnsuchtsvollen Warten auf die neue Ankunft des Messias wurzelte.

Bei einem rechten Weber wird es nur dreimal am Tage still in der Stube. Sonst hüpfen die knalligen Klangwellen in einem fort wie Springbrunnen aus den Schnellerkästchen, begleitet von dem feinen und lustigen Zischen der hin- und hereilenden Schütze und dem ächzenden Dehnen der Schnüre und Lederbänder, hüpfen im Knall durchs ganze Zimmer, trommeln an alle Ohren, Bilderscheiben, Fensterscheiben, hüpfen durch Fenster und Türen, spektakeln auf der Straße, rennen nach den Wiesen ums Dorf und spielen am Rand des Busches mit den Halmen, und wenn dort ein Wanderer geht, hört er in Klopfschlägen drahtloser Telegraphie das Lied vom fleißigen Weber. Aber dreimal am Tage wird es still: Wenn der Weber essen oder schlafen geht, wenn er schnupft und wenn er sich einmal in seinen Lieblingsgedanken versinkt.

Kam ich einmal außer der Essenszeit in die Nähe des Häusleins, in dessen Dachstube der Kirchvater wohnte, und das Webstuhlgedröse Schillaka-Schallaka hörte plötzlich auf, so wußte ich: Entweder schnupft der Strangguste, oder er denkt an das tausendjährige Reich, an den Antichrist, an das Ende der Welt, an die neue, paradiesisch verklärte Erde. Da ging ich gern zu ihm hinauf. Er hatte niemand im ganzen Dorfe, mit dem er hätte darüber reden können, außer mir. Wenn er aber mit mir darüber redete, da horchte die ganze Stube, die rosafarbenen Wangen der Glasbilderheiligen röteten sich freudig, die Blutstropfen und Wunden des

Gekreuzigten leuchteten wie Rubinen, die langen Reihen von Bibelszenen kamen in Bewegung, die Schwerhörige Stranggußen setzte sich auf die Ecke der Ofenbank, und da ihre Ohren verschlossen waren, las sie mit ihren Augen die gesprochenen Worte und machte zum Zeichen des Verständnisses den Mund auf.

Der Strangfeldkirchvater war ein berühmter Vorbeter. Seine Worte kamen gar nicht laut aus seinem Munde, aber sie müssen von einer unsichtbaren Macht, wohl von seiner Seele, getragen worden sein, denn sie gingen von Beterreihe zu Beterreihe und reichten bis hinten unters Kirchenchor oder bis zum letzten Weiblein, das der Prozession nachhumpelte. Wenn er aber vom tausendjährigen Reich sprach, wurden seine Worte wie der stille Gesang eines Mädchens, das an seinen Hochzeitstag denkt.

Seit damals wohl weiß ich, was glauben heißt, was glauben ist. Glauben ist Warten.

Ich habe später einmal auf der Kanzel einer Großstadtkirche vom christlichen Warten gesprochen. Es war Adventszeit. Auf dem Heimwege von der Kirche schloß sich mir ein etwas älterer Priester an, der an derselben Schule lehrte wie ich und von dem wir alle wußten, daß er tiefer als wir alle über die Geheimnisse des christlichen Glaubens nachdachte. Nach der ersten Begrüßung sagte er mir: „Es ist unter Priestern nicht üblich, von einer eben gehörten Predigt zu sprechen, aber ich muß Ihnen sagen, daß ich nun weiß, was glauben heißt: Glauben heißt wirklich warten, sowohl für den einzelnen Christen wie für die ganze Christenheit!“ Und dann sprach er davon, daß Christus zwei Gebote gegeben und immer wieder eingeschärft habe,

nämlich daß wir einander lieben und daß wir auf ihn warten. Er ist schon seit Jahren seinem Herrn entgegengegangen, nach treuem Warten. Und an seinem Grabe steht das Wort: „Ich gehe zum Vater.“

Wie sind doch wartende Menschen schön! Die Künstler malen wartende Menschen so gern. Da ist die ganze Seele auf dem Antlitze, da wird die ganze Welt zum Schweigen und zum Hören.

Der Kirchvater Strangfeld war ein solcher Wartender. Bei Pfarrers Predigten horchte er an der Sakristeithüre, ob er wohl etwas von der Frohbotschaft höre, daß der Messias wiederkomme, wie er gesagt. Auch Zeitungen las er, soweit er sie aus dem Papierkorb des Pfarrers oder aus dem Bäckerladen als Einpackpapier erhielt: „Einmal wird schon etwas darin stehen, woraus ich sehe, daß die Fülle der Zeit kommt.“ Und bald erkannte er in allen Vorkommnissen die Zeichen der Zeit.

Einmal kam ich aus der Schule zu ihm und sagte: „Ich habe heute von einem tausendjährigen christlichen Reiche gehört: Am Weihnachtsfeste des Jahres 800 krönte ein Papst den Frankenkönig Karl d. Gr., und seine Krone blieb 1000 Jahre lang erhalten, bis sie Kaiser Franz II. von Österreich wieder heruntersetzte.“ Da hättet ihr den Strangguste sehen sollen! Wie er sonst, wenn die Glocken vom Turm die Ankunft eines Hochzeitszuges aus der Ferne meldeten, geschwind seine Klerik anzog und die Altarkerzen anleuchtete, so veränderte sich jetzt sein ganzes Wesen, so leuchtete es in ihm auf.

„Jetzt verstehe ich. Das hat mein Großvater miterlebt, und er sagte immer: Die alten christlichen Zeiten

~~~~~  
sind für immer vorbei, wir leben in den geweisagten  
letzten Zeiten!“

Und fester als sonst trat er nun auf die Trittlinge, das Gewende hob und senkte sich und öffnete der wartenden Schütze ihre Bahn durch das geteilte Kettengarn, die linke Hand schob die Werklade zurück und ein kräftiger Zug der rechten trieb die Schütze aus dem einen Schnellerkästchen zum andern, derweil der Faden ihres Spülchens abrollte und das angefangene Schnupftüchlein um eine schmale Linie weiter der Vollendung entgegenführte. Laut schlug die Werklade nach vorn und preßte den neuen Faden an, und so ging es weiter, Zug für Zug, Schillaka-Schallaka, denn die Welt muß tätig bleiben, bis der Herr kommt.

Als es sich dann fügte, daß ich studieren durfte, setzte Strangguste die Hoffnung auf mich, daß ich den Sinn der Weltgeschichte erforschen und der Welt beweisen werde, daß nun alles der Vollendung entgegengehe, daß Christus, dessen erste Ankunft so demütig und leidend war, doch der Mittelpunkt alles Geschehens sei, und daß sich dies recht bald klar herausstellen müsse, wenn er in Macht und Herrlichkeit seine geweisagte zweite Ankunft feierte. Ich konnte ihm, da wir einen sehr tüchtigen und tiefgläubigen Geschichtslehrer hatten, noch vor seinem Tode auseinandersetzen, daß tatsächlich jene tausend Jahre wesentlich verschieden waren von den vorausgehenden und nachfolgenden Zeiten. Name und Gesetz Christi, freilich auch in diesen tausend Jahren oft genug verunehrt und verletzt, waren doch, ganz anders als zuvor und nachher, die Grundlage der Weltordnung. Es war ein unsichtbares, aber starkes König-

~~~~~

tum Christi, aufsteigend in der ersten Hälfte jener tausend Jahre, auf machtvoller Höhe, als der Königspapst Innozenz III. regierte und als der in Freude und Leid, in Erfolg und Mißerfolg gewaltige Bonifaz VIII. in der Bulle Unam sanctam die Lehre von der christlichen Weltordnung, von den beiden Armen und den beiden Schwertern, von Kirche und Staat feierlich verkündete, und dann absteigend, bis das Christentum schier alle äußere Gewalt auf Erden verlor und das Antichristentum, die in ihrem tiefsten Wesen heidnische moderne Kultur, im öffentlichen Leben, aber auch bis tief in die Herzen des katholischen Volkes zur Herrschaft kam.

Besonders aufmerksam horchte der Prophet am Webstuhl auf, als ich ihm auseinandersetzte, wie die Zeit seit 1800 eigentlich nur eine Inhaltsübersicht an dem dicken Buche der Weltgeschichte sei. An der neugebauten gotischen Dorfkirche, die so ganz anders war als das liebe, kleine, barocke Kirchlein, das vorher da stand, hatte ich ihm längst erklären müssen, was Gotik sei. Nun begriff er leicht, daß die Baumeister seit 1800 noch einmal alle Bauperioden von der griechisch-römischen Kunst bis zu dem lebendigsten Barock durchgemacht haben: im Klassizismus und Empire um die Wende des 18. Jahrhunderts die griechisch-römische Bau- und Schmuckkultur — dort das Tempelchen auf dem alten Stiche im Biedermeierahmen an der Wand zeigt dies recht deutlich —, dann die romanisch-gotische Bauperiode, dann besonders in den Großstadtkasernen und in den Tischlermöbeln die italienische Renaissance und dann endlich das Barock.

Auch das erfaßte er als Zeichen letzter Zeit, daß die Gelehrten des 19. Jahrhunderts so viel Geschichte treiben und sonst nicht mehr anders denken können als historisch, daß sie den Versuch machen, die ganze Vergangenheit zu rekonstruieren, daß sie lieber alte Vasenscherben zusammenkleben als neue modellieren.

„So machi's der alte Mann“, sagte er ganz recht, „er verbringt seine Zeit mit Erinnerungen und kann nichts Neues mehr machen.“

Nun werfet ihr mir gewiß im Stillen vor, daß ich den guten Strangfeldkirchvater in ungesunder Schwärmerei recht bestärkt habe.

Warum sagt ihr „ungesund“, warum sagt ihr „Schwärmerei“?

Strangguste war in seinen letzten Lebensjahren zwar dürr wie ein Grashalm im November, aber er war sehr gesund, besonders im Gemüt. So frisch im Denken, so achtsam auf alle Vorgänge warst du vielleicht in deinen besten Jahren nicht wie er in seinem Warten auf die Entwicklung der Welt bis zur Verherrlichung seines Herrn und Meisters.

Und ist ein bestimmtes geschichtsphilosophisches Weltbild, ist die Messias Hoffnung der Christenheit eine Schwärmerei? Dann nenne auch Stranggustens großen Namenspatron, den hl. Augustin, den größten Philosophen aller Zeiten, einen Schwärmer, du mit deinem kleinen Verstande, der du dich gerade deshalb für äußerst klug hältst, weil du dein Wissen auf möglichst nahe-
liegende Dinge und Zeiten beschränkst!

Strangguste starb lange Zeit vor Ausbruch des Weltkrieges. Er hat also nicht erlebt, wie der Geist des

Widerchristentums zu seiner frechsten Offenbarung kam in Lüge, Blut und Zusammenbruch aller sittlichen Ordnung, der Geist des klingenden Goldes, das sich bald in wertloses Papier verwandelte, der Geist gewalttätiger Macht, deren innerstes Wesen Ohnmacht war.

Mit welcher Spannung würde er diese neuen Schritte des nahenden Gottes beobachtet haben!

Sankt Augustin, sein Namenspatron, lebte zu einer ganz ähnlichen Zeit. Auch er war erschüttert, als er eine mehr als tausendjährige Weltordnung zusammenstürzen sah, aber auch er fühlte das Nahen des Herrn und er sagte den Menschen seiner Zeit: „Wie könnet ihr so erschreckt sein. Da wir nun einmal glauben, so müssen wir auch geschehen lassen, was wir glauben.“ Und er freute sich tiefinnerlich über den Zusammenbruch der Civitas terrena, hoffend, daß bald die Civitas Dei in herrlichem Glanze erstehen werde.



Wir dürfen nicht der Adventistensekte das alte, katholische Erbgut des zuversichtlichen Glaubens und des sehnennden Wartens auf die Wiederkunft Christi und auf das „tausendjährige Reich Christi“ überlassen. Die ehrwürdigen Väter der Kirche haben fast ausnahmslos diesen wartenden Glauben gepredigt. Da kann nicht alles Irrtum sein.

Die Juden hielten fest an ihrer Messias Hoffnung, und wir wissen, wie sich diese Hoffnung in der ersten Ankunft Christi erfüllt hat. Sollen wir schlechter sein als die Juden, da Christus mit deutlichstem Worte seine Wiederkunft versprochen hat? Die Messias Hoffnung des

Alten Testamentes hat das jüdische Volk ganz wunderbar gekräftigt, getröstet und zusammengehalten. Muß nicht auch unser Messiasglaube die gleichen Werte bergen?

Freilich, die Christenheit ist in diesem Glauben schon oft enttäuscht worden. Wie oft sah sie schon die Zeichen am Himmel, und der Herr kam doch nicht! Manchmal hatte dieser Glaube sogar ungünstige Folgen für die Sittlichkeit: Arbeitsamkeit und pflichtmäßige Sorge ließen nach, Vergnügungssucht und Bűßerwahn ergriffen die Menschheit.

Aber jedesmal, wenn in der Geschichte solche Erscheinungen sichtbar wurden, sind sie wirklich Zeichen eines Endes und eines neuen Anfangs.

Instinktmäßig, wie die Wandervögel den Winter, sehen die Menschen den Jahreszeitwechsel der Kultur kommen. Aber der Winter, welcher kommt, braucht nicht der letzte Winter überhaupt zu sein, der Frühling, der ihm folgt, nicht schon der ewige Frühling.

Augustin erwartete das Ende der Welt, aber es kam nur das Ende des abendländisch-römischen Kaisertums, ohne das sich Augustin und seine Zeitgenossen die Welt nicht denken konnten.

Er sah mit Prophetenblick ein neues Reich kommen. Er meinte, es sei die Civitas Dei in ihrer Vollendung. Es kam aber das christlich-germanische Weltreich und das mit ihm in Kampf und Liebe verstrickte Weltreich der mittelalterlichen Kirche.

Wenn solche Zeiten kommen, tut Gott immer einen Schritt weiter auf dem Wege der Geschichte, aber es braucht nicht der letzte Schritt zu sein.

Eine solche Zeit ist auch über uns gekommen.

Wir hatten uns sehr gewöhnt an den bisherigen Zustand der Welt und können es kaum fassen, daß ein anderer Zustand ebenso gottgewollt sein kann. Es ist aber des katholischen Menschen nicht würdig, die Auflösung der alten Welt nur mit Klage und Jammer zu begleiten. Öffnet doch eure Augen: Der Herrgott hebt seinen Fuß und geht einen Schritt weiter! Stand sein Fuß bisher auf Europa, so wird er bald auf Asien stehen, wie er dereinst vom Boden der griechisch-römischen Kultur weiter-schritt auf den Boden der christlich-germanischen Kultur. Den Griechen und Römern waren einst die Germanen ebenso fremd und verächtlich, Barbaren, also nicht einmal rechte Menschen, ganz so wie uns die Bewohner des inneren Asiens.

Gott füllt nie den neuen Wein in alte Schläuche. Die äußeren Formen, sowohl die staatlichen wie die kirchlichen, die sozialen überhaupt, in denen wir leben, sind schon redlich alt geworden und recht zerschunden und zerrissen. Betteln wir nicht um ihre Erhaltung, Gott wirft sie doch weg! Flicken wir nicht gar zuviel an ihnen, Gott wirft sie doch weg!

Die Kirche bleibt bestehen, auch wenn alle ihre bisherigen Formen zerbrochen werden, und die Menschen finden schon wieder eine Form des gesellschaftlichen Beieinanderseins, auch wenn das Geld nicht mehr ihre Stände scheidet und ihre Gruppen gliedert, auch wenn das Schwert nicht mehr die Rolle des Hirtenstabes spielen darf.

Wir denken, es gehe nicht mehr ohne Kapitalismus, Geldverkehr, Zinswirtschaft, Börse, ohne das bisher gewohnte Verhältnis von Arbeitgeber und Arbeitnehmer;

ach, bis zu den Zeiten Augustins dachte man auch, es ginge nicht ohne Sklaverei. Und es ging doch! Und der mittelalterliche Handwerkerstand, welcher einen Teil der alten Sklavenarbeit übernahm, hat so stolze und freie und gute Menschen hervorgebracht, daß man deutlich den Schritt Gottes nach vorwärts erkennt.



Es ist etwas Wahres daran: Für den katholischen Glauben, den man nur in der Jugendzeit mühsam zwischen den beiden Ausichten auf die Sende des Lehrers und auf ein Heiligenbildlein aus dem Brevier des Hochwürdigen Herrn lernt, für den katholischen Glauben, der in späteren Jugendjahren nur in der ewigen Plage mit Sünde und Beichte besteht und den man sonst nur noch zur Eheschließung, zur Kindertaufe und zum Sterben braucht, dafür kann man sich nicht viel kaufen. Er kostet vielmehr, wenn man nicht zu den ganz Unbemittelten gehört, ein ganz hübsches Stück Geld. Und in der Zeit der Not und des Krieges und im Elend eines Versailler Friedens kann er weder Trost noch Kraft sein.

Leer sind die angelernten Worte von Vaterliebe und Vorsehung Gottes.

Falsch sind sie. So viel geschah im Kriege, als ob es keine Vaterliebe und Vorsehung über den Sternen gäbe. Den wenigen Fällen wundersamen Schutzes stehen zahllose Fälle gegenüber, in denen selbst der kindlich Vertrauende ohne Schutz blieb. Menschen, für die kein Vater unser gebetet worden ist, wurden gerettet; Menschen, für die tausend Hände und tausend Herzen zu Gott flehten, gingen elend zugrunde.

Das zu ertragen, dazu gehört ein größerer Glaube als der angelernte katholische Glaube. Dazu gehört der katholische Glaube, der ganz zum eigenen Leben geworden ist, der ganz und gar Freude und lebendige Teilnahme an dem, was Gott tut, geworden ist, dem Tod und Leben nichts und Christus alles ist, der mit Gott keine Geschäfte und keine Lebensversicherung für sich und andere abschließen, sondern nur an dem großen Geschäfte Gottes, das wir Weltgeschichte nennen, demütig anbetend und sehnsuchtsvoll verstehend teilnehmen und das Leben Gottes selbst gewinnen will.

Leineweberglaube: Jeder Fadenschuß ins Kettengarn des eigenen Lebens und der Menschheitsgeschichte ein Gedanke an Gott, eine Linie näher der Vollendung der Welt, der zweiten Ankunft Christi, der Verherrlichung des Menschensohnes!

In der Verlagsbuchhandlung Herder & Co. G.m.b.H. zu Freiburg im Breisgau sind erschienen und können durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Grundriß der Patrologie

mit besonderer Berücksichtigung
des Lehrgehalts der Väterschriften

Von Dr. Gerhard Kaushen

6. u. 7. Auflage, neu bearbeitet von Dr. Joseph Wittig,
Professor an der Universität Breslau. 8° (XVI u. 330 S.)

„Der beliebte Grundriß der Patrologie von Kaushen hat in Wittig einen sorgfältigen, kenntnisreichen Herausgeber und Bearbeiter erhalten. Sowohl nach der technischen als der wissenschaftlichen Seite hat die neue Auflage an Wert gewonnen, so daß der Grundriß, bei der naturgemäß seltenen Neuauflage umfangreicherer Patrologien, kaum zu entbehren ist. Besonders dankbar darf man begrüßen, daß die dogmengeschichtlichen Abschnitte erweitert und vertieft worden sind. Der Grundriß bietet daher auch dem Seelsorgpriester Anregung und Hilfe und wird vor allem ein stets mahnender Führer zur christlichen Erweisheit der heiligen Väter sein.“ (Kirche und Kanzel, Paderborn 1921, Heft 3.)

„Das Beispiel der Beichtfrage hat mir die Bedeutung dieses Buches klargemacht. Wir hatten uns auf der Frühjahrskonferenz ausgiebig mit dem Thema beschäftigt, und nun sah ich zu meinem Staunen, wie knapp, wie bequem, wie solid Kaushen-Wittig uns das Material nach dem neuesten Forschungsstand vorlegt. . . .“ (Rottenburger Monatschrift 1921, 10. Heft.)

Wittig, Dr. Joseph: Die altchristlichen Skulpturen im Museum der deutschen Nationalstiftung am Campo Santo in Rom untersucht und veröffentlicht. Festschrift zur Silberhochzeit des deutschen Kaiserpaares herausgegeben vom Priesterkollegium am Campo Santo. (Röm. Quartalschrift, [15.] Supplement-Heft) gr. Folio. (144 S.; 6 Tafeln)

– **Papst Damasus I.** Quellenkritische Studien zu seiner Geschichte und Charakteristik. (Röm. Quartalschrift, 14. Supplement-Heft) Lex. 8° (XVI u. 112 S.)

In der Verlagsbuchhandlung Herder & Co. G.m.b.H.
zu Freiburg im Breisgau sind erschienen und können durch
alle Buchhandlungen bezogen werden:

Karl Jakubczyk

Domvikar in Breslau

Denk Jesu nach!

Ausgewählte deutsche Christusgedichte
aus allen Jahrhunderten

Mit einer literarhistorischen Einleitung herausgegeben.
8° (XIV u. 376 S.)

„Das Buch bereitet mir herzliche Freude. Es ist nicht nur eine glückliche Auswahl und Zusammenstellung mit wertvoller Einleitung, sondern erschließt auch den Lesern Schätze edelster Lyrik und tief empfundener Frömmigkeit, die viele von ihnen nicht geahnt hatten. Ich rechne bestimmt auf dankbare Aufnahme in weiten Kreisen der gebildeten Katholiken.“

(Kardinal Adolf Bertram, Fürstbischof von Breslau.)

Dante

Sein Leben und seine Werke

Mit einem Titelbild. 8° (XII u. 292 S.)

„Dieses sorgfältig und umsichtig geschriebene Werk ist als Zusammenfassung des Wissenswerten über Dante wirklich sehr empfehlenswert. Es ist ein sehr guter Führer in die Dante-Lektüre.“

(Univ.-Prof. Dr. E. Krebs.)

„... Die Arbeit ruht auf einer gründlichen Kenntnis der einschlägigen Literatur, stellt deren Ergebnisse in einheitlicher Darstellung zusammen, scheidet mit glücklicher Hand das weniger Wichtige aus, läßt die zahllosen Streitfragen zurücktreten, ohne sie zu übergehen, hat aber auch vor allem ein Eigenes zu bieten: das lebendige Verhältnis, das der Verfasser zu seinem Stoff gefunden hat, das dem Buch die persönliche Note, das ihm seinen Reiz und seine Werbekraft verleiht. . . .“

(Göschland, München 1921, Heft 11.)



KSIEGARNIA
ANTYKWARIAT



.....

E * 102099

.....

Wojewódzka Biblioteka
Publiczna w Opolu

4437 \$



001-004437-00-0

